

roro
roro



SJÖWALL WAHLÖÖ

EIN KOMMISSAR-BECK-ROMAN

Scan by Schlauflos

Verschlossen und verriegelt

Das schwedische Autorenduo Maj Sjöwall und Per Wahlöö schrieb einen Zyklus von zehn Kriminalromanen um Kommissar Martin Beck, die zu einem einzigartigen Welterfolg wurden. Mit ihrer Mischung aus Gesellschaftskritik, Spannung und Unterhaltung haben Sjöwall/Wahlöö die Spannungsliteratur revolutioniert und eine ganze Generation von Krimiautoren geprägt. Sie gelten als Eltern des skandinavischen Kriminalromans und sind erklärte Vorbilder von Autoren wie Henning Mankell und Hakan Nesser. Die zehn Bände der Kommissar-Beck-Reihe sind in 35 Sprachen übersetzt worden und erreichten bisher eine Gesamtauflage von über 10 Millionen Exemplaren. Alle Romane wurden außerdem sehr erfolgreich fürs Fernsehen verfilmt.

Maj Sjöwall, 1935 in Stockholm geboren, studierte Graphik und Journalismus und arbeitete für verschiedene Zeitschriften. Sie lebt heute als Übersetzerin in Stockholm.

Per Wahlöö, 1926 im schwedischen Lund geboren, machte nach dem Studium der Geschichte als Journalist Karriere. In den fünfziger Jahren ging er nach Spanien und wurde 1956 vom Franco-Regime ausgewiesen. Nach verschiedenen Reisen um die halbe Welt ließ er sich wieder in Schweden nieder und arbeitete dort als Schriftsteller. Per Wahlöö starb 1975 in seiner Heimatstadt.

MAJ SJÖWALL I PER WAHLÖÖ
Verschlossen und verriegelt
EIN KOMMISSAR-BECK-ROMAN I MIT EINEM VORWORT VON
HAKAN NESSER

V O R W O R T

Hakan Nesser

Es ist eine etwas seltsame Erfahrung, Maj Sjöwalls und Per Wahlöös *Verschlossen und verriegelt* nach vierunddreißig Jahren wieder zu lesen. Damals -1972 - war ich ein glühender Anhänger der politischen Linken und des Autorenteams Sjöwall/Wahlöö. Trotz ständiger Geldsorgen war es für mich undenkbar, auf die Taschenbuchausgabe eines neuen Martin-Beck-Romans zu warten, ich musste die gebundene Ausgabe haben. Ich weiß noch, dass ich *Verschlossen und verriegelt* in der ersten Woche nach Erscheinen in der Buchhandlung Lundequist in Uppsala kaufte. Ich las und las, genoss in vollen Zügen und reichte das Buch an den Nächsten in unserer Wohngemeinschaft weiter. Mein Exemplar wurde im ersten Monat bestimmt von zehn Personen gelesen. Die Leute standen gleichsam Schlange.

Und alle liebten den Roman; wenn man wie ich jetzt zurückblickt, fällt einem auf, dass auch Menschen, die politisch nicht sonderlich links standen, das Buch toll fanden. Letzteres sagt so einiges darüber, wie sehr sich die Tonlage und die Ausgangspunkte der gesellschaftlichen

Diskussion im Laufe der letzten dreieinhalb Jahrzehnte verschoben haben. Junge Konservative würden heutzutage nie und nimmer *Verschlossen und verriegelt* verschlingen. Sie würden Ausschlag bekommen. Allerdings gab es, wenn ich es recht bedenke, in meinem damaligen Bekanntenkreis auch nicht gerade viele junge Konservative. ,

5

Jedenfalls ist es das, was einen beim Wiederlesen aufmerken lässt: die grobschlächtige - zeitweilig parodistisch grobschlächtige - Gesellschaftskritik. Selbsternannte Experten und Krimi-Kenner pflegen zu sagen, dass ihnen die frühen Bücher in der Romanreihe um Martin Beck am besten gefallen; am Ende wird alles zu politisch, fast propagandistisch. Die Botschaft schwächt die Geschichte.

Damit liegen sie sicher nicht ganz falsch. Das letzte Wort im letzten Roman ist Marx, was natürlich kein Zufall ist. *Verschlossen und verriegelt* ist der achte Band in der Serie und das Buch, in dem Martin Beck in seinen Beruf zurückkehrt, nachdem er bei einer Schießerei auf einem Stockholmer Hausdach fast das Leben verloren hat (in *Das Ekel von Säffle*, nach dem der Regisseur Bo Widerberg seinen großartigen Film «Der Mann auf dem Dach» gedreht hat - die mit Abstand beste Beck-Verfilmung). Martin Beck ist nach seiner Rekonvaleszenz besonders düsterer Stimmung. Er findet sich in der Gesellschaft nicht mehr zurecht. Er fühlt sich unwohl in seiner Rolle als Polizist. Er befindet sich in seinem eigenen verschlossenen und verriegelten Raum, aus dem er sich aus eigener Kraft nicht mehr befreien kann - es gibt nur einen Weg hinaus: eine Frau. Schließlich taucht sie auch auf. Ihr Name ist Rhea Nielsen, und mit ihrer femininen Wärme, ihrer Fürsorglichkeit und Solidarität steht sie für all das, woran es draußen in der Gesellschaft fehlt. Denn da draußen ist es kalt. Die unverblümte Schilderung eines Schwedens, das auf eine Totalhavarie zusteurt, ist deutlich, wenn nicht überdeutlich. Nichts funktioniert. Beamte sind grundsätzlich korrupt, das Gesundheitssystem steht kurz vor dem Kollaps, neun von zehn Polizisten sind Idioten, und wenn Martin Beck durch einen Park in Stockholm flaniert, muss er über Alkoholiker und Drogensüchtige steigen, die allerorten herumliegen und auf etwas warten. Vielleicht warten sie auf 6

Pflege, denkt er ironisch. Die Autoren scheuen sich nicht, die Lage im Land selbst zu beschreiben, will sagen, ohne ihre Gedanken einer der Hauptpersonen in den Mund zu legen. Schweden ist auf dem besten Weg, eine Art rechte Diktatur zu werden, behaupten Sjöwall und Wahlöö: Alles geht den Bach runter, und die Bürger, die es nicht geschafft haben, sich das Leben zu nehmen oder auszuwandern, werden zu Sklaven der neuen Machthaber werden. Et cetera. Ja, das Ganze ist so dystopisch, dass es heute - vierunddreißig Jahre später - fast schon ein bisschen komisch wirkt. Man muss mit historischer Brille lesen, obwohl es sich um Gegenwartsgeschichte handelt. Aber so wurde die Debatte damals geführt, so grobes Geschütz fuhr man auf, so deutlich war die Trennlinie

zwischen rechts und links. Und paradoxerweise gehört gerade das heute zu den Stärken des Romans: sich daran erinnern zu dürfen, wie es damals war - und möglicherweise diese schwerere Artillerie in der lauen Mitte des Marktes, in der wir mittlerweile gelandet sind, vermissen zu dürfen. Wenn man links wählte, war man damals Kommunist. Kein Zweifel, man wollte eine andere Gesellschaft.

Aber es gibt auch anderes, was *Verschlossen und verriegelt* heute noch immer zu einer höchst unterhaltsamen Lektüre macht. Die Komposition - die Story - ist glänzend; alles, was die Polizei anpackt, geht zur Hölle, aber es ist eine ausgesprochen vergnügliche Höllenfahrt. Es gibt diverse Höhepunkte, zum Beispiel die Erstürmung einer Wohnung auf Danviksklippan, ein Slapstick-Klassiker, den man immer wieder lesen kann. Und obwohl die Arbeit der Polizei von fast hundertprozentiger Inkompotenz geprägt ist, wendet sich am Ende in gewisser Weise doch alles zum Guten. Der arme Schurke Mauritzon bekommt, was er verdient, obwohl die Polizei (mit Ausnahme

7

Martin Becks) praktisch alles falsch verstanden hat. Das Porträt des Irren und Staatsanwalts Bulldozer Olsson ist heute noch so lustig wie vor vierunddreißig Jahren, der Unterschied ist allenfalls, dass man sein Porträt damals psychologisch einigermaßen glaubwürdig fand. Doch wer weiß, wer heute Leif G. W. Perssons Polizeiromane liest oder ihm zuhört, gewinnt eher nicht den Eindruck, dass sich die Dinge in der Zwischenzeit gebessert haben. Die schwedische Polizei besteht zu einem Großteil aus Idioten, je höher in der Hierarchie, desto größere - und desto gefährlichere.

Man fragt sich, wie manche Dinge trotzdem funktionieren können. Vielleicht ist es wie in *Verschlossen und verriegelt*. Die Missgeschicke heben einander auf, und aus zweimal minus wird manchmal plus. Außerdem gibt es Ausnahmen. Es gibt gute Polizisten, Beck und Kollberg, Rönn und Gunvald Larsson - jeder von ihnen ist auf seine Art ein moralisch denkendes Individuum. Obwohl die Zeiten finsterer werden, machen sie weiter ihren Job, bekämpfen sie weiter alle möglichen Spielarten des Bösen - wenn es in *Verschlossen und verriegelt* so etwas wie Hoffnung gibt, dann in Gestalt dieser einzelnen Polizisten. Aber richtig positiv wird es nie. Früher war es auch nicht besser.

Verschlossen und verriegelt

Die Glocken der Mariakirche schlügen zwei, als sie aus der U-Bahn-Station in der Wollmar Yxkullsgatan kam. Sie blieb stehen und zündete sich eine Zigarette an, ehe sie mit schnellen Schritten zum Mariatorget ging.

Der Klang der Kirchenglocken hing wabernd in der Luft und erinnerte sie an die düsteren Sonntage ihrer Kindheit. Sie war nur wenige Häuserblocks von der Mariakirche entfernt geboren und aufgewachsen, in ihr war sie getauft und vor fast zwölf Jahren konfirmiert worden. Von der Feier und dem Konfirmationsunterricht war ihr nur im Gedächtnis

geblieben, dass sie den Pfarrer gefragt hatte, was Strindberg meinte, als er vom «milzsüchtigen Diskant» der Marienglocken schrieb, aber an seine Antwort konnte sie sich nicht mehr erinnern. Die Sonne brannte ihr im Rücken, und als sie die Sankt Paulsgatan überquert hatte, verlangsamte sie ihre Schritte, um nicht ins Schwitzen zu geraten.

Plötzlich spürte sie, wie nervös sie in Wirklichkeit war, und bereute, keine Beruhigungstablette genommen zu haben, bevor sie das Haus verließ. Als sie den Springbrunnen in der Mitte des Platzes erreichte, tauchte sie ihr Taschentuch ins kalte Wasser, wischte sich mit dem nassen Tuch hastig über das Gesicht, putzte ihre Sonnenbrille mit einem Zipfel der hellblauen Bluse und setzte sie wieder auf. Die Brille hatte große, spiegelnde Gläser und verbarg den oberen Teil ihres Gesichts. Dann nahm sie ihren breitkrempigen blauen Denimhut ab, hob die glatten blonden Haare an, die so lang waren, dass sie die Schultern der Bluse berührten, und wischte sich den Schweiß aus dem Nacken. Sie

11

setzte den Hut wieder auf, zog ihn in die Stirn und blieb, das Taschentuch in der Hand zu einem Ball zusammengeknüllt, regungslos sitzen.

Kurz darauf breitete sie das Taschentuch neben sich auf der Bank aus und wischte ihre Handflächen an der Jeans trocken. Sie schaute auf ihre Armbanduhr, auf der es zwölf Minuten nach zwei war, und gab sich drei Minuten, um sich zu beruhigen, ehe sie weitergehen musste.

Als es Viertel nach schlug, öffnete sie die Klappe der dunkelgrünen Umhängetasche aus Segeltuch auf ihrem Schoß, griff nach dem Taschentuch, das mittlerweile knochentrocken war, und ließ es in die Tasche fallen, ohne es zusammenzufalten. Anschließend stand sie auf, schob sich den Riemen aus Sattelgurt über die rechte Schulter und ging los. Während sie sich der Hornsgatan näherte, legte sich ihre Nervosität ein wenig, und sie redete sich ein, dass alles gutgehen würde.

Es war ein Freitag, der letzte Tag im Juni, und für viele hatte gerade der Urlaub begonnen. Auf der Hornsgatan herrschte reger Verkehr, auf der Fahrbahn ebenso wie auf den Bürgersteigen. Nachdem sie den Platz überquert hatte, wandte sie sich nach links und gelangte in den Schatten der Häuser. Sie hoffte, dass sie das Richtige getan hatte, als sie sich für diesen Tag entschied. Sie hatte die Vor- und Nachteile gegeneinander abgewogen und war sich bewusst, dass sie das Projekt eventuell um eine Woche verschieben musste. Das wäre zwar kein größeres Malheur, aber sie wollte sich nur ungern dem nervlichen Druck aussetzen, der durch die Wartezeit entstehen würde.

Sie erreichte ihr Ziel früher als berechnet und blieb auf der schattigen Seite stehen, während sie das große Fenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite beobachtete. Die Sonne spie-

12

gelte sich in der blanken Glasfläche, und der dichte Verkehr versperrte ihr zeitweilig die Sicht, aber sie konnte immerhin erkennen, dass die

Vorhänge zugezogen waren. Sie ging langsam auf dem Bürgersteig auf und ab, während sie so tat, als sähe sie sich die Schaufenster an, und obwohl ein Stück die Straße hinunter vor dem Laden eines Uhrmachers eine große Uhr hing, blickte sie immer wieder auf ihre Armbanduhr. Die Tür auf der anderen Straßenseite ließ sie keinen Moment aus den Augen. Als es fünf vor drei war, ging sie zum Zebrastreifen an der Kreuzung, und vier Minuten später stand sie vor dem Eingang der Bank.

Ehe sie die Tür aufschob und eintrat, klappte sie ihre Tasche auf.

Sie ließ den Blick durch den Raum schweifen, der die Filiale einer großen Bank beherbergte. Er war lang gezogen, und die Eingangstür und das einzige Fenster bildeten die eine der beiden Stirnseiten. Rechter Hand verlief vom Fenster bis zur hinteren Querwand ein Tresen, linker Hand befanden sich vier in der Wand verankerte Schreibtische und dahinter ein flacher runder Tisch und zwei Hocker, die mit rotkariertem Stoff bezogen waren. Am hinteren Ende des Raums führte eine ziemlich steile Treppe, die hinter einer Biegung verschwand, vermutlich zum Tresorraum und den Bankfächern hinab. Außer ihr hielt sich nur ein Kunde in der Filiale auf, ein Mann, der am Schalter stand und Geldscheine und Papiere in seiner Aktentasche verstaute.

Hinter dem Tresen saßen zwei weibliche Angestellte, und weiter hinten stand ein Mann und blätterte in einer Kartei. Sie ging zu einem der Schreibtische und kramte aus dem Außenfach ihrer Tasche einen Stift hervor, während sie aus den Augenwinkeln beobachtete, wie der Kunde mit der Aktentasche zur

13

Tür hinausging und auf die Straße trat. Sie nahm ein Formular aus dem Ständer und kritzelte darauf herum. Es dauerte nicht lange, bis sie den Filialleiter zur Tür gehen und diese abschließen sah. Anschließend bückte er sich und löste den Haken, der die innere Tür offen hielt, und während sie mit einem leisen Seufzer zufiel, kehrte er an seinen Platz hinter dem Tresen zurück.

Sie zog das Taschentuch heraus, hielt es in der linken Hand und tat, als würde sie sich die Nase putzen, während sie mit dem Formular in der anderen Hand zum Schalter ging. Als sie den Kassenschalter erreichte, stopfte sie das Formular in die Tasche, holte den Nylonbeutel heraus, legte ihn auf den Tresen, nahm die Pistole, richtete sie auf die Kassiererin und sagte mit dem Taschentuch vor dem Mund: «Das ist ein Überfall. Die Pistole ist geladen, und ich schieße, wenn Sie Ärger machen. Packen Sie alles Geld in den Beutel.»

Die Frau hinter dem Tresen starrte sie an, griff langsam nach dem Nylonbeutel und legte ihn vor sich hin. Die andere Frau, die sich sitzend die Haare kämmte, hielt mitten in der Bewegung inne und ließ langsam die Hände sinken. Sie öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, brachte aber keinen Ton heraus. Der Mann, der immer noch hinter seinem Schreibtisch stand, machte eine heftige Bewegung, worauf sie sofort die Pistole auf ihn richtete und schrie:

«Stillgestanden! Und halten Sie die Hände so, dass ich sie sehen kann.»
Sie wedelte mit dem Pistolenlauf ungeduldig in Richtung der
offensichtlich wie gelähmten Frau an der Kasse und fuhr fort:
«Beeilen Sie sich mit dem Geld. Alles!»

Die Kassiererin begann, bündelweise Geldscheine in den Beutel
14

zu packen, und legte ihn, als sie fertig war, auf den Tresen. Der Mann am Schreibtisch sagte auf einmal: «Das schaffen Sie nie. Die Polizei wird ...»
«Schnauze», schrie sie.

Dann warf sie das Taschentuch in die offene Umhängetasche und griff nach dem Nylonbeutel, der sich angenehm schwer anfühlte. Sie richtete die Pistole abwechselnd auf die drei Bankangestellten, während sie langsam rückwärts zur Tür ging. Plötzlich kam jemand von der Treppe am hinteren Ende des Raums auf sie zugerannt. Ein großer blonder Mann in einer weißen, sorgsam gebügelten Hose und einer blauen Clubjacke mit glänzenden Knöpfen und einem großen, goldgestickten Emblem auf der Brusttasche.

Ein lauter Knall erfüllte den ganzen Raum und hallte zwischen den Wänden wider, ihr Arm wurde hochgerissen, und sie sah, wie der Mann mit dem Goldemblem nach hinten geschleudert wurde, und auch, dass seine Schuhe ganz neu und weiß waren und dicke rote, geriffelte Gummisohlen hatten, und erst als sein Kopf mit einem hässlichen, dumpfen Laut auf den Steinfußboden schlug, begriff sie, dass sie ihn erschossen hatte. Sie warf die Pistole in die Tasche, starrte mit irrem Blick die drei schreckerstarren Menschen hinter dem Tresen an und rannte zur Tür. Mit fahriegen Bewegungen schloss sie auf und dachte, bevor sie hinaustrat: Ruhig jetzt, ich muss ganz ruhig gehen, aber kaum war sie auf dem Bürgersteig, eilte sie im Laufschritt zur nächsten Querstraße.

Die Menschen um sich herum nahm sie gar nicht wahr, spürte nur, dass sie mehrere Personen anstieß. Der Schuss dröhnte immer noch in ihren Ohren.

Sie bog um die Straßenecke und rannte mit dem Beutel in der Hand und der schweren Tasche, die gegen ihre Hüfte schlug, los. Sie riss die Tür zu dem Haus auf, in dem sie als Kind gewohnt

15
hatte, lief den vertrauten Weg auf den Hinterhof hinaus, wo sie innehielt und dann weiterging. Sie durchquerte den Flur eines Hinterhauses und kam auf einen weiteren Hof. Dort stieg sie die steile Treppe zu einem Keller hinunter und setzte sich auf die unterste Treppenstufe.

Sie versuchte, den Nylonbeutel in der Schultertasche zu verstauen, aber er passte nicht hinein. Sie nahm den Hut, die Brille und die blonde Perücke ab und stopfte alles in die Tasche. Sie hatte dunkle und kurze Haare. Sie knöpfte ihre Bluse auf, zog sie aus und legte sie ebenfalls in die Tasche. Darunter trug sie ein schwarzes Baumwollshirt mit kurzen Ärmeln. Dann hängte sie sich die Tasche über die linke Schulter, nahm

den Nylonbeutel und stieg wieder zum Hof hinauf. Sie passierte weitere Türen und mehrere Hinterhöfe und kletterte über zwei Mauern, bis sie schließlich auf einer Straße am anderen Ende des Häuserblocks stand. In einem Supermarkt kaufte sie zwei Liter Milch, legte die Milchkartons in eine Einkaufstüte und den schwarzen Nylonbeutel obendrauf.

Anschließend ging sie zur Station Slussen und fuhr mit der U-Bahn nach Hause.

2

Gunvald Larsson traf in seinem eigenen, höchst privaten Auto am Tatort ein. Es war ein roter EMW, ein in Schweden ausgesprochen seltenes Fabrikat, und nach Meinung vieler Leute reichlich exklusiv für einen Ersten Kriminalassistenten, vor allem, wenn der den Wagen im Dienst benutzte.

16

An diesem schönen Freitagnachmittag hatte er es sich gerade hinter dem Lenkrad bequem gemacht, als Einar Rönn auf den Hof des Polizeipräsidiums hinausgerannt kam und seine Pläne für einen ruhigen Abend daheim in Bollmora durchkreuzte. Einar Rönn war ebenfalls Erster Kriminalassistent im Dezernat für Gewaltdelikte und vermutlich der einzige Freund, den Gunvald Larsson hatte, und als er sagte, es tue ihm leid, dass Gunvald Larsson seinen freien Abend opfern müsse, meinte er es tatsächlich so.

Rönn fuhr in einem Dienstwagen zur Hornsgatan, und als er dort eintraf, waren mehrere Streifenwagen und einige Beamte aus dem Polizeibezirk Södermalm vor Ort und Gunvald Larsson bereits in der Bankfiliale. Vor der Bank hatte sich eine kleine Menschenmenge gebildet, und als Rönn den Bürgersteig überquerte, kam einer der uniformierten Beamten, die herumstanden und die Schaulustigen anstarnten, auf ihn zu und sagte:

«Ich habe hier zwei Zeugen, die sagen, sie hätten den Schuss gehört. Was soll ich mit ihnen machen?» «Halte sie noch ein bisschen hin», antwortete Rönn. «Und sieh zu, dass du die Gaffer verscheuchst.» Der Polizist nickte, und Rönn betrat die Bank. Auf dem Marmorfußboden zwischen dem Tresen und der Reihe von Schreibtischen lag der Tote auf dem Rücken, die Arme vom Körper weggestreckt und das linke Knie angewinkelt. Ein Hosenbein war hochgerutscht und entblößte eine schneeweisse Orionsocke mit einem dunkelblauen Anker am Strumpfbein sowie einen braungebrannten Unterschenkel, der von glänzenden blonden Haaren bedeckt war. Die Kugel hatte den Mann mitten ins Gesicht getroffen, und Blut und Gehirnsubstanz waren aus dem Hinterkopf geflossen. Das Bankpersonal war in der hinteren Ecke des Raums versam-

17

melt, und vor ihnen saß Gunvald Larsson mit halbem Hintern auf dem Schreibtisch, den Oberschenkel über die Tischecke gelegt. Er notierte

sich etwas, während eine der Frauen mit gellender, aufgeregter Stimme sprach.

Als Gunvald Larsson sah, dass Rönn hereinkam, hob er seine rechte, große flache Hand in Richtung der Frau, die augenblicklich mitten im Satz verstummte. Gunvald Larsson stand auf, schlug die Tresenklappe zurück und ging mit dem Notizblock in der Hand zu Rönn. Er nickte zu dem Mann auf dem Fußboden und sagte:

«Kein besonders schöner Anblick. Wenn du hier übernimmst, kann ich die Zeugen woanders hinbringen, vielleicht zur alten Wache 2 in der Rosenlundsgatan. Dann könnt ihr hier in Ruhe arbeiten.» Rönn nickte. «Eine Frau soll das angerichtet haben», sagte er. «Das Geld hat sie mitgehen lassen. Hat einer gesehen, in welche Richtung sie verschwunden ist?»

«Von den Bankangestellten jedenfalls keiner», erwiederte Gunvald Larsson. «Draußen hat anscheinend ein Typ gestanden und beobachtet, wie ein Auto weggefahren ist, aber er hat die Nummer nicht gesehen und ist sich auch bei der Automarke nicht sicher, das bringt uns also nicht sonderlich weiter. Ich werde mich später mit ihm unterhalten.»

«Und wer ist das?», fragte Rönn mit einem kurzen Nicken zu dem Toten. «Irgendein Idiot, der den Helden spielen wollte. Er hat versucht, sich auf die Bankräuberin zu stürzen, worauf sie ihn natürlich vor lauter Schreck erschossen hat. Ein Kunde der Bank, das Personal kennt ihn. Er war unten an seinem Bankfach und kam mittendrin die Treppe dahinten hoch.» Gunvald Larsson schaute in seinen Notizblock.

18

«Er war Diplomsportlehrer und hieß Girdon. Mit ä.» «Vielleicht hat er gedacht, er wäre Flash Gordon», meinte Rönn.

Gunvald Larsson warf ihm einen forschenden Blick zu. Rönn errötete und sagte ablenkend:

«Jau, in dem Ding da gibt es bestimmt Bilder von der Bankräuberin.» Er zeigte auf eine Kamera, die unter der Decke hing. «Vorausgesetzt, sie ist richtig eingestellt und es ist überhaupt ein Film drin», sagte Gunvald Larsson skeptisch. «Und falls die Kassiererin daran gedacht hat, den Knopf zu drücken.» Die meisten Bankfilialen waren mittlerweile mit Kameras ausgestattet, die zu filmen begannen, sobald der Angestellte an der Kasse auf einen Knopf im Fußboden trat. Das war die einzige Maßnahme, die das Personal im Falle eines Überfalls ergreifen sollte. Seit es immer häufiger zu bewaffneten Banküberfällen kam, hatten die Geldinstitute ihre Angestellten angewiesen, das verlangte Geld auszuhändigen und ansonsten nichts zu unternehmen, um die Täter aufzuhalten oder zu behindern und sich damit in Lebensgefahr zu bringen. Diese Verhaltensregel war nicht, wie man womöglich fälschlicherweise annehmen könnte, aus humanitären Gründen oder Sorge um die Bankangestellten angeordnet worden, sondern basierte auf der Erfahrung, dass es für Banken und Versicherungen billiger war, den Räuber mit seiner Beute entkommen zu lassen, als Schadensersatz und

möglicherweise lebenslängliche Unterhaltszahlungen an hinterbliebene Familien zu leisten. Was leicht passieren konnte, falls jemand verletzt oder getötet wurde. Der Gerichtsmediziner traf ein, und Rönn ging zu seinem Wagen hinaus, um seine Mordfalltasche zu holen. Er benutzte alte Methoden, nicht selten ohne Erfolg. Gunvald Larsson marschierte mit den drei Bankangestellten und weiteren vier

19

Personen, die sich als Zeugen gemeldet hatten, zur alten Polizeiwache in der Rosenlundsgatan.

Er durfte eins der Vernehmungszimmer benutzen, wo er seine Wildlederjacke auszog und über den Stuhlrücken hing, ehe er mit einer ersten Befragung begann.

Während die Aussagen der drei Bankangestellten praktisch identisch waren, fielen die der vier anderen Zeugen dafür umso unterschiedlicher aus.

Der erste dieser Zeugen war ein zweiundvierzigjähriger Mann, der sich zum Zeitpunkt des Schusses in einem Hauseingang fünf Meter von der Bank entfernt aufhielt. Er hatte eine junge Frau mit schwarzem Hut und Sonnenbrille vorbeihasten sehen, und als er, seinen Worten zufolge, eine halbe Minute später die Straße hinabblickte, war ihm in fünfzehn Metern Entfernung ein grüner Pkw aufgefallen, vermutlich ein Opel, der mit einem Kavalierstart vom Bürgersteig auf die Straße ausscherte. Das Auto entfernte sich schnell Richtung Hornsplan, und er meinte gesehen zu haben, dass die junge Frau mit dem Hut auf dem Rücksitz saß. Das Kennzeichen des Wagens hatte er nicht entziffern können, glaubte aber, die Kennung AB für den Regierungsbezirk Stockholm erkannt zu haben. Die nächste Zeugin war Besitzerin eines Ladens, der Wand an Wand mit der Bankfiliale lag, und hatte in der offenen Tür ihres Geschäfts gestanden, als sie einen Knall hörte. Sie war zunächst davon ausgegangen, dass das Geräusch aus der Kochnische hinter ihrem Verkaufsraum kam, und war in dem Glauben, ihr Gasherd wäre explodiert, dorthin geeilt. Als sie merkte, dass sie sich geirrt hatte, war sie zur Tür zurückgekehrt und hatte auf die Straße hinausgesehen, wo gerade ein großes blaues Auto mit quietschenden Reifen davonraste. Im selben Moment war eine Frau aus der Bank gekommen und hatte geschrien, es sei jemand erschossen worden. Die Ladenbesitzerin hatte nicht

20

gesehen, wer in dem Wagen saß oder welches Kennzeichen er hatte, und sie kannte sich auch mit Automarken nicht aus, fand aber, dass er einem Taxi ähnelte.

Der dritte Zeuge war ein zweiunddreißigjähriger Metallarbeiter, der einen detaillierteren Bericht abgab. Den Schuss hatte er nicht gehört, jedenfalls nicht bewusst. Er war den Bürgersteig entlanggegangen, als die junge Frau aus der Bank kam. Sie hatte es eilig gehabt und ihn im Vorbeigehen angerempelt. Er hatte zwar ihr Gesicht nicht gesehen, schätzte ihr Alter jedoch auf circa dreißig Jahre. Sie war mit einer blauen Hose und einem

Hemd bekleidet, hatte einen Hut auf dem Kopf und trug einen dunklen Beutel in der Hand. Er hatte gesehen, wie sie zu einem Auto mit der Kennung A für Stockholm-Stadt und zwei Dreien auf dem Nummernschild ging. Der Wagen war ein hellbeigefarbener Renault 16 gewesen. Ein schlanker Mann, schätzungsweise zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt, hatte am Steuer gesessen. Er hatte lange, strähnige schwarze Haare, trug ein kurzärmeliges weißes Baumwollshirt und war auffallend blass. Ein zweiter, etwas älter wirkender Mann hatte auf dem Bürgersteig gestanden und der jungen Frau die hintere Wagentür aufgehalten. Sobald er hinter ihr die Tür geschlossen hatte, war er auf der Beifahrerseite eingestiegen. Dieser Mann war von kräftiger Statur, etwa eins achtzig groß und hatte aschblondes, krauses und sehr volles Haar. Sein Gesicht war krebsrot. Er hatte eine schwarze Hose mit weiten Beinen und ein schwarzes Hemd aus einem glänzenden Material an. Das Auto war auf die Gegenfahrbahn gebogen und Richtung Slussen davongefahren.

Nach diesen Zeugenaussagen war Gunvald Larsson ein wenig verwirrt und las sich durch, was er notiert hatte, ehe er den letzten Zeugen hereinrief.

Dieser stellte sich als ein fünfzigjähriger Uhrmacher heraus,
21

der direkt vor der Bank in seinem Auto gesessen und gewartet hatte, während sich seine Frau in einem Schuhgeschäft auf der anderen Straßenseite aufhielt. Das Seitenfenster war heruntergekurbelt gewesen, und er hatte den Schuss gehört, ohne zu reagieren, da man auf einer derart stark befahrenen Straße wie der Hornsgatan so viele Geräusche hörte. Es war fünf Minuten nach drei gewesen, als er die Frau aus der Bank kommen sah. Sie war ihm aufgefallen, weil sie es so eilig zu haben schien, dass sie sich nicht einmal die Zeit nahm, sich zu entschuldigen, als sie eine alte Dame anrempelte, und er hatte gedacht, dass dies ganz typisch für Stockholmer war, so gehetzt und unfreundlich zu sein. Er selbst stammte aus Södertälje. Die Frau hatte eine lange Hose getragen und etwas auf dem Kopf gehabt, das ihn an einen Cowboyhut erinnerte, und sie hatte einen schwarzen Beutel in der Hand gehalten. Sie war zur nächsten Querstraße gelaufen und um die Ecke verschwunden. Nein, sie war in kein Auto gestiegen und auch nicht unterwegs stehengeblieben, sondern schnurstracks zur Straßenecke gegangen und verschwunden. Gunvald Larsson malte einen Kringel um die Personenbeschreibungen der beiden Männer in dem Renault, stand auf, sammelte seine Papiere ein und warf einen Blick auf die Uhr. Es war inzwischen bereits sechs. Vermutlich hatte er sich unnötig viel Arbeit gemacht. Das Aussehen der verschiedenen Autos war zu einem wesentlich früheren Zeitpunkt schon von den Polizisten gemeldet worden, die als Erste am Tatort eingetroffen waren. Außerdem ergab sich aus den Zeugenaussagen kein eindeutiges Bild.

Natürlich war wie immer alles gründlich schiefgegangen.

Er dachte einen Augenblick darüber nach, ob er seinen besten Zeugen eventuell noch dabeihalten sollte, verwarf den Gedanken

22

jedoch. Allen schien daran gelegen zu sein, möglichst schnell nach Hause zu kommen.

Ehrlich gesagt, lag ihm selbst wohl am meisten daran. Obwohl das aller "Wahrscheinlichkeit nach eine vergebliche Hoffnung war. Also ließ er die Leute gehen. Er zog seine Jacke an und kehrte zur Bank zurück. Die sterblichen Überreste des tapferen Sportlehrers waren fortgeschafft worden, und ein junger Streifenpolizist stieg aus seinem Wagen und teilte mit, der Erste Kriminalassistent Rönn erwarte den Ersten Kriminalassistenten Larsson in seinem Büro. Gunvald Larsson seufzte und ging zu seinem Wagen.

3

Er erwachte und wunderte sich, dass er lebte.

Das war nichts Neues. Seit exakt fünfzehn Monaten hatte er die Augen Tag für Tag mit der gleichen verwirrten Frage im Kopf aufgeschlagen.

Wie ist es möglich, dass ich lebe? Und unmittelbar darauf: Warum? Kurz vor dem Aufwachen hatte er einen Traum. Auch der war fünfzehn Monate alt.

Er veränderte sich zwar laufend, folgte jedoch stets einem bestimmten Muster.

Er ritt. Im Galopp, vorgebeugt, und kalter Wind zerrte an seinen Haaren. Dann lief er den Bahnsteig in einem Bahnhof entlang. Vor ihm

23

war ein Mann, der eine Pistole hob. Er wusste, wer dieser Mann war und was passieren würde. Der Mann war Charles J. Guiteau und die Waffe eine Sportpistole der Marke Hämmerli International.

Wenn der Mann schoss, warf er selbst sich im gleichen Moment nach vorn und fing die Kugel mit seinem Körper ab. Der Schuss traf ihn mit der Wucht eines Vorschlaghammers mitten in die Brust. Er hatte sich ganz offensichtlich geopfert, nahm jedoch gleichzeitig wahr, dass seine Tat vergebens gewesen war. Der Präsident lag bereits zusammengesackt auf der Erde, der glänzende Zylinder war ihm vom Kopf gefallen und beschrieb rollend einen Halbkreis.

Wie immer wachte er auf, sobald die Kugel ihn traf. Erst wurde alles schwarz, und eine Woge sengender Hitze rollte durch sein Gehirn, dann öffnete er die Augen.

Martin Beck lag regungslos im Bett und starrte an die Decke. Es war hell im Zimmer.

Er dachte an den Traum. Er erschien ihm nicht besonders sinnvoll, zumindest nicht in dieser Version.

Außerdem war er voller Ungereimtheiten. Zum Beispiel das mit der Waffe; es hätte ein Revolver oder eventuell auch eine Derringer sein

sollen. Und wie konnte Garfield dort liegen, tödlich verletzt, wenn die Kugel nachweislich ihn selbst in die Brust getroffen hatte? Er wusste nicht, wie der Mörder wirklich aussah. Falls er jemals ein Bild des Mannes gesehen hatte, war die Erinnerung daran vor langer Zeit ausgeradiert worden. Meistens hatte Guitreau blaue Augen, einen blonden Schnäuzer und glatte, schräg zurückgekämmte Haare, aber heute hatte er eher einem Schauspieler in einer altvertrauten Rolle geähnelt.

Schlagartig fiel ihm ein, welche: John Carradine als der Spieler in «Stagecoach». Das Ganze war verblüffend romantisch.

24

Eine Kugel in der Brust kann allerdings leicht zu etwas höchst Unpoetischem werden. Das wusste er aus eigener Erfahrung. Wenn sie den rechten Lungenflügel durchschlägt und anschließend in der Nähe der Wirbelsäule stecken bleibt, ist das Ergebnis zeitweise schmerhaft und auf Dauer ausgesprochen langweilig.

Aber es gab in dem Traum auch vieles, was mit seiner Wirklichkeit übereinstimmte. Zum Beispiel die Sportpistole. Sie hatte einem entlassenen Polizeibeamten mit blauen Augen, blondem Schnäuzer und schräg zurückgekämmten Haaren gehört. Sie waren sich unter einem kühlen Spätwinterhimmel auf einem Hausdach begegnet. Andere Argumente als ein einzelner Pistolenstoss waren nicht ausgetauscht worden. Am selben Abend war er in einem Zimmer mit weißen Wänden erwacht, genauer gesagt in der Thoraxklinik des Karolinska-Krankenhauses. Man hatte ihm gesagt, seine Verletzung sei nicht lebensbedrohlich, aber er hatte sich trotzdem gefragt, wie es möglich war, dass er noch lebte.

Später hatte man ihm gesagt, die Verletzung sei nicht mehr lebensbedrohlich, die Kugel sitze allerdings ein wenig ungünstig. Er hatte die Finesse an dem kleinen Zusatz, dem Wörtchen *mehr* erkannt, sie jedoch nicht zu schätzen gewusst. Die Chirurgen hatten wochenlang die Röntgenaufnahmen studiert, ehe sie den Fremdkörper entfernten.

Anschließend hatten sie erklärt, die Verletzung sei nun definitiv nicht mehr lebensbedrohlich. Im Gegenteil, er werde wieder völlig gesund werden, vorausgesetzt, dass er sich sehr schone. Aber zu der Zeit hatte er bereits aufgehört, ihnen zu glauben.

Er hatte sich allerdings sehr geschont. Eine Alternative hatte es im Grunde auch gar nicht gegeben.

Nun hieß es, er sei völlig geheilt. Es gab jedoch auch diesmal einen Zusatz: körperlich.

25

Außerdem sollte er das Rauchen aufgeben. Seine Luftröhre war nie wirklich gesund gewesen, und ein Lungendurchschuss hatte die Sache nicht besser gemacht. Nach dem Verheilen waren um die Narbe seltsame Flecken aufgetaucht. Martin Beck stand auf.

Er ging durchs Wohnzimmer in den Flur hinaus und holte die Zeitung, die auf der Türmatte lag, setzte seinen Weg in die Küche fort, während er

die Schlagzeilen auf der ersten Seite überflog. Es war schönes Wetter, und so sollte es den Meteorologen zufolge offenbar auch bleiben. Ansonsten schien sich alles wie üblich zum Schlechteren zu entwickeln. Er legte die Zeitung auf den Küchentisch und holte Joghurt aus dem Kühlschrank. Trank. Es schmeckte wie immer, nicht gut und nicht wirklich schlecht, nur etwas abgestanden und künstlich. Wahrscheinlich war der Karton schon zu alt gewesen, als er ihn gekauft hatte. Die Zeiten, in denen man in Stockholm etwas Frisches kaufen konnte, ohne besondere Anstrengungen zu unternehmen oder schwindelerregend überhöhte Preise zu zahlen, waren längst vorbei.

Seine nächste Station war das Badezimmer. Nachdem er sich gewaschen und die Zähne geputzt hatte, kehrte er ins Schlafzimmer zurück, machte das Bett, zog die Pyjamahose aus und kleidete sich an.

Währenddessen schaute er sich desinteressiert in seiner Wohnung um. Die meisten Stockholmer hätten sie eine Traumwohnung genannt, denn sie lag in der obersten Etage eines Hauses in der Köpmangatan in Gamla stan, der Stockholmer Altstadt. Seit mehr als drei Jahren wohnte er nun hier, und er konnte sich noch gut erinnern, wie wohl er sich bis zu jenem Tag auf dem Dach in ihr gefühlt hatte.

Jetzt fühlte er sich vor allem eingeslossen und allein, sogar wenn ihn jemand besuchte. Vermutlich lag es gar nicht an der

26

Wohnung; in letzter Zeit hatte er sich des Öfteren dabei ertappt, sich auch im Freien eingesperrt zu fühlen. Ein vages Bedürfnis machte sich geltend, vielleicht danach, eine Zigarette zu rauchen. Die Ärzte hatten ihm zwar gesagt, er müsse aufhören, aber das war ihm egal.

Entscheidender war da schon die Tatsache, dass das staatliche Tabakunternehmen die Marke, die er geraucht hatte, nicht mehr herstellte. Mittlerweile wurden überhaupt keine Zigaretten mit Pappmundstück mehr angeboten. Zwei- oder dreimal hatte er andere probiert, sich aber einfach nicht an sie gewöhnen können. Heute zog er sich mit besonderer Sorgfalt an, und während er seine Krawatte band, musterte er lustlos seine Schiffsmodelle, die auf einem Regal über dem Bett standen. Drei Stück, zwei vollendet und das dritte halb fertig. Mehr als acht Jahre war es her, dass er mit dem ersten begonnen hatte, aber andererseits hatte er sie seit jenem Tag im April letzten Jahres nicht mehr angerührt.

Seitdem waren sie sehr eingestaubt.

Seine Tochter hatte sich mehrfach angeboten, das zu ändern, aber er hatte sie gebeten, es sein zu lassen.

Es war acht Uhr morgens am 3. Juli 1972, einem Montag.

Das Datum hatte eine besondere Bedeutung.

An diesem Tag würde er wieder zur Arbeit gehen.

Er war immer noch Polizist, genauer gesagt Kriminalkommissar und Leiter der Reichsmordkommission.

Martin Beck zog sein Jackett an und steckte die Zeitung in die

Tasche.

Er hatte vor, sie in der U-Bahn zu lesen. Dies war Teil seiner täglichen Routine, zu der er zurückkehren würde.

Er ging im Sonnenschein die Skeppsbron entlang, atmete die vergiftete Luft ein und fühlte sich alt und ausgebrannt.

In seiner äußereren Erscheinung spiegelte sich jedoch nichts davon

27

wider. Er wirkte vielmehr drahtig und gesund, bewegte sich schnell und geschmeidig. Ein großer, sonnengebräunter Mann mit einer markanten Kieferpartie und ruhigen, graublauen Augen unter der breiten Stirn.

Martin Beck war neunundvierzig Jahre alt. Bald würde er seinen fünfzigsten Geburtstag feiern, aber die meisten fanden, dass er jünger aussah.

4

Das Zimmer im Polizeipräsidium Süd an der Västberga Allé zeugte davon, dass lange Zeit ein anderer Leiter der Mordkommission gewesen war.

Es war sauber und aufgeräumt, und jemand hatte sich sogar die Umstände gemacht, eine Vase mit Kornblumen und Margeriten auf den Schreibtisch zu stellen, dennoch war alles von einem vagen Mangel an Ordnungsliebe und von einer allgemeinen Unordnung geprägt, die zwar oberflächlich, aber spürbar und irgendwie gemütlich war.

Das galt insbesondere für die Schreibtischschubladen. Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass jemand erst kürzlich zahlreiche Dinge aus ihnen entfernt hatte, aber etliches war noch da. Zum Beispiel alte Taxiquittungen und Kinokarten, zerbrochene Kugelschreiber und leere Tablettenschachtnln. Mehrere Stiftablagen mit zusammengehakten Büroklammern, Gummiringen, Zuckerstücken und Portionsbeuteln Süßstoff. Zwei Erfrischungstücher, ein Paket Papiertaschentücher, drei Patronenhülsen und eine kaputte Armbanduhr der Marke Exacta.

Außerdem eine große Zahl von Zetteln mit

28

verstreuten Notizen, verfasst in einer sehr gut lesbaren Handschrift.

Martin Beck war durchs Haus gegangen und hatte die Mitarbeiter begrüßt. Die meisten waren alte Bekannte, jedoch bei weitem nicht alle. Jetzt saß er an seinem Schreibtisch und musterte die Armbanduhr, die ihm hochgradig unbrauchbar zu sein schien. Das Glas war von innen beschlagen, und als er sie schüttelte, rasselte es im Gehäuse, als hätte sich jede einzelne Schraube im Uhrwerk aus ihrer Verankerung gelöst.

Lennart Kollberg hämmerte gegen die Tür und trat ein. «Hallo», sagte er. «Herzlich willkommen.» «Danke. Ist das deine Uhr?»

«Ja», antwortete Kollberg finster. «Sie ist versehentlich in der Waschmaschine gelandet. Hatte vergessen, die Taschen auszuleeren.» Er sah sich um und fuhr entschuldigend fort: «Ich habe am Freitag versucht, hier etwas aufzuräumen, aber ich wurde unterbrochen. Na, du weißt ja, wie das ist ...» Martin Beck nickte. Kollberg war der Mensch,

den er während seiner langen Rekonvaleszenz am häufigsten gesehen hatte, und sie hatten sich nicht viel Neues zu sagen. «Wie läuft's denn mit dem Abnehmen?» «Gut», sagte Kollberg. «Heute Morgen hatte ich ein halbes Kilo abgenommen. Von hundertvier auf hundertdreieinhalb.» «Dann hast du also nur zehn Kilo zugenommen, seit du angefangen hast?»

«Achteinhalb», erwiderte Kollberg mit einer Miene verletzter Würde. Er zuckte mit den Schultern und fuhr klagend fort:

«Es ist zum Kotzen. Das ganze Projekt ist unnormal. Gun
29

lacht mich bloß aus. Bodil übrigens auch. Wie geht es dir denn eigentlich?»

«Gut.»

Kollberg runzelte die Stirn, sagte aber nichts. Stattdessen zog er den Reißverschluss seiner Aktentasche auf und holte eine hellrote Plastikmappe heraus. Sie schien einen nicht sonderlich umfangreichen Bericht zu enthalten. Etwa dreißig Seiten. «Was ist das?»

«Lass es uns ein Geschenk nennen.» «Von wem?»

«Von mir, zum Beispiel. Obwohl, eigentlich stimmt das nicht. Es kommt von Gunvald Larsson und Rönn. Sie finden die Sache zum Piepen.»

Kollberg legte die Mappe auf den Tisch. Dann sagte er: «Ich muss leider los.» «Wohin?» «Ins RPA.»

Was im Klartext Reichspolizeiamt bedeutete. «Warum?»

«Diese verdammten Banküberfälle.»

«Für die ist doch eine Sonderkommission eingesetzt worden.»

«Die Sonderkommission braucht Verstärkung. Letzten Freitag hat sich schon wieder so ein Holzkopf erschießen lassen.» «Ja, das habe ich gelesen.»

«Der Reichspolizeichef hat daraufhin sofort beschlossen, die Sonderkommission zu verstärken.» «Mit dir?»

«Nein», erwiderte Kollberg. «Eigentlich mit dir, glaube ich. Aber die Anordnung kam letzten Freitag, und da war ich hier noch der Boss, weshalb ich eigenmächtig einen Entschluss gefasst habe.»

30

«Nämlich?»

«Nämlich, dir dieses Irrenhaus zu ersparen und selbst einzuspringen, um die Sonderkommission zu verstärken.» «Danke.»

Martin Beck meinte, was er sagte. Die Mitarbeit in der Sonderkommission hätte vermutlich bedeutet, sich täglich mit dem Reichspolizeichef, mindestens zwei Abteilungsleitern, diversen Polizeidirektoren und anderen bombastischen Amateuren konfrontiert zu sehen. Kollberg hatte sich diese Zumutungen eigenmächtig aufgebürdet.

«Nun», sagte Kollberg. «Im Gegenzug habe ich das hier bekommen.»

Er setzte einen dicken Zeigefinger auf die Plastikmappe. «Was ist das?»

«Ein neuer Fall», antwortete Kollberg. «Im Gegensatz zu Bankraub und anderem ein wirklich hochinteressanter Fall. Nur schade, dass ...»

«Was?»

«Dass du keine Detektivromane liest.» «Wieso?»

«Du würdest ihn dann unter Umständen mehr zu schätzen wissen. Rönn und Larsson glauben, dass jeder Detektivromane liest. Eigentlich ist es ihr Fall, aber sie haben so viel Mist um die Ohren, dass sie ihre Aufgaben an jeden abschieben, der sie haben will. Es ist was zum Nachdenken.

Zum Stillsitzen und Grübeln.»

«Tja, dann werde ich mir die Sache wohl mal ansehen», sagte Martin Beck leidenschaftslos.

«Darüber hat kein Wort in den Zeitungen gestanden. Bist du nicht neugierig?» «Doch, sicher. Tschüs.» «Tschüs», sagte Kollberg.

31

Hinter der Tür hielt er inne und blieb einige Sekunden mit gerunzelter Stirn stehen. Dann schüttelte er bekümmert den Kopf und ging zum Aufzug.

5

Martin Beck hatte gesagt, er sei neugierig auf den Inhalt der roten Mappe, aber das war alles andere als die Wahrheit.

Im Grunde interessierte er ihn nicht die Bohne.

Warum hatte er die Frage dann ausweichend und irreführend beantwortet?

Um Kollberg eine Freude zu machen? Wohl kaum. Um ihn zu täuschen? Noch weiter hergeholt.

Zum einen gab es dazu überhaupt keinen Grund, aber vor allem war es unmöglich. Sie kannten sich seit zu vielen Jahren viel zu gut, und außerdem war Kollberg einer der am schwersten zu täuschenden Menschen, denen er je begegnet war. Vielleicht, um sich selbst zu täuschen? Auch der Gedanke erschien ihm unsinnig.

Martin Beck fuhr fort, sich mit der Frage zu beschäftigen, während er systematisch die Durchsicht seines Büros abschloss.

Als er mit den Schubladen fertig war, wandte er sich den Möbeln zu, rückte Stühle, stellte den Schreibtisch in einem anderen Winkel hin, schob den Aktenschrank ein paar Zoll näher zur Tür, schraubte die Schreibtischlampe ab und versetzte sie an den rechten Tischrand. Sein Stellvertreter hatte sie offenbar lieber links gehabt, oder vielleicht hatte es sich auch zufällig so ergeben. Bei nebensächlichen Dingen handelte Kollberg oft

32

nach dem Zufallsprinzip. Wenn es um etwas Wichtiges ging, war er dagegen Perfektionist. So hatte er erst geheiratet, als er zweundvierzig war, und zwar mit der offen ausgesprochenen Begründung, er wolle eine perfekte Frau haben. Er hatte auf die Richtige gewartet.

Martin Beck konnte dagegen auf fast zwei Jahrzehnte einer gescheiterten Ehe mit einer Person zurückblicken, die mit Sicherheit nicht die Richtige

gewesen war. Inzwischen war er jedenfalls geschieden, hatte aber vermutlich gewartet, bis es zu spät war.

Während des letzten halben Jahres hatte er sich gelegentlich dabei ertappt, dass er sich fragte, ob seine Scheidung insgesamt gesehen nicht doch ein Irrtum gewesen war. Vielleicht war eine nörgelnde und langweilige Frau zumindest etwas aufregender als gar keine.

Das war allerdings keine wichtige Frage. Er nahm die Vase mit den Blumen und trug sie zu einer der Sekretärinnen. Sie schien sich darüber zu freuen. Martin Beck setzte sich auf seinen Bürostuhl und sah sich um. Die Ordnung war wiederhergestellt. Wollte er sich einreden, dass sich nichts verändert hatte? Die Frage war sinnlos, und um sie möglichst schnell zu vergessen, zog er die rote Mappe zu sich heran. Das Plastik war durchsichtig, und er sah auf den ersten Blick, dass es sich um einen Todesfall handelte. Das war okay. Todesfälle standen in intimer Beziehung zu seinem Beruf. Aber warum war er ihm auf den Tisch gekommen? Bergsgatan 57. Also praktisch auf der Türschwelle zum Polizeipräsidium.

Ganz generell konnte er sagen, dass die Sache weder ihn noch seine Abteilung etwas anging; es war ein Fall für die Stockholmer Kriminalpolizei. Einen Moment lang fühlte er sich ver-

33

sucht, nach dem Telefon zu greifen und jemanden auf Kungsholmen anzurufen und sich zu erkundigen, was das sollte. Oder einfach alles in einen Umschlag zu stecken und an den Absender zurückzuschicken.

Der Drang, sich rigide und bürokratisch zu verhalten, war so stark, dass es einer Kraftanstrengung bedurfte, ihn zu unterdrücken.

Um sich abzulenken, sah er auf die Uhr. Schon Zeit für die Mittagspause. Er hatte keinen Hunger.

Martin Beck stand auf, ging in den Waschraum und trank ein Glas lauwarmes Wasser.

Als er zurückkam, merkte er, dass die Luft in seinem Büro stickig und heiß war. Dennoch zog er sein Jackett nicht aus und knöpfte nicht einmal den Kragen auf.

Er setzte sich hin, zog die Blätter heraus und begann zu lesen.

Achtundzwanzig Jahre als Polizist hatten ihn viel gelehrt, unter anderem auch die Kunst, Berichte zu lesen, schnell unnötige Wiederholungen und Unwichtiges auszusortieren und das Muster zu erkennen, wenn es denn eins gab. Er benötigte weniger als eine Stunde, um die Berichte gründlich zu studieren. Die meisten waren schlecht geschrieben, manche regelrecht unverständlich, und einige Abschnitte litten unter besonders unglücklichen Formulierungen. Er wusste sofort, wer diese Abschnitte verfasst hatte. Einar Rönn, ein Polizeibeamter, der in stilistischer Hinsicht ein enger Verwandter jenes Amtsbruders war, der in seiner berüchtigten Verkehrsordnung unter vielem anderen konstatierte, dass die Dunkelheit anbricht, wenn die Straßenlaternen angezündet werden.

Martin Beck blätterte die Unterlagen ein weiteres Mal durch und las hier und da nach, um bestimmte Details zu überprüfen.

19

Anschließend legte er den Bericht weg, stützte die Ellbogen auf die Tischplatte und legte seine Stirn in die Handflächen. Er runzelte die Augenbrauen und dachte darüber nach, was sich anscheinend ereignet hatte. Die Geschichte zerfiel in zwei Teile. Der erste war alltäglich und abstoßend.

Vor fünfzehn Tagen, also am Sonntag, dem 18. Juni, hatte eine Mieterin im Haus Bergsgatan 57 auf Kungsholmen die Polizei gerufen. Der Anruf war um 14.19 Uhr registriert worden, aber erst zwei Stunden später war ein Streifenwagen an der Adresse eingetroffen. Das Haus in der Bergsgatan lag zwar kaum mehr als fünf Gehminuten von der Zentrale der Stockholmer Polizei entfernt, doch die Verzögerung ließ sich leicht erklären. Der Mangel an Polizisten in Stockholm schrie zum Himmel, außerdem war Urlaubszeit und, um das Maß vollzumachen, Sonntag. Des Weiteren hatte nichts darauf hingedeutet, dass die Angelegenheit besondere Eile erforderte. Die Polizisten Karl Kristiansson und Kenneth Kvastmo waren in das Gebäude gegangen und hatten mit der Anruferin gesprochen, einer Frau, die im zweiten Stock des Vorderhauses wohnte. Sie hatte ihnen gesagt, dass sie seit einigen Tagen ein unangenehmer Geruch im Treppenhaus störe, und den Verdacht geäußert, dass etwas nicht in Ordnung sei.

Auch den beiden Polizeibeamten war der ominöse Geruch sofort aufgefallen. Kvastmo definierte ihn als Verwesungsgeruch, seinen Worten zufolge hatte sich einem der Gedanke an den Gestank verfaulten Fleisches aufgedrängt. Eine nähergehende Geruchsindizierung - weiterhin mit Kvastmos Worten - hatte die Männer zu einer Wohnungstür im ersten Stock geführt. Vorliegenden Informationen zufolge war es die Tür zu einer Einzimmerwohnung, die seit geraumer Zeit von einem etwa sechzigjährigen Mann bewohnt wurde, dessen Name eventuell Karl Edvin Svärd war. Dieser Name habe jedenfalls handschrift-

35

lieh auf einem Stück Pappe unter dem Knopf der elektrischen Klingel gestanden. Da man nunmehr vermuten konnte, dass sich die Leiche eines Selbstmörders, eines auf natürliche Weise Verstorbenen oder eines Hundes - immer noch laut Kvastmo - in der Wohnung befand, möglicherweise auch eine kranke oder hilflose Person, beschloss man, sich Zugang zu verschaffen. Die elektrische Klingel schien nicht zu funktionieren, und lautes Klopfen an der Tür führte zu keiner Reaktion. Der Versuch, Kontakt zum Hausmeister, Hausverwalter oder einer anderen Person mit Zweitschlüsseln aufzunehmen, scheiterte. Die Polizeibeamten baten deshalb um Anweisungen und erhielten die Order, sich Zugang zur Wohnung zu verschaffen. Ein Schlüsseldienst

wurde gerufen, was zu einer weiteren halben Stunde Zeitverzögerung führte.

Als der Mann vom Schlüsseldienst eintraf, stellte er fest, dass die Tür mit einem einbruchssicheren Patentschloss versehen war und es keinen Briefeinwurf gab. Daraufhin wurde das Sicherheitsschloss mit Hilfe eines Spezialwerkzeugs herausgebohrt, aber die Tür konnte trotzdem nicht geöffnet werden. Kristiansson und Kvastmo, die sich inzwischen weit über ihre reguläre Dienstzeit hinaus mit dem Fall beschäftigt hatten, baten um neue Anweisungen und wurden aufgefordert, die Tür gewaltsam zu öffnen. Auf ihre Frage, ob dabei nicht jemand von der Kriminalpolizei anwesend sein sollte, erhielten sie die lakonische Antwort, weiteres Personal sei nicht verfügbar. Der Schlosser hatte sich mittlerweile entfernt, da er der Meinung war, seine Aufgabe erfüllt zu haben. Gegen sieben Uhr abends hatten Kvastmo und Kristiansson die Tür geöffnet, indem sie die Splinte an den äußeren Scharnieren herausschlugen. Dennoch ergaben sich neue Schwierigkeiten. Später stellte man fest, dass die Tür mit zwei klobigen Metall-

36

riegeln gesichert war und darüber hinaus mit einem sogenannten Fox-Lock, einer Art Eisenbalken mit Verankerung in den Türpfosten. Nach einer weiteren Stunde Arbeit konnten die Beamten die Wohnung betreten, aus der ihnen drückende Hitze und ein überwältigender Leichengestank entgegenschlug. In dem Zimmer, das zur Straße hin lag, stießen sie auf einen toten Mann. Die Leiche lag circa drei Meter vom Fenster entfernt, das zur Bergsgatan hinausführte, auf dem Rücken neben einem eingeschalteten elektrischen Heizkörper. Aufgrund der Hitze, die von diesem ausstrahlte, und des herrschenden heißen Wetters war die Leiche «auf mindestens das doppelte Körpervolumen» aufgequollen. Der Körper war stark verwest, Leichenwürmer fanden sich in großen Mengen. Das Fenster zur Straße war von innen mit einem Haken verschlossen und das Rollo heruntergezogen. Das zweite Fenster der Wohnung, in der Kochnische, zeigte zum Hof. Die Fensterflügel waren mit Dichtungsstreifen zugeklebt und anscheinend schon lange nicht mehr geöffnet worden.

Das Zimmer war spärlich möbliert und die Einrichtung ärmlich. Die Wohnung war im Hinblick auf Decke, Fußboden, Wände, Tapeten und Farbe ausgesprochen verwohnt.

In Kochnische und Wohnraum befanden sich nur wenige Gebrauchsgegenstände.

Einem vorgefundenen Rentenbescheid war zu entnehmen, dass es sich bei dem Toten um den zweiundsechzigjährigen Karl Edvin Svärd handelte, ehemals Lagerarbeiter und seit sechs Jahren Frührentner. Nachdem die Wohnung von einem Kriminalassistenten namens Gustavsson inspiziert worden war, schaffte man die Leiche zur obligatorischen Obduktion in die Gerichtsmedizin. Die Angelegenheit wurde vorläufig als Selbstmord eingeschätzt,

alternativ als Todesfall aufgrund von Hunger, Krankheit oder einer anderen natürlichen Ursache.

Martin Beck tastete in den Taschen seines Jacketts nach den nicht mehr existierenden Zigaretten der Marke Florida. In der Presse war Svärd mit keinem Wort erwähnt worden. Dazu war die Geschichte viel zu banal. Stockholm hatte eine der höchsten Selbstmordraten der Welt, was man tunlichst nicht zur Sprache brachte oder notfalls mit diversen manipulierten und verlogenen Statistiken zu übertünchen versuchte. Die gewöhnlichste Erklärung war die einfachste: dass alle anderen Länder ihre Statistiken wesentlich mehr verfälschten. Seit ein paar Jahren wagten allerdings nicht einmal mehr Regierungsmitglieder, dies laut oder öffentlich zu sagen, möglicherweise weil sie spürten, dass die Menschen trotz allem eher ihren eigenen Augen als politischer Schönfärberei trauten. Und falls es zufällig kein Selbstmord war, machte das die Sache noch peinlicher. Im sogenannten Wohlfahrtsstaat wimmelte es nämlich nur so von kranken, bitterarmen und einsamen Menschen, die sich bestenfalls von Hundefutter ernährten und sich selbst überlassen blieben, bis sie dahinsiechten und in ihren Rattenlöchern von Wohnungen starben. Nein, das war nichts für die Öffentlichkeit. Kaum etwas für die Polizei.

Doch das war nicht alles. Die Geschichte vom Frührentner Karl Edvin Svärd hatte noch eine Fortsetzung.

21

6

Martin Beck besaß genügend Berufserfahrung, um zu wissen: Wenn in einem Bericht etwas unverständlich erschien, lag dies in neunundneunzig von hundert Fällen daran, dass jemand schlampig gearbeitet, sich geirrt, etwas fehlerhaft notiert, den entscheidenden Punkt vergessen hatte oder nicht fähig gewesen war, sich verständlich auszudrücken.

Der zweite Teil der Geschichte von dem Toten in dem Haus an der Bergsgatan erschien dunkel.

Zunächst hatte alles seinen gewohnten Gang genommen. Die Leiche war am Sonntagabend fortgeschafft und in einem Kühlfach deponiert worden. Am nächsten Tag wurde die Wohnung desinfiziert, was sicher bitter nötig gewesen war, und die zuständigen Polizisten hatten den Fall abgeschlossen. Die Leiche wurde am Dienstag seziert, und das Obduktionsprotokoll traf am folgenden Tag bei der Polizei ein. Alte Leichen zu obduzieren ist kein Vergnügen, vor allem dann nicht, wenn man von vornherein weiß, dass es sich um eine Person handelt, die sich das Leben genommen hat oder eines natürlichen Todes gestorben ist. Wenn der Betreffende darüber hinaus nicht unbedingt eine Stütze der Gesellschaft war, sondern beispielsweise ein vorzeitig pensionierter Lagerarbeiter, wird die Sache vollends uninteressant.

Das Obduktionsprotokoll hatte eine Person unterschrieben, von der Martin Beck noch nie gehört hatte, vermutlich irgendeine Aushilfe. Der

Text war ausgesprochen wissenschaftlich formuliert und schwer verständlich.

Das war womöglich der Grund für die etwas schlafmützige Behandlung des Falls. Denn allem Anschein nach war die Akte

39

erst eine Woche später bei Einar Rönn im Dezernat für Gewaltdelikte gelandet. Und erst dort hatte sie offenbar berechtigte Aufmerksamkeit geweckt.

Martin Beck zog das Telefon näher heran, um sein erstes Dienstgespräch seit sehr langer Zeit zu führen. Er hob den Hörer ab, legte die rechte Hand auf die Wähl scheibe und blieb in dieser Haltung sitzen.

Er hatte die Nummer der Gerichtsmedizin vergessen und musste sie nachschlagen.

Die Obduzentin wirkte überrascht.

«Ja, natürlich», sagte sie. «Das Gutachten wurde vor zwei Wochen abgeschickt.»

«Ich weiß.»

«Ist etwas unklar?»

«Nur ein paar Dinge, die ich nicht richtig versteh e.» «Die Sie nicht verstehen? Wieso das?» War da nicht ein verletzter Tonfall in ihrer Stimme? «Laut Protokoll soll die betreffende Person Selbstmord begangen haben.» «Ja.»

«Auf welche Art?»

«Geht das aus dem Bericht nicht hervor? Habe ich mich wirklich so unklar ausgedrückt?» «Nein, natürlich nicht.» «Aber was verstehen Sie dann nicht?»

«Ziemlich viel, um ehrlich zu sein. Aber das liegt natürlich an meiner eigenen Unwissenheit.» «Sie meinen die Terminologie?» «Unter anderem.»

«Man muss immer mit gewissen Schwierigkeiten dieser Art rechnen, wenn man über keinerlei medizinische Kenntnisse verfügt», sagte sie tröstend.

40

Ihre Stimme war hell und klar. Sie war sicher noch ziemlich Jung-Martin Beck schwieg einen Moment. An dieser Stelle hätte er sagen sollen:

Meine liebe junge Dame, dieses Gutachten ist nicht für Pathologen, sondern für ganz andere Menschen bestimmt. Es ist von der Schutzpolizei in Auftrag gegeben worden und sollte folglich so formuliert werden, dass beispielsweise ein Polizeiassistent es verstehen kann.

Aber er sagte es nicht. Warum nicht?

Die Ärztin unterbrach seinen Gedankengang mit den Worten:

«Hallo, sind Sie noch da?»

«Ja. Ich bin noch da.»

«Möchten Sie etwas Bestimmtes fragen?»

«Ja. Zuerst einmal würde ich gerne wissen, worauf sich Ihre

Selbstmordhypothese gründet.»

Als sie antwortete, hatte sich ihre Stimme verändert und nun einen leicht verwunderten Unterton.

«Bester Herr Kommissar, wir haben diese Leiche von der Polizei bekommen. Vor der Obduktion habe ich selbst mit dem Polizeibeamten telefoniert, der, wie ich wohl annehmen darf, für die Ermittlungen verantwortlich zeichnete. Er meinte, die Sache sei reine Routine und er wolle nur eine Frage beantwortet haben.» «Welche?»

«Ob die betreffende Person Selbstmord begangen hat.» Martin Beck rieb sich ärgerlich mit den Fingerknöcheln über das Brustbein. Manchmal tat die Stelle noch weh, an der ihn die Kugel getroffen hatte. Man hatte ihm erklärt, dies sei psychosomatisch und werde vorübergehen, sobald sich sein Unterbewusstsein von der Vergangenheit gelöst habe.

41

Jetzt war offensichtlich das Gegenteil der Fall. Was ihn ärgerte, war in höchstem Maße Gegenwart. Und sein Unterbewusstsein konnte wohl kaum an diesem Fall interessiert sein. Hier war ein grundlegender Fehler gemacht worden. Die Obduktion hätte natürlich absolut neutral vorgenommen werden müssen. Der Gerichtsmedizinerin vorgefasste Alternativen zu nennen war fast schon ein Dienstvergehen, vor allem wenn die Pathologin, wie in diesem Fall, jung und unerfahren war.

«Wissen Sie, wie dieser Polizeibeamte hieß?» «Kriminalassistent Aldor Gustavsson. Ich hatte den Eindruck, dass er mit der Angelegenheit befasst war. Er wirkte erfahren und schien sich seiner Sache sicher zu sein.» Martin Beck wusste nichts über Kriminalassistent Aldor Gustavsson und seine eventuellen Qualifikationen. Er sagte: «Die Polizei hat Ihnen also gewisse Anweisungen gegeben?» «So könnte man es natürlich ausdrücken. Jedenfalls machte der Polizist deutlich, dass ein Verdacht auf Suizid bestand.» «Aha.»

«Suizid bedeutet, wie Sie vielleicht wissen, Selbstmord.» Martin Beck gab darauf keine Antwort. Stattdessen sagte er: «War die Obduktion schwierig?»

«Im Grunde nicht. Wenn man davon absieht, dass die organischen Veränderungen sehr umfassend waren. Dadurch bekommt die Arbeit ja immer einen etwas anderen Charakter.»

Er überlegte kurz, wie viele Obduktionen sie eigenständig durchgeführt haben konnte, verzichtete jedoch darauf, sie danach zu fragen.

«Hat sie lange gedauert?»

«Überhaupt nicht. Da die Frage Suizid oder akuter Krankheitszustand lautete, begann ich damit, den Thorax zu öffnen.» «Warum?»

42

«Der Verstorbene war ja ein älterer Mann. Bei einem schnell eintretenden Tod liegt immer eine Herzinsuffizienz oder ein Infarkt nahe.»

«Warum sind Sie davon ausgegangen, dass der Tod schnell eingetreten ist?»

«Der Polizist hat es angedeutet.» «Inwiefern?»

«Sehr direkt, wenn ich mich recht erinnere.» «Was hat er gesagt?»

«Der alte Knacker hat sich entweder umgebracht oder einen Herzschlag bekommen. So ungefähr.»

Wieder so eine himmelschreiend falsche Schlussfolgerung.

Nichts in den Akten sprach dagegen, dass Svärd vor seinem Tod mehrere Tage lang bewegungsunfähig oder ohnmächtig in seiner Wohnung gelegen haben konnte.

«Na schön, Sie haben also den Brustkorb geöffnet.»

«Ja. Und die Antwort auf die Frage ergab sich praktisch sofort. Es bestand kein Zweifel, welche Alternative vorlag.»

«Selbstmord?»

«Ja, natürlich.»

«Durch?»

«Der Mann hatte sich ins Herz geschossen. Die Kugel war noch da.»

«Direkt ins Herz?»

«Jedenfalls fehlte nicht viel. Die primäre Verletzung ist der Aorta zugefügt worden.»

Sie machte eine kurze Pause und sagte leicht ironisch:

«Drücke ich mich verständlich aus?»

«Ja.»

Martin Beck formulierte seine nächste Frage sorgfältig. «Verfügen Sie über umfassende Erfahrungen mit Schussverletzungen?»

43

«Über ausreichende, denke ich. Der Verlauf war hier zudem recht unkompliziert.»

Wie viele Erschossene mochte sie in ihrem Leben obduziert haben? Drei? Zwei? Vielleicht nur einen? Die Ärztin ahnte möglicherweise seine unausgesprochenen Zweifel und sagte erklärend:

«Ich war vor zwei Jahren während des Bürgerkriegs in Jordanien im Einsatz. Wir hatten dort eine Menge Schussverletzungen.»

«Aber wahrscheinlich nicht besonders viele Selbstmorde.» «Nein, das ist richtig.»

«Nun ist es so, dass nur wenige Selbstmörder auf ihr Herz zielen», erläuterte Martin Beck. «Die meisten schießen sich in den Mund und einige wenige in die Schläfe.» «Tja, das ist sicher richtig. Aber er war bei weitem nicht der Erste. In Psychologie habe ich gelernt, dass es bei Suizidanten einen tiefssitzenden Instinkt gibt, die Waffe auf das Herz zu richten. Vor allem bei Personen, die den Selbstmord romantisieren. Dazu scheinen viele Menschen zu neigen.» «Wie lange kann Svärd Ihrer Meinung nach mit dieser Schussverletzung noch gelebt haben?»

«Nicht lange. Eine Minute, vielleicht auch zwei oder drei. Die inneren Blutungen waren massiv. Ich würde sagen, eine Minute, aber das ist nur

eine Schätzung. Der Spielraum ist allerdings sehr klein. Spielt das eine Rolle?»

«Vielleicht nicht. Aber mich interessiert vor allem noch etwas anderes. Die sterblichen Überreste gelangten am 20. Juni in Ihre Obhut, richtig?»
«Ja, das könnte stimmen.»

«Wie lange ist der Mann da Ihrer Meinung nach schon tot gewesen?»

«Tja ...»

44

«Das Gutachten ist in dem Punkt vage.»

«Das ist wirklich nicht leicht zu sagen. Vielleicht hätte ein erfahrenerer Pathologe als ich eine genauere Angabe machen können.»

«Aber was denken Sie?»

«Mindestens zwei Monate, allerdings ...»

«Allerdings?»

«Allerdings hängt das von den Verhältnissen am Fundort ab. Wärme und Luftfeuchtigkeit spielen eine große Rolle. Die Zeitspanne kann kürzer sein, zum Beispiel wenn der Körper großer Hitze ausgesetzt gewesen ist. Andererseits war die Zersetzung, wie gesagt, weit fortgeschritten ...»

«Und die Eintrittswunde?»

«Wegen der Gewebezersetzung lässt sich auch diese Frage nur schwer beantworten.»

«War es ein aufgesetzter Schuss?»

«Meiner Meinung nach nicht. Aber ich kann mich irren, das möchte ich betonen.»

«Was ist denn Ihre Meinung?»

«Dass er sich auf die andere Art erschoss. Es gibt doch zwei klassische Methoden, nicht wahr?» «Ja», antwortete Martin Beck. «Das ist richtig.»
«Entweder presst man die Mündung der Waffe gegen den Körper und drückt ab. Oder man streckt den Arm mit der Pistole, oder was immer es ist, aus und hält die Waffe umgedreht in der Hand. Dann muss man mit dem Daumen abdrücken, nicht wahr?»

«Stimmt genau. Und das glauben Sie?»

«Ja. Aber mit allen erdenklichen Vorbehalten. Es ist wirklich schwierig, einen Kontaktshuss an einem Körper nachzuweisen, der so verändert ist.» «Ich verstehe.»

45

«Dann bin ich hier wohl die Einzige, die nichts versteht», sagte die junge Frau leichthin. «Warum fragen Sie mich das alles? Spielt es denn so eine große Rolle, wie er sich genau erschossen hat?»

«Ja, sieht so aus. Svärd wurde in seiner Wohnung gefunden, alle Fenster und Türen waren von innen verschlossen. Er hat neben einem elektrischen Heizelement gelegen.»

«Das könnte natürlich den Grad der Verwesung erklären», sagte sie lebhaft. «Dann kann schon ein Monat ausreichen.»

«Tatsächlich?»

«Ja. Außerdem könnte es erklären, warum die Spuren von einem Kontaktshuss schwer zu finden sind.»

«Ich verstehe», erklärte Martin Beck. «Danke für Ihre Hilfe.»

«Oh, keine Ursache. Wenn ich Ihnen noch etwas erläutern soll, können Sie mich gerne wieder anrufen.» «Wiederhören.» Er legte auf. Im Finden von Erklärungen war sie richtig gut. Bald gab es nur noch eins, was erklärt werden musste.

Doch das war umso verblüffender.

Svärd konnte keinen Selbstmord begangen haben.

Sich ohne das nötige Zubehör zu erschießen war nicht leicht.

Und in seiner Wohnung in der Bergsgatan hatte sich keine Schusswaffe befunden.

46

2 6

Martin Beck fuhr fort, das Telefon zu bearbeiten. Er versuchte, die Streifenpolizisten zu erreichen, die man per Funk als Erste in die Bergsgatan gerufen hatte, aber keiner der beiden Beamten schien im Dienst zu sein. Nach einigem Herumtelefonieren stellte sich heraus, dass der eine im Urlaub und der andere freigestellt war, um bei einer Verhandlung im Amtsgericht auszusagen.

Gunvald Larsson saß in einer Besprechung, und Einar Rönn hatte in einer dienstlichen Angelegenheit das Haus verlassen. Nach längerem Hin und Her gelang es ihm, Kontakt zu dem Ersten Polizeiassistenten zu bekommen, der den Fall schließlich an das Dezernat für Gewaltdelikte weitergeleitet hatte. Dies war erst am Montag, dem 26., geschehen, weshalb sich Martin Beck veranlasst fühlte, eine Frage zu stellen: «Stimmt es, dass der Bericht der Obduzentin schon am Mittwoch gekommen ist?»

Die Stimme des Mannes klang unüberhörbar vage, als er antwortete: «Das weiß ich ehrlich gesagt nicht genau. Ich selbst habe ihn jedenfalls erst am Freitag gelesen.»

Martin Beck blieb stumm. Er wartete auf eine Erklärung, und die kam auch.

«Wir müssen in unserem Distrikt praktisch mit der Hälfte des Personals auskommen. Wir haben keine Chance, mehr als das Allernotwendigste zu erledigen. Die Akten stapeln sich. Es wird Tag für Tag schlimmer.»

«Dann hat sich vorher niemand den Obduktionsbericht angesehen?»

47

«Doch, der Kommissar hier. Und Freitagvormittag hat er mich dann gefragt, wer die Pistole an sich genommen hat.» «Welche Pistole?»

«Mit der Svärd sich erschossen hat. Ich wusste nichts von einer Pistole, bin aber davon ausgegangen, dass einer der alarmierten Streifenpolizisten sie sichergestellt hat.»

«Deren Bericht liegt mir vor», sagte Martin Beck. «Wenn eine Schusswaffe in der Wohnung gewesen wäre, hätten sie diesen Umstand doch sicher erwähnt.»

«Ich kann nicht erkennen, dass die Streifenpolizisten etwas falsch gemacht haben», erwiderte der Mann defensiv. Es war ihm ein Anliegen, seine Leute zu verteidigen, und man konnte durchaus verstehen, warum. In den letzten Jahren hatte die Schutzpolizei mehr und mehr in der Kritik gestanden, ihre Position in der Öffentlichkeit war schlechter als je zuvor, und die Arbeitsbelastung hatte sich nahezu verdoppelt. Als Konsequenz daraus gaben zahlreiche Polizisten ihren Beruf auf, und leider waren die Beamten, die den Dienst quittierten, in der Regel die besten. Obwohl im Land hohe Arbeitslosigkeit herrschte, waren keine neuen Leute zu bekommen, und die Nachwuchszahlen gingen weiter zurück. Die verbliebenen Polizisten hatten stärker denn je das Bedürfnis, zusammenzuhalten. «Mag sein», sagte Martin Beck.

«Die Jungs haben genau das getan, was sie sollten. Als sie sich Zutritt verschafft und die Leiche gefunden hatten, haben sie einen Vorgesetzten hinzugerufen.» «Diesen Gustavsson?»

«Genau. Einen Mann von der Kripo. Es war seine Sache, Schlussfolgerungen zu ziehen und Beobachtungen, die über den Leichenfund hinausgingen, weiterzugeben. Also bin ich davon ausgegangen, dass sie ihn auf die Pistole aufmerksam gemacht haben und er sie an sich genommen hat.»

48

«Und dies anschließend in seinem Protokoll nicht erwähnt?» «Soll vorkommen», antwortete der Polizist trocken. «Tja, nun scheint es in der Wohnung aber gar keine Waffe gegeben zu haben.»

«Nein. Aber das habe ich erst am Montag herausgefunden, also vor einer Woche, als ich mit Kristiansson und Kvastmo geredet habe. Daraufhin habe ich die Unterlagen sofort in die Kungsholmsgatan geschickt.»

Die Polizeiwache Kungsholmen und die Räumlichkeiten der Kriminalpolizei lagen im gleichen Häuserblock, und Martin Beck erlaubte sich zu sagen:

«Na, der Weg war ja auch nicht sonderlich weit.»

«Wir haben nichts falsch gemacht», entgegnete der Mann abweisend.

«Ich bin ehrlich gesagt mehr daran interessiert, was mit Svärd passiert ist, als daran, wer hier eventuell etwas falsch gemacht hat.»

«Wenn hier jemand einen Fehler gemacht hat, dann jedenfalls nicht die Schutzpolizei.»

Diese Erwiderung war gelinde gesagt eine verdeckte Unterstellung, und Martin Beck hielt es für das Beste, das Gespräch zu beenden.

«Vielen Dank für die Hilfe», sagte er. «Wiederhören.»

Der nächste Mann in der Leitung war Kriminalassistent Gustavsson, der ungeheuer abgehetzt zu sein schien.

«Ach das», meinte er. «Also mir ist die ganze Sache schleierhaft.

Aber ich denke mal, an so was kommt man nicht vorbei.»

«An was?»

«An unerklärlichen Ereignissen, Rätseln, die sich schlicht und ergreifend nicht lösen lassen. Man sieht doch, dass man genauso gut gleich aufgeben kann.»

«Würden Sie bitte herkommen?», sagte Martin Beck.

49

«Jetzt? Nach Västberga?» «Ja, genau.»

«Das ist leider unmöglich.» «Das glaube ich nicht.» Martin Beck sah auf die Uhr. «Sagen wir halb vier», erklärte er. «Aber es geht wirklich nicht ...» «Halb vier», wiederholte Martin Beck und legte auf. Er erhob sich von seinem Stuhl und ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, im Zimmer auf und ab. Dieser Auftakt war bezeichnend für eine Entwicklung, die vor etwa fünf Jahren begonnen hatte. Immer öfter kam es vor, dass man zu Beginn einer Ermittlung versuchen musste, herauszufinden, was die Polizei unternommen hatte. Nicht selten war das schwieriger, als den eigentlichen Fall zu lösen. Aldor Gustavsson hatte seinen Auftritt fünf Minuten nach vier.

Der Name hatte Martin Beck nichts gesagt, aber er erkannte den Mann vom Sehen wieder. Ein hagerer, dunkelhaariger Mensch von etwa dreißig Jahren mit selbstsicherem und lässigem Auftreten.

Martin Beck erinnerte sich, ihn ab und an in der Notrufzentrale der Stockholmer Kripo und bei anderen, weniger wichtigen Gelegenheiten gesehen zu haben. «Bitte schön.»

Gustavsson setzte sich auf den besten Stuhl, schlug die Beine übereinander und holte eine Zigarette heraus. Zündete sie an und sagte: «Heikle Geschichte, was? Okay, was willst du wissen?» Martin Beck schwieg einen Moment und rollte seinen Kugelschreiber zwischen den Fingern. Dann sagte er: «Wann sind Sie in die Bergsgatan gekommen?»

50

«Irgendwann abends. Gegen zehn oder so.» «Wie sah es dort aus?»

«Beschissen. Alles voller großer weißer Maden. Es stank wie die Pest. Einer der Streifenpolizisten hatte in den Flur gekotzt.» «Wo waren die Beamten?»

«Der eine stand vor der Tür postiert. Der andere saß unten im Wagen.»

«Haben sie die Tür die ganze Zeit bewacht?» «Ja, jedenfalls haben sie das gesagt.» «Und was hast... du getan?»

«Ist doch klar, ich bin reingegangen und hab mich umgeguckt. Wie gesagt, es sah beschissen aus. Aber es hätte ja was für die Kripo sein können, man kann nie wissen.» «Aber du bist zu einem anderen Schluss gekommen?» «Ja sicher. Die Sache war doch klar wie Kloßbrühe. Die Tür ist auf drei oder vier verschiedene Arten abgeschlossen gewesen. Die Jungs hatten ihre liebe Mühe, sie überhaupt aufzubekommen. Und das Fenster war zugehakt und das Rollo runtergezogen.»

«War das Fenster noch geschlossen?»

«Nein. Die Jungs von der Schutzpolizei haben es aufgemacht, als sie reingegangen sind. Ist doch klar. Ohne Gasmaske hätte man sich da sonst nicht aufhalten können.» «Wie lange bist du drin gewesen?»

«Ein paar Minuten. Gerade lange genug, um festzustellen, dass die Sache nichts für die Kripo war. Der Kerl muss sich umgebracht haben oder eines natürlichen Todes gestorben sein, also war der Rest eine Sache für die Schutzpolizei.» Martin Beck blätterte in dem Bericht.

«Es gibt hier kein Verzeichnis über sichergestellte Gegenstände», bemerkte er.

«Nicht? Tja, daran hätte vielleicht jemand denken sollen. Andere

51

erseits war es überflüssig. Da war ja kaum was. Ein Tisch und ein Stuhl und ein Bett, glaube ich, und dann noch ein bisschen Krimskrams in der Kochnische.» «Aber du hast dich umgeschaut?»

«Ja, sicher. Ich habe alles inspiziert, bevor ich grünes Licht gegeben habe.» «Für was?»

«Wie? Was meinst du?» «Bevor du grünes Licht für was gegeben hast?»

«Ist doch klar, dafür, die Leiche wegzuschaffen. Der alte Knacker musste doch obduziert werden. Auch wenn er von allein krepierter ist, musste er seziert werden, so sind nun mal die Regeln.»

«Kannst du deine Beobachtungen zusammenfassen?»

«Ja klar. Ist ganz einfach. Die Leiche lag drei Meter vom Fenster entfernt, so ungefähr jedenfalls.»

«Ungefähr?»

«Ja, ich hatte kein Maßband zur Hand. Sie schien mir zwei, drei Monate alt zu sein, mit anderen Worten: verwest. Es standen zwei Stühle und ein Tisch und ein Bett in dem Raum.» «Zwei Stühle?» «Ja.»

«Eben hast du noch gesagt, ein Stuhl.»

«Ah ja? Tja, es waren jedenfalls zwei, glaube ich. Dann stand da noch ein kleines Regal mit ein paar alten Zeitungen und Büchern, und in der Kochnische waren zwei Töpfe und eine Kaffeekanne und der übliche Kram.» «Der übliche Kram?»

«Ja, Büchsenöffner, Messer und Gabeln und Mülleimer und so.»

«Aha. Lag etwas auf dem Fußboden?»

«Absolut nichts, außer der Leiche natürlich. Ich habe die Poli-

52

zisten gefragt, und sie meinten, sie hätten auch nichts gefunden.»

«War sonst noch jemand in der Wohnung?»

«Fehlanzeige. Ich habe die Jungs gefragt, und sie haben nein gesagt. Außer mir und den beiden ist keiner in der Wohnung gewesen. Dann sind die Typen mit dem Lieferwagen gekommen und haben die Leiche in einem Plastiksack mitgenommen.»

«Später hat man dann ja erfahren, woran Svärd gestorben ist.»

«Ja. Stimmt. Er hat sich erschossen. Unfassbar, sage ich. Was hat er bloß mit der Knarre gemacht?» «Du hast keine denkbare Erklärung?»

«Nicht die geringste. Das ist doch völlig idiotisch. Wie ich gesagt habe, ein unlösbarer Fall. Kommt nicht oft vor, was?» «Hatten die Polizeibeamten eine Meinung zu der Sache?» «Nein, die haben ja nur gesehen, dass er tot war und alles abgeschlossen. Hätte es da eine Knarre gegeben, hätten entweder sie oder ich sie gefunden. Übrigens müsste sie ja neben dem Toten auf dem Boden gelegen haben.» «Hast du ermittelt, wer der Tote war?»

«Ja klar. Er hieß Svärd, das stand sogar auf der Tür. Außerdem hat man ja sofort gesehen, was für eine Sorte Mensch das war.» «Welche Sorte?» «Naja, ein Sozialfall eben. Wahrscheinlich ein alter Säufer. Solche Typen bringen sich ja oft um oder saufen sich zu Tode oder Nippeln an einem Herzschlag oder was anderem ab.» «Du hast nichts von Interesse hinzuzufügen?» «Nein. Wie gesagt, das Ganze ist unbegreiflich. Ein Mysterium. Ich glaube, nicht mal du packst das. Im Übrigen gibt es ja anderes, das wichtiger ist.» «Mag sein.»

«Doch, das will ich meinen. Kann ich jetzt abhauen?»

53

«Noch nicht ganz», sagte Martin Beck.

«Ich habe nichts mehr zu sagen», erwiderte Aldor Gustavsson und zerdrückte seine Zigarette im Aschenbecher. Martin Beck stand auf und ging zum Fenster, wandte seinem Besucher den Rücken zu.

«Ich habe noch ein paar Dinge zu sagen», erklärte er. «Aha? Was denn?»

«So einiges. Unter anderem ist letzte Woche vor Ort eine kriminaltechnische Untersuchung durchgeführt worden. Obwohl die meisten eventuellen Spuren zerstört waren, bemerkte man sofort einen großen und zwei kleinere Blutflecken auf dem Teppich. Hast du irgendwelche Blutflecken gesehen?» «Nein. Allerdings habe ich auch nicht danach geguckt.» «Offensichtlich. Wonach hast du eigentlich geguckt?» «Nach nichts Besonderem. Der Fall schien doch klar zu sein.» «Wenn du diese Blutspuren nicht gesehen hast, dann ist natürlich denkbar, dass du auch andere Dinge übersehen hast.» «Es gab da jedenfalls keine Schusswaffen.» «Hast du dir angesehen, wie der Tote gekleidet war?» «Nein, nicht genau. Er war ja auch total verwest. Irgendwelche Lumpen wahrscheinlich. Außerdem konnte ich nicht erkennen, dass es eine Rolle spielte.»

«Dir ist aufgefallen, dass der Tote ein armer und einsamer Mensch war. Keine große Nummer.»

«Ja sicher. Hat man so viele Säufer und Sozialfälle gesehen wie ich, dann ...» «Was dann?»

«Naja, man kennt doch seine Pappenheimer.»

Martin Beck fragte sich, ob Gustavsson auch nur die leiseste Ahnung hatte, woher dieser Ausdruck stammte. Laut sagte er:

54

«Wenn der Tote aber nun gesellschaftlich besser integriert gewirkt hätte, wärst du dann unter Umständen sorgfältiger gewesen?»

«Ja, in solchen Fällen muss man Feingefühl zeigen. Wir haben wirklich verdammt viel um die Ohren.» Er schaute sich um.

«Auch wenn man hier nichts davon mitbekommt, ersticken wir in Arbeit. Man kann nicht jedes Mal, wenn man einen toten Penner findet, Sherlock Holmes spielen. War sonst noch was?»

«Ja, eins noch. Ich möchte darauf hinweisen, dass du diesen Auftrag grob fahrlässig durchgeführt hast.»

«Was?»

Gustavsson stand auf. Plötzlich schien er zu begreifen, dass Martin Beck in der Position war, seiner Karriere ernsthaft schaden zu können.

«Warte mal», sagte er. «Nur weil ich die Blutflecken und eine Pistole nicht gesehen habe, die nicht da war?» «Diese Unterlassungssünden wiegen nicht am schwersten», erwiederte Martin Beck. «Auch wenn sie unverzeihlich sind. Aber du hast zum Beispiel die Gerichtsmediziner angerufen und ihr Anweisungen gegeben, die auf falschen und vorgefassten Meinungen basierten. Außerdem hast du die beiden Streifenpolizisten verleitet zu glauben, der Fall sei so simpel, dass du bloß den Raum betreten und dich umschauen müsstest, und schon sei alles geklärt. Du hast gesagt, eine kriminaltechnische Untersuchung sei nicht nötig, und hast anschließend die Leiche abtransportieren lassen, ohne wenigstens ein paar Fotos zu machen.»

«Aber, mein Gott», sagte Gustavsson. «Der Alte muss sich doch umgebracht haben.»

Martin Beck drehte sich um und sah ihn an.

55

«Sind ... sind das hier offizielle Beanstandungen?» «Ja, in hohem Maße. Auf Wiedersehen.»

«Warte mal, ich werde alles tun, was ich kann, um dabei zu helfen, dass ...»

Martin Beck schüttelte den Kopf. Der Mann ging. Er wirkte besorgt, aber bevor die Tür endgültig ins Schloss fiel, hörte Martin Beck ihn einziges Wort sagen: «Drecksack.»

Aldor Gustavsson hätte natürlich kein Kriminalassistent, ja nicht einmal Polizist sein dürfen. Er war unbegabt, dummdreist und selbstgefährlich und hatte eine völlig falsche Dienstauffassung. Es war immer so gewesen, dass man die besten Leute der Schutzpolizei für die Kripo rekrutierte. Im Großen und Ganzen war es wohl auch heute noch so.

Wenn eine solche Person schon vor ein paar Jahren Kriminalbeamter werden konnte, wie würde es dann erst in Zukunft aussehen?

Martin Beck war der Meinung, dass sein erster Arbeitstag beendet war. Morgen würde er sich den verriegelten Raum anschauen. Was würde er an diesem Abend machen? Etwas essen, irgendwas, und dann dasitzen und in Büchern blättern, von denen er wusste, dass er sie eigentlich lesen sollte. Allein in seinem Bett liegen und auf den Schlaf warten. Sich eingesperrt fühlen. In seinem eigenen verschlossenen Raum.

Einar Rönn war ein Naturfreund und hatte sich für den Beruf des Polizisten entschieden, weil er einen auf Trab hielt und reichlich Gelegenheit bot, sich im Freien aufzuhalten. Mit den Jahren und den Beförderungen bestand sein Arbeitstag zunehmend aus Stillsitzen am Schreibtisch, und die Aufenthalte in der frischen Luft, soweit man in Stockholm von solcher sprechen konnte, wurden immer seltener. Es war für ihn deshalb lebensnotwendig geworden, seinen Urlaub in der wildromantischen Gebirgswelt seiner Heimatregion zu verbringen. Im Grunde seines Herzens verabscheute er Stockholm, und bereits mit fünfundvierzig Jahren begann er an seine Pensionierung zu denken, nach der er für immer nach Arjeplog zurückkehren würde.

Der diesjährige Urlaub stand vor der Tür, und er befürchtete allmählich, dass man ihn noch im letzten Moment bitten könnte, ihn zu opfern, wenn nicht wenigstens dieser Banküberfall vorher aufgeklärt wurde.

Um aktiv daran mitzuwirken, dass die Ermittlungen endlich zu einem Ergebnis führten, nahm er es deshalb am Montagabend auf sich, nach Sollentuna hinauszufahren und mit einem Zeugen zu sprechen, statt zu seiner Frau in Vällingby heimzukehren.

Nicht genug damit, dass er freiwillig einen Zeugen aufsuchte, den man ebenso gut wie sonst üblich hätte vorladen können, stürzte er sich auch noch mit solchem Enthusiasmus auf die Aufgabe, dass Gunvald Larsson, der seine egoistischen Gründe nicht durchschaute, sich erkundigte, ob er und Unda sich gestritten hätten.

57

«Jau, haben wir nicht, das», erwiderte Rönn mit einer für ihn typischen Satzkonstruktion.

Der Mann, den Rönn besuchen wollte, war der zweiunddreißigjährige Metallarbeiter, den auch Gunvald Larsson schon zu seinen Beobachtungen vor der Bank in der Hornsgatan befragt hatte.

Er hieß Sten Sjögren und wohnte allein in einem Reihenhaus am Sängarvägen. Er stand in seinem kleinen Vorgarten und goss einen Rosenstrauch, und als Rönn aus dem Wagen stieg, stellte er die Gießkanne ab, ging zur Gartentür und öffnete sie. Er wischte sich die Handflächen am Hosenboden trocken, ehe er Rönn die Hand gab, ging anschließend vor ihm die Treppe hinauf und hielt Rönn die Tür auf. Das Haus war klein, und im Erdgeschoss gab es außer Küche und Flur nur einen weiteren Raum. Die Tür zu dem Zimmer stand einen Spalt offen. Es war vollkommen leer. Der Mann bemerkte Rönn's Blick.

«Meine Frau und ich haben uns gerade getrennt», erklärte er. «Sie hat einen Teil der Möbel mitgenommen, sodass es hier im Moment ein bisschen ungemütlich ist. Aber wir können nach oben gehen.»

Am oberen Ende der Treppe befand sich ein relativ großes Zimmer mit einem offenen Kamin, vor dem einige zusammengewürfelte Sessel um einen flachen, weißlackierten Tisch gruppiert standen. Rönn setzte sich, der Mann blieb dagegen stehen.

«Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?», fragte er. «Ich könnte Kaffee kochen, aber es gibt sicher auch noch ein paar Bier im Kühlschrank.»

«Vielen Dank, ich nehme das Gleiche wie Sie», antwortete Rönn.
«Dann trinken wir Bier», sagte der Mann.

58

Er lief die Treppe hinab, und Rönn hörte ihn in der Küche klappern. Rönn sah sich im Zimmer um. Es standen nur wenige Möbel darin, aber dafür gab es eine Stereoanlage und ziemlich viele Bücher. In einem Korb neben dem Kamin lag ein Stapel Zeitungen; *Dagens Nyheter*, *Vi*, *Ny Dag* und *Metallarbetaren*. Sten Sjögren kehrte mit Gläsern und zwei Büchsen Bier zurück, die er auf den weißen Tisch stellte. Er war schlank und drahtig und hatte rotblonde, zerzauste Haare in einer Länge, die Rönn als normal bezeichnet hätte. Sein Gesicht war voller Sommersprossen, und er hatte ein heiteres, offenes Lächeln. Als er die Büchsen geöffnet und Bier eingeschenkt hatte, setzte er sich Rönn gegenüber, prostete ihm zu und trank. Rönn nippte an seinem Bier und sagte:

«Ich möchte Ihre Beobachtungen auf der Hornsgatan letzten Freitag hören. Besser, man erledigt es schnell, ehe die Erinnerungen zu sehr verblassen.»

Das klang ja richtig gut, dachte Rönn selbstzufrieden.

Der Mann nickte und stellte sein Glas ab.

«Tja, hätte ich gewusst, dass da ein Raubüberfall und ein Mord im Gange waren, hätte ich mir die Braut, die Typen und den Wagen bestimmt genauer angesehen.»

«Sie sind jedenfalls der beste Zeuge, den wir bisher haben», ermunterte ihn Rönn. «Sie gehen also die Hornsgatan hinunter. In welche Richtung?»

«Ich kam von Slussen und war unterwegs zum Ringvägen. Die Braut kam von hinten und hat mich ziemlich heftig angerempelt, als sie vorbeilief.»

«Können Sie die Frau beschreiben?»

«Nicht besonders gut, fürchte ich. Ich habe sie eigentlich nur von hinten gesehen und einen kurzen Moment von der Seite, als sie in den Wagen gestiegen ist. Sie war kleiner als ich, zehn

59

Zentimeter vielleicht. Ich bin eins siebenundachtzig. Das Alter lässt sich nur schwer genau bestimmen, aber ich glaube nicht, dass sie jünger als fünfundzwanzig war und kaum älter als fünfunddreißig, also um die dreißig. Sie trug Jeans, so eine normale blaue, und eine hellblaue Bluse oder ein Hemd, das über die Hose hing. Ich habe nicht darauf geachtet, was für Schuhe sie anhatte, aber sie trug einen Hut, so einen aus Jeansstoff mit ziemlich breiter Krempe. Sie hatte blonde Haare, glatt und nicht so wahnsinnig lang, wie manche Bräute sie heutzutage tragen. Dann hatte sie noch eine Schultertasche dabei, eine grüne, in so einem amerikanischen Militärstil.»

Er zog eine Schachtel Zigaretten aus der Brusstasche seines Khakihemds und hielt sie Rönn hin, der den Kopf schüttelte und sagte:
«Haben Sie gesehen, ob sie etwas bei sich trug?» Der Mann stand auf, nahm eine Schachtel Streichhölzer vom Regal über dem Kamin und zündete sich eine Zigarette an. «Nein, da bin ich mir nicht sicher. Aber möglich wär's.» «Und ihre Figur? War sie schlank oder dick oder ...?» «Sie war gerade richtig, würde ich sagen. Jedenfalls weder besonders schlank noch dick. Normal, könnte man sagen.» «Ihr Gesicht haben Sie gar nicht gesehen?» «Nur ganz kurz, als sie in den Wagen stieg. Aber zum einen trug sie diesen Hut und zum anderen eine große Sonnenbrille.» «Würden Sie die Frau wiedererkennen, wenn Sie die Möglichkeit hätten, sie nochmal zu sehen?»

«Am Gesicht jedenfalls nicht. Und vermutlich auch nicht, wenn sie anders angezogen wäre, zum Beispiel ein Kleid an hätte.» Rönn nippte nachdenklich an seinem Bier. Dann sagte er: «Sind Sie ganz sicher, dass es eine Frau war?» Der andere sah ihn erstaunt an. Dann runzelte er die Stirn und meinte zögernd:

34

«Ja, zumindest bin ich davon ausgegangen, dass es eine Braut war. Aber jetzt, wo Sie es sagen, bin ich mir nicht mehr ganz sicher. Es war irgendwie ein allgemeiner Eindruck, man hat doch im Gefühl, wer ein Kerl und wer eine Braut ist, auch wenn es manchmal schwerfällt, einen Unterschied zu erkennen. Ich kann beim besten Willen nicht beschwören, dass es ein Mädel war, ich hab zum Beispiel nicht sehen können, wie ihre Brüste waren.»

Er verstummte und sah Rönn durch den Zigarettenrauch an.

«Ja, da haben Sie natürlich recht», sagte er bedächtig. «Es muss kein Mädel gewesen sein, es könnte sich durchaus auch um einen Kerl gehandelt haben. Außerdem kommt einem das wahrscheinlicher vor, denn von Frauen, die Banken ausrauben und Leute erschießen, hört man ja eher selten.»

«Sie meinen also, dass es ein Mann gewesen sein könnte», sagte Rönn.

«Ja, jetzt, wo Sie es sagen. Natürlich muss es ein Kerl gewesen sein.»

«Schön, aber was ist mit den beiden anderen? Können Sie die Männer beschreiben? Und den Wagen?»

Sjögren nahm einen letzten Zug von seiner Zigarette und warf die Kippe in den offenen Kamin, wo bereits eine große Zahl von Zigarettenstummeln und abgebrannten Streichhölzern lag. «Das Auto war ein Renault 16, das weiß ich genau», sagte er. «Er war hellgrau oder beige, ich weiß nicht, wie man die Farbe nennt. Ich kann mich nicht mehr an das ganze Kennzeichen erinnern, aber der Wagen hatte ein Stockholmer Nummernschild, also A, und ich weiß noch, dass zwei Dreien in der Nummer waren. Es können natürlich auch drei gewesen sein, aber mindestens zwei, und ich glaube, dass sie hintereinanderstanden, irgendwo in der Mitte der Zahlenreihe.»

«Sind Sie sicher, dass der Wagen ein A-Kennzeichen hatte?», fragte Rönn. «Nicht AA oder AB zum Beispiel?» «Nein, nur A, das weiß ich genau. Ich habe ein sehr gutes fotografisches Gedächtnis.»

«Jau, es ist wirklich hervorragend», stimmte Rönn zu. «Wenn das alle Augenzeugen hätten, wäre viel gewonnen.»

«O ja», meinte Sjögren. «I am a camera. Haben Sie das gelesen? Von Isherwood.»

«Nein», sagte Rönn.

Er war in dem Film gewesen, aber das sagte er nicht. Er hatte ihn sich angesehen, weil er ein Fan von Julie Harris war, und wusste weder, wer Isherwood war, noch dass der Film auf einer Romanvorlage basierte. «Aber Sie haben natürlich den Film gesehen», erklärte Sjögren. «So ist das mit allen guten Büchern, die verfilmt werden, die Leute sehen sich den Film an und machen sich nicht mehr die Mühe, das Buch zu lesen. Der Film war allerdings richtig gut, obwohl er einen dämmlichen Titel hatte. <Wilde Nächte in Berum, nicht wahr?»

«Aha», sagte Rönn, der sicher war, dass der Film «Ich bin eine Kamera» hieß, als er ihn gesehen hatte. «Jau, das klingt natürlich ziemlich blöd.» Es dämmerte, und Sten Sjögren stand auf und schaltete die Stehlampe an, die hinter Rönns Sessel stand. Als er sich wieder gesetzt hatte, sagte Rönn:

«Vielleicht können wir dann weitermachen. Sie wollten die Männer in dem Auto beschreiben.»

«Ja, nur einer der beiden saß im Wagen, als sie mir ins Auge fielen.»

«Aha?»

«Der andere stand auf dem Bürgersteig und wartete, die Tür zur Rückbank stand einen Spalt offen. Er war groß, etwas größer als

ich, und kräftig gebaut. Nicht dick, aber stämmig, und er schien ziemlich stark zu sein. Er war wohl ungefähr in meinem Alter, so zwischen dreißig und fünfunddreißig, und hatte volles, fein gekräuseltes Haar, so ähnlich wie Harpo Marx, nur dunkler. Mausgrau. Er trug eine schwarze Hose, die sehr eng saß, so eine mit weiten Hosenschlägen unten, und ein glänzendes schwarzes Hemd. Das Hemd hatte er ziemlich weit aufgeknöpft, und ich glaube, dass er irgendein silbernes Ding an einer Kette um den Hals trug. Sein Gesicht war extrem braun gebrannt, oder besser gesagt, hochrot. Als die Frau, wenn es denn eine Frau war, angefahren kam, hielt er ihr die Tür auf, damit sie hineinspringen konnte, und anschließend hat er die Autotür zugeworfen und sich auf den Beifahrersitz gesetzt, und daraufhin ist das Auto in rasendem Tempo davongebraust.» «In welche Richtung?», fragte Rönn.

«Es fuhr quer über die Straße und dann weiter zum Mariator-get.»

«Aha», sagte Rönn. «Und der andere der beiden Männer?» «Der saß ja am Lenkrad, deshalb habe ich ihn nicht so gut gesehen. Aber er kam mir

jünger vor, war bestimmt kaum älter als zwanzig. Und er war schlank und blass, so viel konnte ich erkennen. Er trug ein weißes T-Shirt, und seine Arme waren furchtbar dünn. Seine Haare waren schwarz und ziemlich lang und sahen dreckig aus. Fettig und strähnig. Er hatte eine Sonnenbrille auf, und ich erinnere mich, dass er ein breites schwarzes Uhrenarmband am linken Handgelenk trug.» Sjögren lehnte sich mit dem Bierglas in der Hand auf seinem Stuhl zurück.

«Tja, ich glaube, jetzt habe ich Ihnen alles erzählt, was mir einfällt», sagte er. «Oder habe ich was vergessen, was meinen Sie?»

«Ich weiß es nicht», antwortete Rönn. «Sollte Ihnen noch etwas 63

einfallen, hoffe ich, dass Sie sich bei uns melden. Sind Sie in der nächsten Zeit zu Hause?»

«Ja, leider», erwiderte Sjögren. «Ich habe zwar Urlaub, aber keine Kohle, um wegzufahren. Also werde ich wohl hierbleiben und herumlungern.» Rönn leerte sein Glas und stand auf.

«Schön», sagte er. «Es ist gut möglich, dass wir Ihre Hilfe später noch einmal benötigen.»

Sjögren stand ebenfalls auf und folgte Rönn die Treppe hinab. «Meinen Sie, dass ich Ihnen das alles nochmal erzählen muss?», sagte er. «Wäre es da nicht besser gewesen, es gleich ein für alle Mal auf Band aufzunehmen?»

Er öffnete die Haustür, und Rönn trat auf die Treppe hinaus. «Ich dachte eher daran, dass wir Sie möglicherweise brauchen, um die Gestalten zu identifizieren, wenn wir sie schnappen. Es könnte auch sein, dass wir Sie bitten müssen, zu uns zu kommen, um sich ein paar Bilder anzuschauen.» Sie gaben sich die Hand, und Rönn sagte: «Jau, wir werden sehen. Vielleicht müssen wir Sie auch nicht mehr belästigen. Danke für das Bier.» «Ach, keine Ursache. Ich helfe gern, wenn ich kann.» Als Rönn ging, winkte Sten Sjögren ihm von der Treppe freundlich hinterher.

9

Polizeihunde einmal ausgenommen, sind professionelle Verbrechensbekämpfer selten mehr als Menschen. Sogar während wichtiger und ernster Ermittlungen kommt es deshalb vor, dass

36

sie Proben typisch menschlichen Verhaltens abliefern. Wenn man im Begriff steht, einzigartiges und entscheidendes Beweismaterial zu studieren, herrscht beispielsweise oftmals große Spannung. Die Sonderkommission zur Aufklärung von Banküberfällen bildete hier keine Ausnahme. Sowohl sie als auch ihr hoher Besuch, der sich selbst eingeladen hatte, hielten den Atem an. Der Raum lag im Halbdunkel, und alle Augen waren auf die rechteckige Filmleinwand gerichtet, auf der in Kürze bewegte Bilder von dem Raubüberfall in der Hornsgatan gezeigt werden sollten. Man würde mit eigenen Augen einen bewaffneten Banküberfall, einen Mord und die Person sehen können, die von einer

stets gleichermaßen gewitzten wie einfallsreichen Boulevardpresse bereits mit allen möglichen Bezeichnungen im Stil von «mordende Sexbombe» und «blonde Schönheit mit Sonnenbrille und Pistole» belegt worden war. Die Beinamen zeigten, dass die Journalisten in Ermangelung eigener Phantasie auf die Einbildungskraft anderer zurückgriffen, was wiederum eine beschönigende Umschreibung dafür war, worum es hier eigentlich ging, nämlich um nichts anderes als geistigen Diebstahl.

Das letzte Sexsymbol, das man für einen Bankraub eingebuchtet hatte, war eine plattfüßige, pickelige Dame von etwa fünfundvierzig Jahren gewesen, die zuverlässigen Quellen zufolge siebenundachtzig Kilo wog und in ihrem Vielfachkinn blättern konnte. Doch selbst als sie vor dem hohen Gericht ihre dritten Zähne verlor, wich die Presse keinen Millimeter von den lyrischen Beschreibungen ihrer äußereren Erscheinung ab, und eine große Schar unkritischer Leser würde für alle Zeit der festen Überzeugung sein, dass sie lieblich und schön gewesen war, mit Augen wie leuchtende Sterne, und dass sie eigentlich als Stewardess bei PanAm arbeiten oder sich der Aufgabe

65

hätte widmen müssen, um den Titel der Miss Universum zu kämpfen. So war es immer, wenn Frauen aufsehenerregende Verbrechen begingen. In den Boulevardblättern sahen sie alle aus, als kämen sie geradewegs aus der Mannequinschule von Inger Malmroos.

Dass die Bilder vom Überfall erst jetzt gezeigt werden konnten, lag daran, dass die Kassette wie üblich fehlerhaft gewesen war, weshalb das Fotolabor viel Mühe darauf verwenden musste, den belichteten Film nicht zu beschädigen. Den Technikern war es jedoch gelungen, die Filmspule zu lösen und den Streifen zu entwickeln, ohne dass auch nur der Rand ausgefranst war. Die Belichtung schien ausnahmsweise einmal korrekt gewesen zu sein, und man hatte vorab verlauten lassen, das Ergebnis sei technisch perfekt.

«Ich frage mich, ob wir Donald Duck sehen werden», sagte Gunvald Larsson.

«Der rosarote Panther ist lustiger», erwiderte Kollberg. «Manche hoffen natürlich auf den Nürnberger Parteitag», sagte Gunvald Larsson.

Sie saßen ganz vorn und unterhielten sich laut, dafür herrschte hinter ihnen tiefe Stille. Die anwesenden Mächtigen, vor allem natürlich der Reichspolizeichef und der Kriminaldirektor Malm vom RPA, schwiegen, und Kollberg fragte sich, was sie wohl denken mochten.

Vermutlich sannen sie über Möglichkeiten nach, ihren aufsässigen Untergebenen das Leben schwerzumachen. Vielleicht dachten sie aber auch an jene Zeit zurück, in der noch Zucht und Ordnung herrschten und eine Delegation der schwedischen Polizei, ohne mit der Wimper zu zucken, Heydrich zum internationalen Polizeipräsidenten wählte. Oder daran, um wie vieles besser die Situation vor einem Jahr war, als noch

37

niemand bezweifelt hatte, dass es angemessen war, die Polizeiausbildung einmal mehr in die Hände reaktionärer Militärs zu legen. Der Einzige, der kicherte, war Bulldozer Olsson. Kollberg und Gunvald Larsson hatten sich früher nicht besonders gemocht. Aber gewisse gemeinsame Erlebnisse in den letzten Jahren hatten ihre Beziehung bis zu einem gewissen Grad verändert. Zwar nicht so weit, dass sie sich Freunde nennen würden oder jemals auf die Idee gekommen wären, sich außerhalb der Dienstzeit zu treffen, aber sie waren immer öfter auf der gleichen Wellenlänge. Und hier, in der Sonderkommission, fühlten sie sich einander tief verbunden. Die technischen Bastelarbeiten waren abgeschlossen. Der Raum vibrierte vor unterdrückter Spannung. «Schön, dann wollen wir mal sehen», sagte Bulldozer Olsson enthusiastisch. «Wenn die Bilder so gut sind, wie die Fachleute sagen, zeigen wir sie schon in den Abendnachrichten, und dann sacken wir die ganze Bande ein.»

«Goofy ist eigentlich auch ganz gut», bemerkte Gunvald Larsson. «Oder nackte schwedische Tatsachen», sagte Kollberg. «Stell dir vor, ich habe noch nie einen Porno gesehen. <Louise, siebzehn, zieht sich aus>, oder so.»

«Ruhe da vorn», knurrte der Reichspolizeichef. Der Film begann. Das Bild war gestochen scharf. Keiner der Anwesenden hatte je zuvor ein vergleichbares Ergebnis gesehen. In den meisten Fällen sahen die Bösewichte aus wie diffuse Flecken, Kartoffelklöße oder verlorene Eier, aber diesmal war das Bild perfekt.

Die Kamera war listigerweise so angebracht worden, dass man die Kasse von hinten im Blick hatte, und dank eines neuen, besonders lichtempfindlichen Films sah man die Person, die auf der anderen Seite des Schalters stand, ganz deutlich.

67

Zunächst war allerdings niemand zu sehen. Doch schon nach einer halben Minute trat ein Mensch ins Bild, blieb stehen und schaute sich um, erst nach rechts, dann nach links. Anschließend starrte die betreffende Person direkt in das Objektiv, als wollte sie der Kamera Gelegenheit geben, sich das Gesicht gut einzuprägen.

Sogar die Kleidung war deutlich zu erkennen: Wildlederjacke und ein elegant geschnittenes Hemd mit langen, weichen Kragenzipfeln.

Auf dem markanten Gesicht lag ein missmutiger Ausdruck.

Die blonden Haare waren zurückgekämmt, die Augenbrauen hell und buschig. Der Blick wirkte unzufrieden. Die Person hob eine große behaarte Hand und riss sich ein Haar aus dem Nasenloch. Studierte es lange.

Alle hatten sofort erkannt, wer das war.

Gunvald Larsson.

Das Licht wurde eingeschaltet.

Die Sonderkommission war sprachlos.

Dann ergriff der Reichspolizeichef das Wort:

«Davon darf nichts an die Öffentlichkeit dringen.»

Natürlich nicht.

Nie durfte etwas an die Öffentlichkeit dringen.

Und dann Kriminaldirektor Malm, mit schriller Stimme:

«Davon darf absolut nichts an die Öffentlichkeit dringen. Dafür ist jeder hier persönlich verantwortlich.»

Kollberg lachte schallend los.

«Wie konnte das passieren?», fragte Bulldozer Olsson. Selbst er wirkte ein wenig betroffen.

«Na ja», meinte der Filmexperte. «Technisch lässt sich das erklären. Der Auslöser könnte sich verhaft haben, weshalb die Kamera etwas später aufgenommen hat, als sie sollte. Das sind empfindliche Apparaturen.»

39

«Wenn davon auch nur ein Wort in der Presse auftaucht», donnerte der Reichspolizeichef, «dann ...»

«Dann wird das Ministerium wohl wieder einen neuen Büroteppich bestellen müssen», sagte Gunvald Larsson. «Vielleicht gibt es ja eine Sorte mit Himbeergeschmack.» «Was für eine phantastische Verkleidung sie anhatte», prustete Kollberg.

Der Reichspolizeichef stürzte zur Tür. Malm flatterte hinterher.

Kollberg schnappte nach Luft.

«Was soll man dazu sagen», bemerkte Bulldozer Olsson. «Wenn ich mir gestatten darf, das selber zu sagen, aber ich fand den Film richtig gut», erklärte Gunvald Larsson bescheiden.

10

Kollberg hatte sich erholt und betrachtete nachdenklich die Person, die derzeit als sein Chef angesehen werden musste. Bulldozer Olsson war der Motor der Sonderkommission. Er liebte Banküberfälle geradezu, und ihr lawinenartiger Anstieg im letzten Jahr hatten ihn aufblühen lassen wie nie zuvor. Er war es, der die Ideen und die nötige Energie hatte; er konnte ohne weiteres Woche um Woche achtzehn Stunden am Tag arbeiten, ohne sich jemals zu beklagen oder niedergeschlagen oder auch nur spürbar müde zu sein. Manchmal fragten sich seine erschöpften Mitarbeiter, ob er nicht vielleicht sogar selbst der Kopf der vielbeschworenen «Schwedischen Verbrechergesellschaft» war.

39

Bulldozer Olsson war ein Mann, für den Polizeiarbeit das Unterhaltsamste und Spannendste war, was man sich nur vorstellen konnte.

Das lag mit Sicherheit daran, dass er kein Polizist war. Er war Staatsanwalt und Leiter der Ermittlungen, die Licht in das vollkommen undurchsichtige Gewirr aus bewaffneten Banküberfällen zu bringen versuchten. Ein Teil von ihnen war halb aufgeklärt und einige mehr oder weniger schuldige Personen saßen in Untersuchungshaft oder standen unter Anklage, aber mittlerweile war es so weit gekommen, dass mehrmals pro Woche neue Überfälle verübt wurden, und alle wussten,

dass viele davon miteinander in Verbindung standen, obwohl keiner wirklich sagen konnte, wie.

Nun wurden natürlich nicht nur Banken ausgeraubt. Es wurden weitaus mehr Privatpersonen überfallen, die ständig auf Straßen und Plätzen oder in ihren Läden oder in der U-Bahn oder zu Hause, überall, an allen erdenklichen Orten, niedergeschlagen wurden, aber die Sache mit den Banken wurde wesentlich ernster genommen. Den Banken Gewalt anzutun hieß, sich an den Grundfesten der Gesellschaft zu vergreifen. Das herrschende Gesellschaftssystem war offenkundig wenig brauchbar und konnte nur mit größtem Wohlwollen als halbwegs funktionstüchtig bezeichnet werden. Um die Polizei stand es noch schlechter. In den letzten beiden Jahren hatten allein in Stockholm 220 000 Ermittlungsverfahren wegen polizeilicher Ohnmacht eingestellt werden müssen, und von den schwerwiegenderen Verbrechen, die der Ordnungsmacht zur Kenntnis kamen, einem Bruchteil der wirklichen Zahl, wurde nur jedes vierte jemals aufgeklärt. In dieser Situation konnten die Verantwortlichen kaum mehr tun, als den Kopf zu schütteln und fragende Mienen aufzuset-

40

zen. Längst hatte es sich jeder zur Gewohnheit gemacht, die Schuld allen anderen zu geben; inzwischen gab es keinen mehr, dem man die Schuld in die Schuhe schieben konnte, und der einzige konstruktive Vorschlag, der in letzter Zeit vorgebracht worden war, bestand darin, den Leuten das Biertrinken zu verbieten. Angesichts der Tatsache, dass Schweden ein Land mit einem vergleichsweise sehr niedrigen Bierkonsum war, fiel es nicht weiter schwer, sich auszurechnen, wie wirklichkeitsfern und abgehoben viele Vertreter der obersten Behörden dieses Landes in ihrem eventuellen Denken waren. Eins war allerdings klar. Die Polizei musste sich eindeutig selbst die Schuld geben. Nach der Verstaatlichung 1965 war das Polizeiwesen unter einem Hut gebündelt worden, und es war von Anfang an klar gewesen, dass dieser Hut der falschen Person gehörte. Zahllose Forscher und Gesellschaftsanalytiker hatten sich lange mit der Frage beschäftigt, von welcher Philosophie das Handeln der zentralen Polizeileitung bestimmt war. Die Frage war natürlich nie beantwortet worden; der Doktrin folgend, dass nichts an die Öffentlichkeit dringen durfte, beantwortete der Reichspolizeichef prinzipiell nichts. Stattdessen hielt er mit großer Begeisterung Reden, die in aller Regel sogar rhetorisch völlig uninteressant waren.

Vor einigen Jahren hatte jemand im Polizeiapparat die Möglichkeit entdeckt, mit einfachen, aber nicht sofort durchschaubaren Methoden die Kriminalstatistik so zu steuern, dass sie gänzlich irreführend wurde, ohne deshalb direkt falsch zu sein. Das Ganze fing damit an, dass man eine militantere und einheitlichere Polizei, eine größere technische Ausstattung und vor allem eine umfassendere Bewaffnung haben wollte. Um das alles bekommen zu können, galt es, die Gefahren des Berufs zu übertreiben. Da allgemeines Geschwafel als politisches Druck-

mittel nicht ausreichte, fand man einen anderen Ausweg: die Manipulation der Statistik.

Hierzu boten die politischen Demonstrationen in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre grandiose Möglichkeiten. Die Demonstranten plädierten für Frieden und wurden mit Gewalt auseinandergetrieben, sie waren so gut wie nie mit etwas anderem als Plakaten und ihren Überzeugungen bewaffnet und wurden mit Tränengas, Wasserwerfern und Gummiknöppeln in Empfang genommen. Fast jede Aktion gegen Gewalt endete in Chaos und Tumulten. Menschen, die sich zu wehren versuchten, wurden misshandelt und eingesperrt. Dann wurden sie wegen «Widerstands gegen die Staatsgewalt» oder «gewaltsamen Widerstands» angeklagt, und unabhängig davon, ob die Leute vor Gericht gestellt wurden oder nicht, flössen die Anklagepunkte in die Statistik ein. Die Methode funktionierte ausgezeichnet. Sobald man einige hundert Polizisten losschickte, um einen Demonstrationszug niederzuknüppeln, schoss die Zahl angeblicher Fälle von misshandelten Polizisten in die Höhe.

Die Schutzpolizei wurde ermuntert, mit eiserner Faust vorzugehen, wie es hieß, und viele Beamte taten dies denn auch mit Vergnügen und bei allen möglichen Gelegenheiten. Brät man einem Penner eins mit dem Schlagstock über, ist die Chance relativ groß, dass er zurückschlägt. Das war eine einfache Lektion, jeder konnte sie lernen.

Die Taktik ging auf. Die Polizei wurde bis an die Grenze des Vorstellbaren aufgerüstet. Situationen, die früher ein einziger Mann, mit seinem Bleistift und einem Funken gesundem Menschenverstand bewaffnet, entschärft hatte, riefen plötzlich eine Busladung von Polizisten mit Maschinengewehren und schussicheren Westen auf den Plan.

Auf längere Sicht sah das Ergebnis allerdings nicht ganz so aus,

41

wie man es sich vorgestellt hatte. Gewalt gebiert nicht nur Antipathie und Hass, sondern auch Unsicherheit und Angst. Mittlerweile hatte man es so weit gebracht, dass die Menschen tatsächlich Angst voreinander hatten. Stockholm war eine Stadt, in der Zehntausende verängstigter Individuen lebten, und ängstliche Menschen sind gefährlich.

Viele der sechshundert Polizisten, die es auf einmal nicht mehr gab, hatten ihren Dienst aus Angst quittiert. Obwohl sie, wie gesagt, bis an die Zähne bewaffnet waren und außerdem die meiste Zeit in ihren Autos eingeschlossen saßen. Einige von ihnen hatten Stockholm natürlich auch aus anderen Gründen den Rücken gekehrt, zum Beispiel, weil sie sich dort allgemein unwohl fühlten oder sie die Tätigkeit, zu der man sie zwang, anekelte.

Das war also eine Steuerung, die sich zu einem Fehlschlag entwickelt hatte. Ihre geheimsten Motive waren in Dunkelheit gehüllt. Viele meinten jedoch, eine Dunkelheit in braunen Farbtönen erahnen zu können.

Es gab eine ganze Reihe von Beispielen für ähnliche Manipulationen, und einige von ihnen zeugten von einem weit fortgeschrittenen Zynismus. Vor einem Jahr hatte man gegen Scheckbetrugsdelikte durchgegriffen. Die Leute überzogen ihre Konten, und manche Formulare landeten in den falschen Taschen. Die Zahl der unaufgeklärten wirtschaftlichen Kleinbetrugsdelikte war rufschädigend und erforderte radikale Maßnahmen. Das Reichspolizeiamt verordnete, dass Schecks nicht mehr als Zahlungsmittel akzeptiert werden sollten. Jeder wusste, was das hieß: Wenn man die Leute zwang, Bargeld bei sich zu tragen, eröffneten sich Räubern auf Straßen und Plätzen ganz neue Möglichkeiten. So kam es denn auch. Aber die sogenannten Scheckbetrügereien hörten natürlich auf, und die Polizeiführung konnte sich eines dubiosen Erfolges rühmen. Dass tag-

73

täglich eine große Zahl von Menschen auf den Straßen der Stadt zusammengeschlagen wurden, fiel da nicht so ins Gewicht. Es war ein Teil des Gewaltmusters und würde mit noch mehr und noch besser bewaffneten Polizisten bekämpft werden. Woher diese auch immer kommen sollten. Ein grandioser Triumph war die offizielle Verbrechensstatistik für das erste Halbjahr. Sie wies eine Verringerung von zwei Prozent aus, obwohl alle wussten, dass die Zahl der Delikte stark angestiegen war. Die Erklärung war einfach. Nicht vorhandene Polizisten können keine Verbrechen aufdecken. Außerdem war zuvor jeder geplatzte Scheck als einzelnes Verbrechen gezählt worden.

Als der politischen Polizei verboten wurde, die Telefone der Bürger abzuhören, eilten die Theoretiker des Reichspolizeiamts ebenfalls zu Hilfe. Durch Gräuelpaganda und maßlose Übertreibungen gelang es ihnen, das Parlament zur Annahme eines Gesetzes zu bewegen, das im Kampf gegen den Drogenhandel das heimliche Abhören von Telefonen gestattete. Deshalb konnten die Kommunistenfresser seelenruhig weiterlauschen, während der Drogenhandel besser florierte als je zuvor. Es macht keinen Spaß, Polizist zu sein, dachte Lennart Kollberg.

Was tut man, wenn man sieht, dass die eigene Organisation verrottet? Wenn man die Ratten des Faschismus hinter der Wandtafelung trapsen hört? Er hatte dieser Organisation während seines gesamten erwachsenen Lebens loyal gedient. Was tut man?

Man sagt, was man denkt, und wird gefeuert. Nicht gut. Es musste konstruktivere Wege geben, zu handeln. Und außerdem: Es gab natürlich auch noch andere Polizeibeamte, die dachten wie er, aber welche und wie viele?

74

Bulldozer Olsson fochten solche Probleme nicht an. Für ihn war das Leben ein Fest und das meiste so klar wie Kloßbrühe.

«Aber eins begreife ich nicht», sagte er.

«Tatsächlich», bemerkte Gunvald Larsson. «Was denn?»

«Wo ist das Auto abgeblieben? Die Straßensperren haben doch

funktioniert, oder nicht?»

«Scheint so.»

«Die Brücken müssten also innerhalb von fünf Minuten überwacht worden sein.»

Södermalm war eine Insel mit sechs Zufahrten. Die Sonderkommission hatte schon vor langer Zeit detaillierte Pläne ausgearbeitet, wie man die Stadtteile in der Stockholmer Innenstadt rasch abriegeln konnte.

«Ja», sagte Gunvald Larsson. «Ich habe das bei der Schutzpolizei überprüft. Ausnahmsweise scheint alles geklappt zu haben.»

«Was war das für eine Karre?», erkundigte sich Kollberg. Er hatte sich noch nicht in die Details einarbeiten können. «Ein Renault 16, hellgrau oder beige, ein A-Kennzeichen mit zwei Dreien in der Nummer.»

«Das Nummernschild war natürlich gefälscht», sagte Gunvald Larsson.

«Ja, schon klar, aber bis jetzt habe ich noch von keinem gehört, der es geschafft hätte, ein Auto zwischen Mariatorget und Slussen neu zu lackieren. Und falls sie den Wagen gewechselt haben ...» «Ja?»

«Wo ist dann der alte geblieben?»

Bulldozer Olsson ging im Zimmer auf und ab, während er sich mit den Handflächen gegen die Stirn schlug. Er war ein Mann in den Vierzigern, rund und rötlich und deutlich kleiner als mittel-

75

groß. Seine Bewegungen waren so lebhaft wie sein Intellekt. Jetzt redete er mit sich selbst:

«Sie parken das Auto in einer Garage in der Nähe einer U-Bahn-Station oder einer Bushaltestelle. Dann verduftet einer von ihnen mit der Kohle. Der andere schraubt neue Kennzeichen an. Dann haut er auch ab. Am Samstag kommt der Automensch und besorgt das Umlackieren. Gestern Morgen konnte die Karre dann fortgeschafft werden. Aber ...» «Aber was?», hakte Kollberg nach.

«Aber ich hatte Leute postiert, die bis heute Nacht ein Uhr jeden einzelnen Renault kontrolliert haben, der aus Söder herausgefahren ist.»

«Also ist er entweder entwischt oder noch da», sagte Kollberg.

Gunvald Larsson sagte gar nichts. Er musterte Bulldozer Olssons Kleidung und empfand intensive Abscheu. Ein zerknitterter hellblauer Anzug, ein schweinchenrosa Hemd mit breiter, großgeblümter Krawatte. Schwarze Strümpfe und spitze braune Schuhe mit gesteppten Verzierungen, hochgradig ungeputzt. «Und was meinst du mit Automensch?» «Um die Autos kümmern sie sich niemals selbst. Sie heuern einen Typen an, der die Karren zu vorher festgelegten Orten bringt und wieder abholt. Oft kommt der Mann aus einer anderen Stadt, zum Beispiel Malmö oder Göteborg. Sie sind immer sehr genau mit den Transporten.»

Kollbergs Gesicht glich immer mehr einem Fragezeichen, und er fragte:

«Sie? Wer sind denn <sie>?»

«Malmström und Mohrén natürlich.»

«Und wer sind Malmström und Mohrén?»

Bulldozer Olsson warf ihm einen verständnislosen Blick zu, der sich aber gleich darauf erhellt.

78

«Stimmt ja. Du bist neu in der Truppe. Malmström und Mohren sind zwei unserer raffinieritesten Bankräuber. Seit vier Monaten auf freiem Fuß. Das hier ist ihr viertes Ding in dieser Zeit. Sie sind Ende Februar aus Kumla abgehauen.»

«Aber Kumla soll doch ausbruchssicher sein», wandte Kollberg ein.

«Malmström und Mohren sind nicht ausgebrochen. Sie hatten übers Wochenende Hafturlaub. Aus dem sind sie natürlich nicht zurückgekommen. Wir glauben nicht, dass sie vor Ende April Coups gelandet haben. Vorher sind sie mit Sicherheit in Urlaub auf die Kanaren oder nach Gambia gefahren. Wahrscheinlich eine zweiwöchige Reise.»

«Und danach?»

«Danach haben sie sich die nötige Ausrüstung beschafft. Waffen und anderes. Das erledigen sie in der Regel in Spanien oder Italien.»

«Aber die Bank letzten Freitag wurde doch von einer Frau überfallen», wandte Kollberg ein.

«Verkleidung», erwiderte Bulldozer Olsson belehrend. «Eine Verkleidung mit blonder Perücke und künstlichen Brüsten. Ich bin mir absolut sicher, dass Malmström und Mohren hinter der Sache stecken. Niemand sonst ist dreist genug für einen so smarten und überrumpelnden Schachzug. Weißt du, dieser Spezialjob ist unglaublich interessant. Wahnsinnig spannend. Tatsächlich ist es, als würde man ...»

«.... eine Partie Korrespondenzschach gegen einen Großmeister spielen», ergänzte Gunvald Larsson müde. «Aber so große Meister sie auch sein mögen, es lässt sich trotz allem nicht wegdiskutieren, dass sowohl Malmström als auch Mohren die Größe von Ochsen haben. Sie wiegen fünfundneunzig Kilo, haben Schuhgröße sechsundvierzig und Hände wie Klodeckel. Mohren hat einen Brustumfang von einhundertachtzehn. Das

77

sind fünfzehn Zentimeter mehr, als Anita Ekberg in ihrer Blütezeit hatte. Es fällt mir schwer, ihn mir in einem Kleid und mit künstlichen Brüsten vorzustellen.»

«Trug die Frau nicht eine Hose?», fragte Kollberg. «Und war ziemlich klein?»

«Sie haben natürlich jemand anderen in die Bank geschickt», antwortete Bulldozer Olsson unbeeindruckt. «Eine ihrer üblichen Finten.»

Er stürzte zu einem der Schreibtische und riss ein Blatt Papier an sich.

«Wie viel Geld haben die jetzt», sagte er zu sich selbst. «Fünfzigtausend in Boras, vierzig in Gubbängen, sechsundzwanzig in Märsta und jetzt neunzig, das macht über zweihunderttausend. Dann sind sie bald bereit.»

«Bereit für was?», warf Kollberg ein.

«Den großen Coup. Das Ding mit großem D. Die anderen Überfälle waren nur Finanzierungsjobs. Aber jetzt, o ja, jetzt schlagen sie bald zu.»

Er schien fast außer sich vor Enthusiasmus zu sein und schoss im Zimmer auf und ab.

«Aber wo, meine Herren? Wo? Mal sehen, mal sehen, jetzt müssen wir nachdenken. Wenn ich Werner Roos wäre, was wäre mein nächster Zug? Wo würde ich den Angriff auf den König ansetzen? Wo würdet ihr es tun? Und wann?» «Wer zum Teufel ist jetzt Werner Roos?», fragte Kollberg. «Er ist Flugbegleiter», sagte Gunvald Larsson. «Er ist vor allem Verbrecher», rief Bulldozer Olsson. «Werner Roos ist auf seine Art ein Genie. Er ist der Mann, der alles bis ins kleinste Detail plant. Ohne ihn wären Malmström und Mohren nichts. Er macht die ganze intellektuelle Arbeit. Ohne ihn wären viele Bösewichte arbeitslos. Und er selbst ist der größte Schurke von allen! Er ist eine Art Professor für ...»

78

«Schrei doch nicht so», sagte Gunvald Larsson. «Du bist hier nicht im Gericht.»

«Wir holen ihn uns», rief Bulldozer Olsson, als wäre ihm eine geniale Idee gekommen. «Wir schnappen ihn uns jetzt sofort.»

«Und lassen ihn morgen wieder laufen», sagte Gunvald Larsson.

«Das macht nichts. Es ist ein unerwarteter Zug. Vielleicht ist er überrascht.»

«Meinst du? Es ist doch schon das fünfte Mal dieses Jahr.» «Spielt keine Rolle», sagte Bulldozer Olsson und eilte zur Tür.

Bulldozer Olssons Vorname war eigentlich Sten. Aber das hatte jeder vergessen, eventuell mit Ausnahme seiner Frau. Sie hatte andererseits vermutlich vergessen, wie er aussah. «Es scheint hier eine Menge zu geben, das ich nicht verstehe», sagte Kollberg klagend.

«Was Roos angeht, hat Bulldozer vermutlich recht», meinte Gunvald Larsson. «Er ist ein durchtriebener Teufel und hat immer ein Alibi. Phantastische Alibis. Wenn was passiert, ist er in Singapur oder San Francisco oder Tokio.» «Aber woher will er wissen, dass diese Figuren Malmström und Mohren ausgerechnet hinter diesem Überfall stecken?» «Eine Art sechster Sinn vermutlich.» Gunvald Larsson zuckte mit den Schultern. Dann sagte er: «Begreifst du das, sag mal? Malmström und Mohren sind zwei berüchtigte Gangster. Sie sind immer wieder verknickt worden, obwohl sie alles abstreiten, und am Ende sind sie in Kumla gelandet. Und dann bekommen sie Hafturlaub.» «Tja, man kann Menschen eben nicht für alle Ewigkeit mit einem Fernsehgerät in einem Zimmer einschließen.»

79

«Nein», sagte Gunvald Larsson. «Da hast du auch wieder recht.» Sie schwiegen eine Weile.

Beide dachten das Gleiche. Es hatte den schwedischen Staat Millionen gekostet, das Gefängnis von Kumla zu bauen, das mit allen erdenklichen Finessen ausgestattet war, um abweichende Personen auch körperlich der Gesellschaft zu entfremden. Ausländer mit Erfahrungen aus Strafanstalten in den verschiedensten Ländern pflegten zu sagen, dass

die Internierungsabteilung der Justizvollzugsanstalt Kumla vermutlich die inhumanste und psychisch zerstörerischste der Welt war.

Die Tatsache, dass es keine Wanzen in den Matratzen oder Maden im Essen gibt, kann den Mangel an menschlichem Kontakt nicht aufwiegen.

«Was den Mord in der Hornsgatan angeht», setzte Kollberg an.

«Das war kein Mord. Eher ein Unfall. Sie hat nicht absichtlich

geschossen. Wusste vielleicht nicht einmal, dass die Pistole geladen war.»

«Bist du dir sicher, dass es eine Frau war?» «Ja.»

«Aber was soll dann dieses Gerede von Malmström und Mohren?»

«Tja, vorstellbar ist es schon, dass sie ein Mädel hineingeschickt haben.»

«Gibt es keine Fingerabdrücke? Meines Wissens hat sie keine

Handschuhe getragen.»

«Es gab welche. An der Türklinke. Aber einer der Bankangestellten hatte drauf herumgetatscht, bevor wir sie sichern konnten. Es ist nichts

Verwertbares dabei gewesen.» «Gibt es eine ballistische Untersuchung?»

«Worauf du dich verlassen kannst. Unsere Experten haben ja

80

sowohl Kugel als auch Hülse bekommen. Sie sagen, dass sie mit einer Fünfundvierziger geschossen hat, wahrscheinlich einer Llama Auto.»

«Eine verdammt große Pistole. Vor allem für eine Frau.» «Ja. Bulldozer meint, es würde auf diese Bande hindeuten, Malmström, Mohren und Roos. Sie benutzen immer große, schwere Waffen, um den Leuten Angst einzujagen. Aber ...» «Aber was?»

«Malmström und Mohren schießen nicht auf Leute. Jedenfalls haben sie das bisher nicht getan. Wenn jemand aufmuckt, ballern sie eine Kugel in die Decke, um die Ordnung wiederherzustellen.»

«Hat es irgendeinen Sinn, diesen Roos zu verhaften?» «Naja, ich glaube, Bulldozer denkt so: Wenn Roos eines seiner üblichen Vorzeigelibis hat, zum Beispiel, wenn er letzten Freitag in Yokohama gewesen ist, dann können wir absolut sicher sein, dass er das Ding geplant hat. Wenn er dagegen in Stockholm war, ist die Sache zweifelhafter.» «Was sagt Roos selbst? Wird er nicht wütend?» «Nein, nie. Er sagt, es stimme schon, dass er ein alter Kumpel von Malmström und Mohren sei und wie traurig er es finde, dass im Leben der beiden so viel schiefgelaufen ist. Letztes Mal hat er sich bei uns erkundigt, ob er seinen alten Spezis nicht irgendwie helfen könne. Malm war zufällig gerade hier. Er hat fast einen Herzinfarkt bekommen.» «Und Olsson?»

«Bulldozer hat nur gelacht. Er fand, dass es ein netter Schachzug war.»

«Worauf wartet er?»

«Hast du doch gehört, auf den nächsten Zug. Dass Roos ein Riesending plant, das Malmström und Mohren drehen sollen. Malmström und Mohren wollen vermutlich so viel Geld ein-

81

sacken, dass sie klammheimlich auswandern und für den Rest ihrer Tage von den Zinsen leben können.» «Und es muss ein Banküberfall sein?»

«Außer Banken ist Bulldozer alles scheißegal», antwortete Gunvald Larsson. «Und genau den Befehl soll er auch bekommen haben. Sich um nichts anderes zu kümmern.» «Was ist aus diesem Zeugen geworden?» «Du meinst den Typen, den Einar befragt hat?» «Ja.»

«Er ist heute Morgen hier gewesen und hat sich Fotos angesehen. Hat niemanden erkannt.» «Aber bei dem Auto ist er sich sicher?»

«Todsicher.»

Gunvald Larsson versank in Schweigen und zog an seinen Fingern, einem nach dem anderen, bis es in den Gelenken knackte. Schließlich sagte er: «Mit dem Auto stimmt was nicht.»

11

Es schien ein heißer Tag zu werden, und Martin Beck zog seinen leichtesten Anzug aus dem Kleiderschrank. Der Anzug war hellblau. Er hatte ihn sich vor einem Monat gekauft und seither erst einmal getragen. Als er die Hose anzog, erinnerte ihn ein großer schmieriger Schokoladenfleck auf dem rechten Knie an den Tag, als er Kollbergs beiden Kindern begegnet war und man Orgien mit Karamellbonbons und anderem Naschkram gefeiert hatte.

Martin Beck stieg aus der Hose, ging damit in die Küche und

82

ließ heißes Wasser auf einen Zipfel des Küchenhandtuchs laufen. Anschließend rieb er mit dem Handtuch über den Fleck, der sich sofort ausbreitete und immer größer wurde. Er gab jedoch nicht auf, sondern fuhr verbissen fort, den Stoff zu bearbeiten, wobei er dachte, dass er Inga eigentlich nur in solchen Situationen, sonst aber äußerst selten vermisste, was einiges darüber aussagte, wie ihre Ehe verlaufen war. Schließlich war das halbe Hosenbein klatschnass und der Fleck zumindest teilweise verschwunden. Er zog mit Daumen und Zeigefinger die Bügelfalte nach und hängte die Hose über einen Stuhl in die Sonne, die zum offenen Fenster hereinschien. Es war erst acht, aber er war schon seit ein paar Stunden wach. Am Vorabend war er trotz allem früh eingeschlafen und hatte ungewöhnlich ruhig und traumlos geschlafen. Sein erster eigentlicher Arbeitstag nach langer Zeit war zwar nicht sonderlich ermüdend gewesen, schien ihn aber dennoch Kraft gekostet zu haben. Martin Beck öffnete den Kühlschrank, betrachtete die Milchpackung, das Butterpaket und die einsame Flasche Ramlösa-Mineralwasser und dachte, dass er am Abend auf dem Heimweg einkaufen musste. Bier und Joghurt. Oder vielleicht sollte er den Joghurt am Morgen aufgeben, er schmeckte wirklich nicht besonders gut. Dann musste er allerdings etwas anderes finden, das er zum Frühstück essen konnte, denn der Arzt hatte gesagt, er müsse wenigstens die Kilos zunehmen, die er verloren hatte, seit er aus dem Krankenhaus entlassen worden war, besser jedoch noch ein paar mehr. Im Schlafzimmer klingelte das Telefon.

Martin Beck schloss den Kühlschrank, ging hinein und hob den Hörer ab. Es war Schwester Birgit aus dem Altersheim.

«Frau Beck geht es schlechter», sagte sie. «Sie hatte heute

Morgen hohes Fieber, über neununddreißig Grad. Ich habe mir gedacht, Sie würden dies gern erfahren, Herr Kommissar.»

«Natürlich. Ist sie wach?»

«Vor fünf Minuten war sie es noch. Aber sie ist sehr müde.» «Ich komme sofort», sagte Martin Beck. «Wir haben sie in ein Zimmer verlegen müssen, in dem wir sie besser unter Beobachtung halten können», sagte Schwester Birgit. «Aber kommen Sie doch bitte zuerst ins Schwesternzimmer.»

Martin Becks Mutter war zweiundachtzig Jahre alt und hatte die letzten beiden Jahre auf der Krankenstation des Altersheims verbracht. Die Krankheit war schleichend verlaufen und hatte sich anfangs in leichten Schwindelanfällen geäußert, die immer schwerer wurden und immer häufiger auftraten. Inzwischen war sie teilweise gelähmt. Im letzten Jahr hatte sie nur im Rollstuhl sitzen können, und seit Ende April war sie gar nicht mehr aus dem Bett gekommen.

Während seiner Rekonvaleszenz hatte Martin Beck sie ziemlich häufig besucht, aber es quälte ihn, sie langsam dahinsiechen zu sehen, durch Alter und Krankheit immer tiefer umnachtet. Bei seinen letzten Besuchen hatte sie geglaubt, er wäre ihr Mann, sein Vater, der seit zweiundzwanzig Jahren tot war. Es war ihm zudem schwere gefallen, mit anzusehen, wie allein und völlig abgeschnitten von der Außenwelt sie in ihrem Krankenzimmer war. Bis ihre Schwindelanfälle anfingen, hatte sie das Heim oft verlassen und war in die Stadt gefahren, um in Geschäfte zu gehen und Menschen um sich zu sehen oder einen der wenigen Freunde zu besuchen, die noch lebten. Sie war oft zu Inga und Rolf nach Bagarmossen gefahren oder zu Martin Becks Tochter Ingrid, die allein in Stocksund lebte. Natürlich hatte sie sich im Heim auch schon vor dem Einsetzen der Krankheit oft

allein gefühlt und sich gelangweilt, aber solange sie gesund war und sich bewegen konnte, hatte es doch immer die Möglichkeit gegeben, von Zeit zu Zeit etwas anderes um sich zu sehen als Alte und Kranke. Sie hatte Zeitungen gelesen, ferngesehen und Radio gehört und war gelegentlich in ein Konzert oder ins Kino gegangen. Sie hatte sich auf dem Laufenden gehalten und sich dafür interessiert, was in der Welt geschah. Die psychische Veränderung hatte sich rasch eingestellt, als sie in ihre Isolation gezwungen wurde.

Martin Beck hatte gesehen, wie sie abstumpfte und kein Interesse mehr am Leben außerhalb ihres Krankenzimmers zeigte, bis sie schließlich jeden Kontakt mit der Wirklichkeit und der Gegenwart verlor.

Er nahm an, ein geistiger Abwehrmechanismus sorgte dafür, dass sich ihr Bewusstsein mittlerweile ausnahmslos in der Vergangenheit bewegte; in ihrer Wirklichkeit und Gegenwart gab es nichts Versöhnliches.

Es war für ihn ein Schock gewesen, als er erkannt hatte, wie ihre Tage bereits vergingen, als sie noch das Bett verlassen und im Rollstuhl sitzen konnte und bei seinen Besuchen fröhlich und geistig rege wirkte.

Um sieben Uhr morgens wurde sie gewaschen und angezogen, in den Rollstuhl gesetzt und bekam ihr Frühstück. Anschließend saß sie allein in ihrem Zimmer, Radio konnte sie nicht mehr hören, weil ihre Ohren zu schlecht geworden waren, das Lesen war mittlerweile auch zu anstrengend, und ihre schwachen Hände hatten nicht mehr die Kraft, Handarbeitszeug zu halten. Um zwölf bekam sie Mittagessen, und um drei beendeten die Krankenpflegerinnen ihren Arbeitstag damit, sie auszuziehen und ins Bett zu legen. Später bekam sie noch ein leichtes Abendessen, aber sie litt unter Appetitlosigkeit und brachte nichts herunter. Einmal hatte sie ihm erzählt, das

85

Personal schimpfe mit ihr, weil sie nicht esse, aber das mache ihr nichts aus, weil es wenigstens bedeute, dass jemand zu ihr komme und mit ihr rede.

Martin Beck wusste, dass der Personalmangel im Altersheim ein großes Problem war, vor allem war es schwierig, Krankenschwestern und Pfleger für die Krankenstation zu bekommen. Er wusste auch, dass das vorhandene Personal die alten Menschen freundlich und fürsorglich behandelte und trotz miserabler Bezahlung und ungünstiger Arbeitszeiten sein Bestes gab. Er hatte oft darüber nachgedacht, wie er ihr Leben erträglicher gestalten könnte, ob er sie etwa in ein privates Krankenheim verlegen lassen sollte, wo man ihr mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmen würde, aber er hatte schon bald einsehen müssen, dass sie kaum besser gepflegt werden konnte als dort, wo sie war. Ihm blieb nur, sie möglichst oft zu besuchen. Während er die Möglichkeiten untersuchte, die Situation seiner Mutter zu verbessern, hatte er nämlich herausgefunden, um wie viel schlechter es vielen anderen alten Menschen erging. Arm, einsam und hilfsbedürftig alt zu werden bedeutete, dass man nach einem langen aktiven Leben plötzlich seiner Würde und Identität beraubt und dazu verurteilt wurde, in einer Anstalt auf sein Ende zu warten, gemeinsam mit anderen, ebenso ausgestoßenen und gebrochenen Greisen.

Die Anstalten wurden nicht so genannt, sie hießen nicht einmal mehr Altersheim. Heute durften sie sich Seniorenheim oder sogar Seniorenhotel nennen, um die Tatsache zu übertünchen, dass die meisten alten Leute nicht aus freien Stücken darin wohnten, sondern von einem sogenannten Wohlfahrtsstaat, der nichts mehr von ihnen wissen wollte, einfach zu dieser Anstaltpflege verurteilt wurden.

Das Urteil war hart, und das Vergehen bestand darin, zu alt zu werden. Man war ein abgenutztes Rädchen in der Gesell-

86

Schaftsmaschinerie und konnte auf den Müllhaufen geworfen werden.

Martin Beck erkannte, dass seine Mutter es trotz allem besser hatte als die meisten anderen kranken alten Menschen. Sie hatte gespart und Geld auf die hohe Kante gelegt, um für ihr Alter vorzusorgen und niemandem zur Last zu fallen. Obwohl der Wert des Geldes durch die Inflation katastrophal gesunken war, bekam sie immerhin ärztliche Hilfe, relativ nahrhaftes Essen, und in dem großen und hellen Krankenzimmer, das sie sich mit niemandem teilen musste, war sie von ihren eigenen alten, vertrauten Dingen umgeben. Das konnte sie sich von ihren Ersparnissen noch kaufen.

Die Hose war in der Sonne schnell getrocknet und der Fleck fast völlig verschwunden. Martin Beck zog sich an und rief ein Taxi.

Der Park um das Altersheim war groß und gepflegt, mit hohen Laubbäumen und verschlungenen schattigen, kühlen Wegen zwischen Lauben, Beeten und Terrassen. Bevor Martin Becks Mutter krank wurde, war sie dort immer gern Arm in Arm mit ihm spazieren gegangen.

Martin Beck ging direkt zum Schwesternzimmer, traf dort aber weder Schwester Birgit noch sonst jemanden an. Im Korridor begegnete er einer Schwesternhelferin, die ein Tablett mit Thermoskannen trug. Er fragte nach Schwester Birgit, und als die Helferin ihm in singendem Finnlandschwedisch mitteilte, dass Schwester Birgit bei einem Patienten sei, erkundigte er sich nach Frau Becks Zimmer. Die Schwesternhelferin nickte zu einer Tür weiter hinten im Flur und setzte ihren Weg mit dem Tablett fort.

Martin Beck öffnete die Tür einen Spalt. Das Zimmer war kleiner als das, in dem seine Mutter vorher gelegen hatte, und erinnerte stärker an ein Krankenzimmer. Alles darin war weiß, außer dem

87

Strauß roter Tulpen, den er ihr zwei Tage zuvor geschenkt hatte und der nun auf einem Tisch am Fenster stand. Seine Mutter lag im Bett und starre mit Augen an die Decke, die mit jedem Tag, an dem er sie sah, größer zu werden schienen. Ihre mageren Hände zupften an der Decke. Er stellte sich ans Bett und nahm ihre Hand, und ihr Blick richtete sich langsam auf sein Gesicht.

«Bist du den ganzen langen Weg hergekommen», flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme.

«Sag nichts, Mama, das strengt dich zu sehr an», erwiderte Martin Beck und setzte sich auf den Stuhl neben dem Bett. Er betrachtete ihre kleinen, müdes Gesicht mit den großen, fiebrig glänzenden Augen. «Wie geht es dir, Mama?», fragte er.

Sie antwortete nicht sofort, sah ihn nur an und blinzelte zweimal, sachte und mühevoll, als wären ihre Lider sehr schwer und als müsste sie sich anstrengen, sie zu heben. «Ich friere», sagte sie schließlich.

Martin Beck sah sich im Zimmer um. Auf einem Hocker am Fußende des Betts lag eine Decke, und er nahm sie und deckte seine Mutter damit zu. «Danke, mein Lieber», flüsterte sie.

Er setzte sich wieder und sah sie an. Er wusste nicht, was er sagen sollte, hielt nur ihre schmale, kalte Hand in seiner. Wenn sie atmete, drang ein schwaches Röcheln aus ihrer Kehle. Mit der Zeit wurden ihre Atemzüge ruhiger, und sie schloss die Augen.

Er blieb sitzen und hielt ihre Hand. Eine Amsel sang vor dem Fenster, ansonsten war es still.

Als er so eine ganze Weile vollkommen regungslos gesessen hatte, ließ er behutsam ihre Hand los und stand auf. Er strich ihr über die Wange, die heiß und trocken war.

88

Als er einen Schritt zur Tür machte, den Blick noch auf ihr Gesicht gerichtet, schlug sie die Augen auf und sah ihn an. «Setz die blaue Mütze auf, es ist kalt draußen», flüsterte sie und schloss die Augen wieder.

Kurz darauf beugte Martin Beck sich hinunter, küsste sie auf die Stirn und ging.

12

Kenneth Kvastmo, einer der Streifenpolizisten, die in Svärds Wohnung gewesen waren, sollte auch an diesem Tag als Zeuge im Amtsgericht aussagen. Er saß wartend in einem Flur des Rathauses, als Martin Beck ihn aufsuchte und Antworten auf seine beiden wichtigsten Fragen erhielt, ehe Kvastmo in den Gerichtssaal gerufen wurde.

Anschließend verließ Martin Beck das Rathaus und ging die beiden Häuserblocks zu dem Haus, in dem Svärd gewohnt hatte. Auf der kurzen Strecke kam er an den zwei großen Baustellen zu beiden Seiten des Polizeipräsidiums vorbei. Vor dem Südflügel schachtete man die neue U-Bahn-Linie zu den neu entstehenden Stadtteilen im Norden aus, weiter den Hang hinauf wurde für die unterirdischen Teile des neuen Präsidiums, in dem Martin Beck zu gegebener Zeit sein Arbeitszimmer bekommen würde, im Felsgrund gesprengt und gebohrt. Im Moment war er dankbar, dass sein Arbeitsplatz im Polizeipräsidium Süd war und nicht hier. Der Verkehrslärm von der Straße nach Södertälje vor seinem Fenster kam einem im Vergleich zu der Kakophonie, die hier von Baggern, Presslufthämmern und Lastwagenmotoren angestimmt wurde, wie ein leises Säuseln vor.

89

Die Tür zur Wohnung im ersten Stock war wiederhergestellt und anschließend versiegelt worden. Martin Beck brach das Siegel und ging hinein.

Das Fenster zur Straße war geschlossen, und er nahm den schwachen, aber penetranten Leichengeruch wahr, der sich in die Wände und das spärliche Inventar des Zimmers gefressen hatte. Er ging zum Fenster und musterte es. Es war von altmodischer Art, wurde nach außen geöffnet und war mit einer Schließvorrichtung versehen, bei welcher der ringförmige, bewegliche Haken, der in einer ÖSENSCHRAUBE im Fensterrahmen hing, über einen Zapfen im Blendrahmen gestreift wurde, wenn man das Fenster schloss. Es gab zwei Haken, aber der untere

Zapfen fehlte. Die Farbe war abgeblättert und das Holz im unteren Teil des Rahmens und der Blende rissig. Vermutlich regnete und wehte es durch den Fensterspalt herein.

Martin Beck zog das Rollo herunter. Es war dunkelblau, aber alt und ausgebliechen.

Er ging zur Tür und schaute in den Raum hinein. So hatte es ausgesehen, als die beiden Streifenpolizisten hereingekommen waren, jedenfalls laut Kvastmo. Er kehrte zum Fenster zurück und ruckte leicht an der Schnur, worauf sich das Rollo träge und quietschend aufrollte. Dann öffnete er das Fenster und sah hinaus.

Rechts lag die lärmende Baustelle, und dahinter konnte er unter anderem die Fenster der Kriminalpolizei in dem Gebäude an der Kungsholmsgatan erkennen. Links stieg die Bergsgatan nur noch ein kleines Stück weiter hinauf und endete dann oberhalb der Feuerwache. Ein kurzes Straßenstück verband die Bergsgatan mit der Hantverkargatan. Martin Beck dachte, dass er diesen Weg nehmen würde, sobald er mit seiner Untersuchung fertig war, denn er konnte sich nicht erinnern, wie diese Straße hieß oder dass er sie jemals gegangen wäre.

52

Dem Fenster gegenüber lag der Kronobergspark, den man wie viele andere Stockholmer Parks auf einer natürlichen Erhebung angelegt hatte. Als er noch in Kristineberg arbeitete, hatte Martin Beck oft die Abkürzung durch den Park genommen. Damals durchquerte er den Park stets zwischen der Steintreppe im Winkel an der Polhemsgatan und dem alten jüdischen Friedhof auf der gegenüberliegenden Seite. Manchmal war er stehengeblieben und hatte auf einer Bank unter den Linden auf der Hügelkuppe eine Zigarette geraucht.

Jetzt sehnte er sich nach einer Zigarette und tastete seine Jackentaschen ab, obwohl er wusste, dass er keine dabeihatte. Er seufzte resigniert und dachte, dass er stattdessen vielleicht lieber Kaugummi kauen oder Halsbonbons lutschen sollte. Oder auf Zahnstochern herumkauen wie Mänsson in Malmö. Er betrat die Kochnische. Das Fenster dort war in einem noch schlechteren Zustand als das im Zimmer, aber hier waren die Ritzen mit Klebeband abgedichtet worden. Alles in dieser Wohnung wirkte heruntergekommen, nicht nur Tapeten und Farbe, sondern auch der kärgliche Hausrat. Martin Beck wurde von einem dumpfen Gefühl unendlicher Tristesse übermannt, als er sich in der kleinen Wohnung umsah. Er öffnete alle Schubladen und Schränke. Es war kaum etwas vorhanden, nur das Allernotwendigste an Küchengerätschaften.

Er ging in den engen Flur und öffnete die Tür zur Toilette. Ein Badezimmer oder eine Dusche gab es nicht. Dann untersuchte er die Wohnungstür und stellte fest, dass sie mit den diversen Schlössern gesichert gewesen war, die in den Berichten erwähnt wurden, und es wirkte nicht unwahrscheinlich, dass sie alle verschlossen waren, als die Tür schließlich entfernt oder «gewaltsam geöffnet» worden war, wie es im Polizeijargon hieß.

Die Sache war wirklich äußerst verblüffend. Die Tür und die beiden Fenster waren geschlossen gewesen. Kvastmo hatte ihm gesagt, dass in der Wohnung keine Waffen zu sehen gewesen waren, als er und Kristiansson sie betreten hatten. Außerdem hatte er erklärt, die Wohnung sei die ganze Zeit bewacht worden und es sei ausgeschlossen, dass jemand sie betreten und einen Gegenstand entfernt hatte.

Martin Beck stellte sich erneut in den Türrahmen und blickte in den Raum hinein. An der inneren Stirnwand stand ein Bett und daneben ein Regal. Auf dem Regal befanden sich eine Lampe mit einem faltigen, gelben Stoffschirm, ein gesprungener Aschenbecher aus grünem Glas und eine große Streichholzschatzkel. Im Regal lagen zwei zerlesene Zeitschriften und drei Bücher. An der Wand zur Rechten stand ein Stuhl mit fleckigem, grünweiß gestreiftem Sitzpolster und an der gegenüberliegenden Wand ein braunlackierter Tisch mit einem ebenso braunlackierten Küchenstuhl. Ein Stück ins Zimmer hinein stand ein elektrischer Heizkörper mit einer schwarzen Schnur, die sich zu einer Steckdose ringelte. Jemand hatte den Stecker herausgezogen. Darüber hinaus hatte noch ein Teppich auf dem Fußboden gelegen, den man jedoch ins Labor geschickt hatte. Auf ihm waren drei Blutflecke mit Svärds Blutgruppe inmitten einer Menge anderer Flecken und Schmutzpartikel gefunden worden. An das Zimmer schloss sich außerdem ein begehbarer Kleiderschrank an, auf dessen Boden ein schmutziges Flanellhemd von unbestimmbarer Farbe, drei schmutzige Strümpfe und eine leere, abgewetzte Segeltuchtasche lagen. Auf einem Kleiderbügel hing ein relativ neuer Popelinmantel und an einigen Haken in der Wand eine graue Flanellhose mit leeren Taschen, ein grüner, ärmelloser Strickpullover und ein graues, langärmeliges Unterhemd. Das war alles.

Dass Svärd woanders angeschossen worden und in die Wohnung gegangen war, die Tür hinter sich abgeschlossen und verriegelt und sich anschließend zum Sterben hingelegt hatte, war laut Pathologin ausgeschlossen. Martin Beck war zwar Laie, verfügte jedoch über genügend Erfahrung, um zu wissen, dass sie recht hatte. Wie hatte es sich abgespielt?

Wie hatte Svärd erschossen werden können, wenn niemand in seiner Wohnung gewesen war und er selber es nicht getan hatte?

Als Martin Beck erst einmal entdeckt hatte, wie schlampig die Polizei das Ganze untersucht hatte, war er überzeugt gewesen, auch dieses Rätsel werde sich dadurch erklären lassen, dass jemand nachlässig gearbeitet hatte. Aber nun reigte in ihm allmählich die Überzeugung, dass es in dem Zimmer keine Waffe gegeben und Svärd sich selbst eingeschlossen hatte, wodurch sein Tod völlig unerklärlich zu sein schien. Er ging die Wohnung nochmals mit minutiöser Sorgfalt durch, fand jedoch nichts, das hätte erklären können, was geschehen war. Schließlich verließ er sie, um zu

hören, ob die anderen Mieter des Hauses etwas zu erzählen hatten. Als er eine Dreiviertelstunde später auf die Straße hinaustrat, war er nicht viel schlauer als zuvor. Der zweiundsechzigjährige ehemalige Lagerarbeiter Karl Edvin Svärd war offenbar ein sehr einsamer Mensch gewesen. Er hatte drei Monate in der Wohnung gelebt, und nur wenige der übrigen Hausbewohner hatten von seiner Existenz gewusst. Die Mieter, die ihn kommen und gehen sahen, hatten ihn immer nur allein gesehen. Keiner von ihnen hatte jemals ein Wort mit ihm gewechselt. Er war nie betrunken gesehen worden, und aus seiner Wohnung waren niemals störende Geräusche oder überhaupt irgendwelche Laute gedrungen.

93

Martin Beck blieb vor dem Hauseingang stehen. Er schaute zum Park hinauf, der sich grün und schattig auf der anderen Straßenseite erhob. Er überlegte, ob er hinaufgehen und sich einen Moment unter die Linden dort oben setzen sollte, aber dann fiel ihm sein Vorsatz wieder ein, die kleine Straße auf der Hügelkuppe zu erforschen. Olof Gjödingsgatan. Er las den Namen auf dem Straßenschild, und ihm fiel ein, dass er den Namen vor vielen Jahren einmal nachgeschlagen hatte. Olof Gjöding war im 18. Jahrhundert Lehrer an Kungsholmens Schule gewesen. Er fragte sich, ob die Schule an der gleichen Stelle gestanden hatte wie die Oberschule in der Hantverkargatan.

Am Hang zur Polhemsgatan hinab lag ein Tabakwarengeschäft. Er ging hinein und kaufte sich eine Schachtel Filterzigaretten. Auf dem Weg zur Kungsholmsgatan zündete er sich eine Zigarette an und fand, dass sie nicht schmeckte. Er dachte an Karl Edvin Svärd und fühlte sich elend und verwirrt.

13

Als die Mittagsmaschine aus Amsterdam am Dienstag auf dem Stockholmer Flughafen Arlanda eintraf, standen zwei Polizeibeamte in Civil in der Ankunftshalle bereit, um den Chefsteward der Maschine in Empfang zu nehmen. Sie waren angewiesen worden, diskret aufzutreten und kein unnötiges Aufsehen zu erregen, und als der Steward endlich in Gesellschaft einer Stewardess über das Rollfeld auf die Halle zukam, zogen sie sich abwartend ein wenig zurück.

54

Werner Roos sah sie sofort, und egal, ob er sie nun von früher kannte oder einfach witterte, dass sie Polizisten waren, begriff er jedenfalls sofort, dass ihre Anwesenheit ihm galt. Er blieb stehen, wechselte ein paar Worte mit der Stewardess, die nickte, sich verabschiedete und durch die Glastür hinausging. Werner Roos ging mit entschlossenen Schritten zu den beiden Polizisten. Er war groß, breitschultrig und braun gebrannt und trug eine dunkelblaue Uniform. In der einen Hand hielt er seine Mütze und in der anderen eine schwarze Ledertasche mit breiten Riemen. Er hatte blonde Haare und kräftige Koteletten. Eine zerzauste Tolle hing ihm in die Stirn, und seine buschigen Augenbrauen hatte er

drohend zusammengezogen. Er schob das Kinn vor und betrachtete die beiden Männer mit einem kalten blauen Blick.

«Na, was haben wir denn hier für ein Empfangskomitee», sagte er.

«Staatsanwalt Olsson möchte sich mit Ihnen unterhalten, Sie werden also die Güte haben, uns in die Kungsholmgatan zu begleiten», erwiederte der eine Polizeibeamte. «Spinnt der Kerl?», sagte Roos. «Ich bin doch erst vor zwei Wochen da gewesen und habe heute auch nicht mehr zu sagen als damals.»

«Ja, ja», meinte der ältere der beiden Polizisten. «Das müssen Sie ihm schon selbst sagen, wir befolgen nur unsere Anweisungen.»

Roos zog gereizt die Schultern hoch und ging zum Ausgang. Als sie den Wagen erreicht hatten, sagte er:

«Aber Sie werden mich verdammt nochmal zuerst nach Märsta fahren, damit ich mich umziehen kann. Die Adresse kennen Sie ja.»

Er ließ sich mit Grubesmiene und vor der Brust verschränkten Armen auf dem Rücksitz nieder.

95

Der jüngere Polizist, der den Wagen fuhr, protestierte dagegen, sich wie ein Taxichauffeur herumkommandieren zu lassen, ließ sich aber von seinem Kollegen besänftigen, der ihm die Adresse in Märsta gab.

Sie begleiteten Roos zu seiner Wohnung hinauf und warteten im Flur, während er seine Uniform gegen eine hellgraue Hose, einen Rollkragenpullover und eine Wildlederjacke tauschte.

Anschließend fuhren sie zum Polizeipräsidium in der Kungsholmsgatan und eskortierten Roos zu dem Zimmer, in dem ihn Bulldozer Olsson erwartete.

Als die Tür aufging, schoss Bulldozer von seinem Stuhl hoch, fertigte die beiden Polizeibeamten in Zivil mit einem Handwedeln ab und zog für Werner Roos einen Stuhl heran. Anschließend setzte er sich hinter seinen Schreibtisch und erklärte gut gelaunt:

«Ja, Herr Roos, wer hätte gedacht, dass wir uns so schnell wiedersehen.»

«Sie, nehme ich an», sagte Roos. «An mir liegt es bestimmt nicht. Ich würde gern erfahren, welchen Grund Sie diesmal haben, mich zu verhaften.»

«Oh, wir wollen die Sache doch nicht gar so ernst nehmen, Herr Roos. Wir können ja sagen, dass ich Sie zu Informationszwecken vernehmen möchte. Zumal erst einmal.» «Ich finde es außerdem unnötig, dass Sie Ihre Handlanger losschicken, um mich an meinem Arbeitsplatz abzuholen. Übrigens hätte ich jetzt durchaus einen Flug haben können, und ich habe wirklich keine Lust, meinen Job zu verlieren, nur weil es Ihnen auf einmal in den Kram passt, hier zu sitzen und mit mir herumzuschwafeln.»

«So schlimm wollen wir aber nun wirklich nicht denken. Ich weiß, dass Sie achtundvierzig Stunden freihaben, stimmt's, Herr

55

Roos? Also haben wir viel Zeit, und es ist kein Schaden entstanden», sagte Bulldozer freundlich.

«Sie können mich hier nicht länger als sechs Stunden festhalten», sagte Werner Roos und warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

«Zwölf Stunden, Herr Roos. Unter Umständen auch noch länger.»

«Wenn das so ist, hat der Herr Staatsanwalt vielleicht die Güte, mir mitzuteilen, wessen ich verdächtigt werde», erwiderte Werner Roos arrogant.

Bulldozer hielt Roos eine Schachtel Prince Denmark hin, worauf dieser verächtlich den Kopf schüttelte und eine Schachtel Benson & Hedges aus der Tasche zog. Er zündete sich die Zigarette mit einem vergoldeten Dunhill-Feuerzeug an und wartete, während Bulldozer Olsson ein Streichholz anriß und seine Filterzigarette ansteckte.

«Ich habe noch gar nicht gesagt, dass Sie unter irgendeinem Verdacht stehen, Herr Roos», sagte er und schob ihm einen Aschenbecher hin.

«Ich dachte nur, wir sollten uns ein wenig über diesen Coup letzten Freitag unterhalten.» «Was denn für ein Coup?», fragte Werner Roos und machte einverständnisloses Gesicht.

«Die Bank in der Hornsgatan. Ein geglückter Coup insofern, als neunzigtausend ein hübsches Sümmchen sind, aber mit einem weniger geglückten Ende, zumindest für den Bankkunden, der erschossen wurde», bemerkte Bulldozer Olsson trocken.

Werner Roos starnte ihn verblüfft an und schüttelte langsam den Kopf.

«Jetzt sind Sie aber wirklich gründlich auf dem Holzweg», sagte er.

«Haben Sie letzten Freitag gesagt?»

«Stimmt genau», antwortete Bulldozer. «Und da war Herr Roos

56

selbstverständlich auf Reisen. Oder besser gesagt auf einem Flug. Wo sind wir denn am Freitag gewesen?» Bulldozer Olsson lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und betrachtete Roos amüsiert.

«Wo Sie gewesen sind, Herr Olsson, weiß ich natürlich nicht, aber ich war am Freitag in Lissabon. Das können Sie gern bei meiner Fluggesellschaft überprüfen. Unsere planmäßige Ankunftszeit in Lissabon war 14.45 Uhr, aber wir hatten zehn Minuten Verspätung. Um 9.10 Uhr am Samstagmorgen sind wir wieder gestartet und haben Arlanda um 15.30 Uhr erreicht. Letzten Freitag habe ich im Hotel Tivoli zu Abend gegessen und dort übernachtet, was Sie auch nachprüfen können.» Werner Roos lehnte sich ebenfalls auf seinem Stuhl zurück und sah Bulldozer triumphierend an, der vor Begeisterung strahlte.

«Schön», sagte er. «Ein sehr schönes Alibi, Herr Roos.»

Er beugte sich vor, drückte die Kippe im Aschenbecher aus und fuhr maliziös fort:

«Aber die Herren Malmström und Mohren waren nicht in Lissabon, oder?»

«Warum zum Teufel sollten sie in Lissabon sein? Im Übrigen ist es nicht meine Sache, im Auge zu behalten, was Malmström und Mohren so treiben.» «Nicht, Herr Roos?»

«Nein, das habe ich Ihnen jetzt wirklich oft genug gesagt. Und was die Sache vergangenen Freitag betrifft, so hatte ich in den letzten Tagen nicht einmal die Zeit, schwedische Zeitungen zu lesen, und deshalb habe ich nicht den blassensten Schimmer von einem Banküberfall.»

«Dann kann ich Ihnen mitteilen, Herr Roos, dass der Überfall kurz vor Geschäftsschluss von einer Person verübt wurde, die als Frau verkleidet zunächst 90000 Kronen in Geldschei-

57

nen erbeutet und dann einen Mann niedergeschossen hat, der Kunde in der Bank war. Anschließend ist diese Person in einem Renault geflüchtet. Die Schießerei ändert natürlich die Klassifizierung des Verbrechens, wie Sie vielleicht verstehen werden, Herr Roos.»

«Was ich nicht verstehe, ist, was ich mit der ganzen Sache zu tun haben soll», erwiderte Roos gereizt.

«Wann sind Sie Ihren Freunden Malmström und Mohren zuletzt begegnet?», fragte Bulldozer.

«Das habe ich Ihnen doch schon letztes Mal gesagt. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen.»

«Und Sie wissen nicht, wo sie sich aufhalten?»

«Nein, ich weiß nur, was Sie mir über die beiden erzählt haben. Seit man sie in Kumla eingelocht hat, habe ich sie nicht mehr zu Gesicht bekommen.»

Bulldozer starnte Werner Roos unverwandt an. Dann notierte er sich etwas auf einem Block, schlug ihn zu und stand auf. «Nun ja», sagte er leichthin. «Es wird nicht weiter schwer sein, das zu überprüfen.»

Er ging zum Fenster und ließ zum Schutz vor der Nachmittagssonne, die mittlerweile ins Zimmer schien, die Jalousien herunter.

Werner Roos wartete, bis er sich wieder hingesetzt hatte, dann sagte er: «Eins kann ich Ihnen jedenfalls sagen. Wenn jemand erschossen worden ist, haben Malmström und Mohren nichts damit zu tun. So dumm sind die beiden nicht.»

«Es mag ja sein, dass Malmström oder Mohren nicht auf die Idee kommen würden, zu schießen, aber das schließt noch lange nicht aus, dass sie in die Sache verwickelt gewesen sind und beispielsweise im Fluchtauto gesessen haben. Nicht wahr?»

99

Roos zuckte mit den Schultern und starre verbissen zu Boden, das Kinn in den Rollkragen gebohrt.

«Außerdem ist es ja nicht undenkbar, dass sie einen Kompagnon hatten, eventuell einen weiblichen Kompagnon», fuhr Bulldozer enthusiastisch fort. «Das ist jedenfalls eine Möglichkeit, mit der wir rechnen müssen. War nicht Malmströms Verlobte an der Sache beteiligt, für die sie in den Knast gewandert sind?»

Er schnippte mit den Fingern.

«Gunilla Bergström, ja richtig. Sie hat anderthalb Jahre bekommen, also wissen wir, wo sie ist», sagte er. Roos warf ihm einen Blick zu, ohne den Kopf zu heben. «Sie ist nämlich noch nicht ausgebrochen», erläuterte Bulldozer beiläufig. «Aber es gibt ja noch andere Frauen, und die Herren haben offensichtlich nichts gegen weibliche Mitarbeiter einzuwenden. Oder was meinen Sie, Herr Roos?» Werner Roos zuckte erneut mit den Schultern und richtete sich auf.

«Tja, was soll ich dazu sagen», bemerkte er gleichgültig. «Das geht mich nun wirklich nichts an.»

«Nein, gewiss nicht», sagte Bulldozer und nickte, während er Roos nachdenklich betrachtete.

Dann lehnte er sich vor und legte die Handflächen vor sich auf die Tischplatte.

«Sie behaupten also, dass Sie Malmström und Mohren im letzten halben Jahr weder getroffen noch von ihnen gehört haben?» «Ja, das behauptete ich», antwortete Werner Roos. «Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, bin ich nicht verantwortlich für das, was sie möglicherweise treiben. Wir kennen uns, seit wir zusammen in die Grundschule gegangen sind, das habe ich nie bestritten. Seit damals haben wir uns ab und zu gesehen, auch das habe ich nie zu leugnen versucht. Aber das heißt noch lange nicht, dass wir

100

uns alle naslang treffen oder dass sie mir erzählen, wohin sie gehen und was sie vorhaben. Ich bin der Erste, der es zutiefst bedauert, dass sie auf Abwege geraten sind, aber mit ihren kriminellen Aktivitäten habe ich nicht das Geringste zu tun, und wie ich früher schon gesagt habe, will ich gern behilflich sein, sie auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Aber ich habe sie nun einmal lange nicht mehr gesehen.»

«Herr Roos, Sie werden sicher einsehen, dass Ihre Behauptung äußerst gravierend sein kann und nicht zuletzt Sie selbst in eine suspekte Position geraten, falls sich herausstellen sollte, dass Sie Kontakt zu den beiden hatten.»

«Das sehe ich nicht.»

Bulldozer lächelte ihn freundlich an.

«O doch, das tun Sie.»

Er schlug mit den flachen Händen auf den Tisch und stand auf.

«Ich habe kurz ein paar Dinge zu erledigen», erklärte er. «Wir müssen unsere kleine Unterhaltung an dieser Stelle unterbrechen und etwas später fortsetzen. Wenn Sie mich bitte entschuldigen würden, Herr Roos.»

Bulldozer verließ das Zimmer mit schnellen Schritten. Ehe er die Tür hinter sich schloss, warf er noch einen Blick auf Werner Roos.

Der wirkte sehr bekümmert und nachdenklich. Bulldozer rieb sich vergnügt die Hände und eilte den Korridor hinunter. Als sich die Tür hinter Bulldozer Olsson geschlossen hatte, stand Werner Roos auf,

schlenderte zum Fenster und lugte durch die Ritzen der Jalousie hinaus. Er pfiff langsam und melodiös vor sich hin. Dann sah er auf seine Rolex, runzelte die Stirn, ging rasch zum Schreibtisch und setzte sich auf Bulldozers Stuhl. Er zog das Telefon zu sich heran, hob den Hörer ab und bekam eine freie Leitung. Er wählte eine Nummer, und während er

101

wartete, öffnete er die Schreibtischschubladen der Reihe nach und schaute hinein. Jemand meldete sich, und er sagte: «Hallo, Kleines, ich bin's. Du, können wir uns heute Abend ein bisschen später treffen? Ich muss hier noch mit einem Typen reden, und das könnte ein paar Stunden dauern.» Er nahm einen Stift mit der Aufschrift STAATSEIGENTUM aus einer Schublade und bohrte damit in seinem freien Ohr, während er zuhörte.

«Ja, sicher, natürlich gehen wir essen», sagte er. «Ich habe einen Mordshunger.»

Er musterte den Stift, warf ihn zurück in die Schublade und schob sie zu. «Nein, ich bin in keiner Kneipe. Es ist eine Art Hotel, aber der Fraß ist widerlich, ich warte mit dem Essen, bis wir uns sehen. Sieben Uhr, ist das okay? Schön, dann hole ich dich um sieben ab. Tschüs.»

Er legte auf, erhob sich, schob die Hände in die Hosentaschen und begann, pfeifend durch das Zimmer zu schlendern. Bulldozer betrat Gunvald Larssons Büro. «Ich habe Roos jetzt hier», sagte er.

«Und, wo war er Freitag? In Kuala Lumpur oder in Singapur?»

«In Lissabon», antwortete Bulldozer begeistert. «Er hat sich wirklich den perfekten Tarnberuf für einen Gangster ausgesucht. Kein Mensch kann so phantastische Alibis vorweisen.» «Und was sagt er sonst so?»

«Nichts. Er weiß von nichts. Jedenfalls von nichts, was mit dem Banküberfall zu tun hat, und Malmström und Mohren hat er eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Er ist aalglatt, ein listiger Fuchs und eine verlogene Schlange.»

«Mit anderen Worten, eine wandelnde Menagerie», sagte Gunvald Larsson. «Und, was hast du mit ihm vor?»

59

Bulldozer ließ sich auf dem Stuhl gegenüber von Gunvald Larsson nieder. «Ich lasse ihn laufen», antwortete er. «Und beschatten. Kannst du einen Mann auf ihn ansetzen, jemanden, den Roos nicht kennt?»

«Wohin soll der ihm denn folgen? Nach Honolulu? Wenn ja, übernehme ich den Job.»

«Ich meine es ernst», sagte Bulldozer.

Gunvald Larsson seufzte.

«Dann werde ich wohl versuchen müssen, das zu regeln», meinte er.

«Wann soll der Kollege anfangen?» «Jetzt», erklärte Bulldozer. «Ich lasse ihn sofort laufen. Bis Donnerstagmittag hat er frei, und wenn wir ihn ständig im Auge behalten, wird er uns in dieser Zeit zeigen, wo sich Malmström und Mohren verstecken.»

«Bis Donnerstagnachmittag», sagte Gunvald Larsson. «Dann brauchen wir mindestens zwei Männer, die sich ablösen.» «Und sie müssen verdammt gut beschatten können», erwiderte Bulldozer. «Er darf nichts merken, sonst ist alles aus.» «Gib mir eine Viertelstunde», sagte Gunvald Larsson. «Ich ruf dich an, wenn ich so weit bin.»

Als Werner Roos zwanzig Minuten später auf der Kungsholmsgatan in ein Taxi stieg, saß Kriminalassistent Rune Ek am Lenkrad eines grauen Volvo.

Rune Ek war ein korpulenter Mann in den Fünfzigern. Er hatte weiße Haare, eine Brille und Magengeschwüre, und sein Arzt hatte ihm gerade erst eine strenge Diät verordnet. Folglich hatte er nur wenig Freude an den vier Stunden, die er an einem einsamen Tisch im Speisesaal des Operakällaren zubrachte, während Werner Roos und seine rothaarige Begleiterin sich an ihrem Fenstertisch auf der Veranda nichts zu versagen schienen, weder an Ess- noch an Trinkbarem.

103

Die lange, helle Sommernacht verbrachte Ek in einem Erlenwäldchen in Hässelby, wo er heimliche Blicke auf die Brüste der Rothaarigen warf, die von Zeit zu Zeit auf den Wellen des Mälarsees schaukelnd auftauchten, während Werner Roos umherkraulte wie ein zweiter Tarzan.

Später, als die Morgensonne rot zwischen den Baumwipfeln schien, setzte er seine Spanneraktivitäten in den Sträuchern vor einem Bungalow in Hässelby Villastad fort. Nachdem er festgestellt hatte, dass das frischgebadete Paar allein im Haus und außerdem eingeschlafen war, kehrte er zu seinem Wagen zurück und widmete die folgende halbe Stunde der Aufgabe, Zecken aus Haaren und Kleidern zu zupfen. Als Rune Ek eine Stunde später abgelöst wurde, hatte Werner Roos sich noch nicht wieder blicken lassen. Allem Anschein nach konnte es noch Stunden dauern, bis er sich aus den Armen der Rothaarigen löste, um hoffentlich seine Freunde Malmström und Mohren zu besuchen.

14

Hätte jemand Gelegenheit gehabt, die Sonderkommission der Polizei mit der Bande der Bankräuber zu vergleichen, hätte er festgestellt, dass sie einander in vieler Hinsicht ebenbürtig waren. Die Sonderkommission verfügte über enorme technische Ressourcen, aber dafür besaßen ihre Widersacher große Mengen bar verfügbares Kapital und waren der anderen Seite zudem immer einen Schritt voraus.

Malmström und Mohren wären wahrscheinlich gute Polizisten geworden, wenn es jemand fertiggebracht hätte, sie davon zu

104

überzeugen, eine derart dubiose Laufbahn einzuschlagen. Ihre körperlichen Voraussetzungen waren hervorragend, und an ihrer Intelligenz gab es im Großen und Ganzen auch nichts auszusetzen. Keiner der beiden hatte sich jemals mit etwas anderem als ungesetzlichen Aktivitäten befasst, und nun, im Alter von dreiunddreißig beziehungsweise fünfunddreißig Jahren, konnten sie mit Fug und Recht

von sich behaupten, kompetente Berufskriminelle zu sein. Da ihr eigentlicher Broterwerb jedoch nur innerhalb eines engeren Zirkels von Staatsbürgern als respektabel galt, hatten sie sich andere Berufe zugelegt. In Pässen, Führerscheinen und anderen Ausweispapieren nannten sie sich Ingenieur und Betriebsleiter, durchaus gut gewählte Titel in einem Land, in dem es von Ingenieuren und Betriebsleitern nur so wimmelte. All ihre Papiere waren auf völlig andere Namen ausgestellt und selbstverständlich gefälscht, wirkten auf den ersten und zweiten Blick jedoch außerordentlich überzeugend. So hatten ihre Pässe sowohl bei schwedischen als auch ausländischen Grenzkontrollen bereits eine ganze Reihe von Prüfungen bestanden.

Persönlich wirkten die Herren Malmström und Mohren womöglich noch ehrenhafter. Sie machten einen sympathischen und gradlinigen Eindruck und waren darüber hinaus in prächtiger Verfassung. Vier Monate in Freiheit hatten ihr Aussehen bis zu einem gewissen Grad verändert; beide waren sehr braun, Malmström hatte sich einen Bart stehenlassen, und Mohren trug sowohl einen Schnurrbart als auch Koteletten. Die Sonnenbräune hatten sie sich nicht in simplen Touristenzentren wie Mallorca oder den Kanaren zugelegt, sondern während einer dreiwöchigen sogenannten Fotosafari in Ostafrika. Es war eine reine Erholungsreise gewesen; später hatten sie noch zwei Geschäftsreisen gemacht, die erste nach Italien, um ihre Ausrüs-

105

tung zu vervollständigen, die zweite nach Frankfurt, um zwei tüchtige Assistenten anzuheuern.

In ihrem Heimatland hatten sie einige relativ bescheidene Banküberfälle verübt und außerdem zwei private Geldverleiher ausgeraubt, die es aus steuerrechtlichen Gründen nicht wagten, zur Polizei zu gehen.

Die Bruttoeinnahmen aus diesen Aktivitäten waren immens, aber sie hatten auch große Unkosten gehabt und mussten in der näheren Zukunft mit weiteren beträchtlichen Ausgaben rechnen.

Die Größe der Investitionen stand allerdings in einem gesunden Verhältnis zum erwirtschafteten Gewinn, so viel hatten sie immerhin von der Gesellschaft mit ihrer sozialen Marktwirtschaft gelernt, und über die Ziele, die sie sich gesteckt hatten, ließ sich mit Fug und Recht sagen, dass sie ausgesprochen ehrgeizig waren.

Malmström und Mohren arbeiteten für eine Idee, die zwar keineswegs neu, deshalb jedoch nicht weniger verlockend war. Sie würden noch ein einziges Ding drehen und sich anschließend zurückziehen.

Endlich den wirklich großen Coup inszenieren. Die Vorbereitungen waren im Großen und Ganzen abgeschlossen, alle Finanzierungsprobleme gelöst und der Plan praktisch fertig. Sie wussten zwar noch nicht, wo und wann, dagegen aber das Wichtigste: wie.

Das Ziel war tatsächlich in Sicht.

Malmström und Mohren waren, wie gesagt, passable Fachleute, aber bei weitem keine wirklichen Großkriminellen. Großkriminelle werden nämlich nie gefasst. Großkriminelle rauben keine Banken aus. Sie sitzen in Büros und drücken auf Knöpfe. Sie gehen kein Risiko ein. Sie vergre-

106

fen sich nicht an den heiligen Kühen der Gesellschaft, sondern widmen sich stattdessen legalisierter Ausbeutung, von der nur einzelne Individuen betroffen sind.

Sie schlagen aus allem Profit, angefangen damit, dass sie Natur und Bevölkerung vergiften, um anschließend so zu tun, als würden sie den entstandenen Schaden mit - unwirksamen - Medikamenten heilen, bis dahin, dass sie ganze Stadtteile zu Slums verkommen und abreißen lassen, um stattdessen andere zu bauen, deren Behausungen schon bei ihrer Fertigstellung deutlich schlechter und gesundheitsgefährdender sind, als es die alten zum Zeitpunkt ihres Abrisses waren.

Aber vor allem werden sie niemals gefasst.

Malmström und Mohren hatten dagegen eine fast schon erschütternde Begabung, sich schnappen zu lassen. Nun aber glaubten sie endlich zu verstehen, woran das lag: Sie hatten in einem viel zu kleinen Maßstab operiert.

«Weißt du, woran ich beim Duschen gedacht habe?», sagte Malmström.

Er trat gerade aus dem Badezimmer und breitete sorgsam ein Badehandtuch auf dem Fußboden vor sich aus. Ein weiteres hatte er um die Hüften geschlungen und ein drittes um die Schultern drapiert.

Malmström hatte einen Reinlichkeitsfimmel. Es war bereits das vierte Mal, dass er an diesem schönen Tag duschte. «Ja klar», erwiederte Mohren. «An Weiber.» «Woher weißt du das?»

Mohren saß am Fenster und spähte auf Stockholm hinaus. Er trug eine kurze Hose und ein dünnes weißes Hemd und hielt sich ein Marinefernglas vor die Augen.

Die Wohnung, in der sie sich aufhielten, befand sich in einem der großen Hochhäuser auf den hohen Felsen von Danviksklippan, und die Aussicht war weiß Gott nicht schlecht.

107

«Arbeit und Weiber soll man nicht vermischen», erklärte Mohren. «Du hast ja gesehen, was sonst passiert.» «Ich vermische gar nichts», sagte Malmström beleidigt. «Darf man jetzt nicht mal mehr denken?» «Aber sicher», erwiederte Mohren großzügig. «Denk du ruhig, wenn du kannst.»

Das Fernglas folgte einem weißen Dampfer, der Richtung Strömmen steuerte.

«Das ist doch tatsächlich die *Norrskär*», sagte er. «Hätte nicht gedacht, dass es die noch gibt.» «Wen gibt es noch?»

«Niemanden, für den du dich interessierst. An welche hast du denn gedacht?»

«An die Bräute in Nairobi. Das waren geile Schüsse, was? Ich hab's ja immer gesagt, Nigger sind was Besonderes.»

«Das heißt Neger», entgegnete Mohren belehrend. «In diesem Fall Negerin. Auf gar keinen Fall Nigger.»

Malmström sprühte sich sorgfältig unter den Armen und an ein paar anderen Stellen ein.

«Soso», meinte er.

«Außerdem ist an Negerinnen nichts Besonderes. Falls du diesen Eindruck gewonnen haben solltest, dann lag das daran, dass du sexuell ausgehungert warst.»

«Wer's glaubt, wird selig», sagte Malmström. «Übrigens, hatte deine viele Haare um die Möse?»

«Ja», sagte Mohren. «Das hatte sie in der Tat, wenn ich es recht bedenke. In verblüffender Üppigkeit. Sie waren übrigens ziemlich hart. Borstig und unangenehm.» «Und die Titten?»

«Schwarz», antwortete Mohren. «Leicht hängend.»

«Ich glaube, meine hat gesagt, dass sie Mätresse ist. Oder auch Matratze. Kann das hinkommen?»

108

«Sie hat gesagt, dass sie Kellnerin ist. Vermutlich war dein Englisch ein wenig eingerostet. Übrigens hat sie geglaubt, du wärst Lokomotivführer.»

«Tja, jedenfalls war sie geil. Was war denn deine?»

«Lochkartenbearbeiterin.»

«Mhm.»

Malmström holte versiegelte Plastiktüten mit Unterwäsche und Strümpfen heraus, riss sie auf und begann sich anzuziehen. «Du wirst noch dein ganzes Vermögen für Unterhosen ausgeben», sagte Mohren. «Ich muss sagen, eine höchst eigenartige Leidenschaft.»

«Ja, es ist zum Heulen, wie teuer alles geworden ist.»

«Die Inflation», meinte Mohren. «Daran sind wir selbst schuld.»

«Wie zum Teufel ist das möglich», sagte Malmström. «Wir haben doch jahrelang gesessen.»

«Wir geben viel Geld für unnötige Dinge aus. Diebe sind immer so verdammt verschwenderisch.» «Du nicht.»

«Nein, aber ich bin eine Ausnahme. Übrigens sind meine Rechnungen für Speisen und Getränke ziemlich hoch.» «In Afrika wolltest du nicht mal für die Bräute zahlen. Und dann kam es, wie es kommen musste. Es war deine Schuld, dass wir drei Tage lang Weiber anbaggern durften, bis wir endlich welche gefunden hatten, die umsonst mitspielen wollten.»

«Das hatte nicht nur finanzielle Gründe», widersprach Mohren. «Und ganz bestimmt nicht den Grund, die Inflation in Kenia zu bekämpfen. Meiner Meinung nach ist es aber so, dass Diebeslust den Wert des Geldes

untergräbt. Wenn hier jemand im Knast sitzen sollte, dann die Regierung.» «Mhm.»

109

«Und die Industriebosse. Ich habe übrigens von einem interessanten Beispiel dafür gelesen, wie Inflation entstehen kann.» «Aha?»

«Als die Engländer im Oktober 1918 Damaskus eroberten, brachen ihre Truppen in die Reichsbank ein und klauten alle Geldscheine, die dort lagerten. Die Soldaten hatten keine Ahnung, wie viel das Geld wert war. Unter anderem gab ein australischer Kavallerist einem Jungen, der sein Pferd beim Pinkeln hielt, eine halbe Million.»

«Muss man Pferde festhalten, wenn sie pinkeln?» «Die Preise schossen um das Hundertfache in die Höhe, und schon ein paar Stunden später kostete eine Rolle Toilettenpapier tausend Mäuse.»

«Gab es in Australien tatsächlich schon Toilettenpapier? Zu der Zeit?» Mohren seufzte. Manchmal hatte er das Gefühl, dass sein Intellekt darunter litt, niemals einen anderen Menschen als Malmström zu haben, mit dem er sich unterhalten konnte. «Damaskus liegt in Arabien», sagte er mit schwerer Stimme. «Genauer gesagt in Syrien.» «Oh, verdammt.» Malmström hatte sich in der Zwischenzeit angezogen und musterte das Ergebnis im Spiegel. Er zupfte brummend seinen Bart zurecht und schnippte gereizt ein paar, für Normalsterbliche unsichtbare, Partikel von seiner Clubjacke. Er legte die Badehandtücher nebeneinander auf den Fußboden, ging zum Kleiderschrank und holte ihre Waffen heraus. Legte sie auf die Handtücher und holte Putzwolle und einen Kanister Reinigungsflüssigkeit.

Mohren warf einen zerstreuten Blick auf das Arsenal und sagte:

110

«Wie oft hast du das eigentlich schon gemacht? Außerdem sind die doch alle so gut wie fabrikneu.»

«Man muss seine Sachen in Ordnung halten», erwiderte Malmström. «Es ist wichtig, dass man seine Waffen gut pflegt.» Die Ausrüstung hätte ausgereicht, um einen kleineren Krieg anzufangen oder zumindest eine Revolution anzuzetteln. Sie bestand aus zwei Pistolen, einem Revolver, zwei Maschinenpistolen und drei abgesägten Schrotflinten.

Die Maschinenpistolen waren das Standardmodell der schwedischen Armee, die übrigen Waffen dagegen ausländische Fabrikate.

Die beiden Pistolen waren großkalibrige Waffen, es handelte sich um eine spanische 9-Millimeter-Parabellum der Marke Firebird und eine automatische Llama IX A Kaliber .45; der Revolver stammte ebenfalls aus Spanien, ein Astra Caix 45, ebenso die eine Schrotflinte, eine Maritza. Die beiden anderen stammten aus anderen Teilen des Kontinents, eine belgische Continental Supra de Luxe und eine österreichische Ferlach mit der romantischen Modellbezeichnung Forever Yours. Malmström war mit den Pistolen fertig und griff nach dem belgischen Gewehr.

«Wer immer den Lauf dieser Büchse abgesägt hat, sollte selber eine Ladung Schrot in den Arsch kriegen», sagte er. «Vermutlich hat er sie nicht auf die gleiche Art bekommen wie wir.»

«Hä? Das kapiere ich nicht.»

«Nicht auf ehrliche Art erworben, meine ich», sagte Mohren ernst.

«Vermutlich hat er sie gestohlen.»

Er wandte sich wieder der Aussicht zu. Nach einer Weile sagte er: «Stockholm ist wirklich eine spektakuläre Stadt. Das muss man schon sagen.»

111

«Wie meinst du das?»

«Man muss sie aus der Distanz genießen. Im Grunde ist es ganz gut, dass es einem erspart bleibt, oft auszugehen.» «Hast du Schiss, in der U-Bahn gefilzt zu werden?» «Unter anderem. Zum Beispiel, ein Stilett in den Rücken zu bekommen. Oder eine Axt in den Schädel. Oder von einem hysterischen Polizeipferd zu Tode getrampelt zu werden. Die Menschen können einem wirklich leidtun.» «Welche Menschen?»

Mohren machte eine ausladende Handbewegung. «Die Menschen da unten. Stell dir vor, immer nur schuften und sich abrackern, um die Raten für Auto und Sommerhaus zusammenzukratzen, während die eigenen Kinder sich zu Tode fixen. Wenn deine Frau nach sechs Uhr abends die Nase vor die Tür steckt, wird sie vergewaltigt, und du selbst traust dich nicht mal, in die Abendandacht zu gehen.» «In die Abendandacht?»

«Nur als Beispiel. Hat man mehr als einen Zehner dabei, wird man ausgeraubt. Und hat man weniger als einen Zehner, stechen einen die Ganoven aus lauter Enttäuschung ab. Vor ein paar Tagen habe ich in der Zeitung gelesen, dass die Bullen sich nicht mehr allein aus dem Haus trauen. Die Polizei ist immer seltener Bestandteil des Straßenlebens, und es bereitet immer größere Probleme, die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Oder so ähnlich. Irgendein hohes Tier aus dem Justizministerium hat das gesagt. Nein, ich freue mich darauf, wegzugehen und nie mehr wiederkommen zu müssen.» «Und nie mehr Hammarby spielen sehen zu dürfen», meinte Malmström düster.

«Du mit deinen vulgären Neigungen», sagte Mohren. Unmittelbar darauf ergänzte er sachlich: «Das kannst du in Kumla auch nicht.»

112

«Da zeigen sie jedenfalls immer ein paar Ausschnitte im Fernsehen.»

«Erwähne nicht diesen grauenvollen Zellenkameraden», erwiderte Mohren mit Grabsstimme.

Er stand auf und öffnete das Fenster. Machte eine weitschweifende Armbewegung und warf den Kopf zurück, als wollte er sich direkt an die Massen wenden. «Hallo, ihr da unten», rief er. Und fügte hinzu:

«Wie Lyndon B. Johnson sich ausdrückte, als er eine Wahlrede aus dem Hubschrauber hielt.» «Wer?», fragte Malmström.

Es klingelte an der Tür. Das Signal war kompliziert, und sie lauschten aufmerksam.

«Das scheint Mauritzon zu sein», sagte Mohren und sah auf die Uhr. «Er ist sogar pünktlich.»

«Ich trau dem Arschloch nicht», erwiderte Mohren. «Gehen wir lieber auf Nummer sicher.»

Er schob ein Magazin in eine der Maschinenpistolen. «Hier», sagte er. Mohren nahm die Waffe entgegen.

Malmström griff sich die Astra und ging zur Wohnungstür. Er hakte mit der rechten Hand die verschiedenen Ketten auf und hielt den Revolver in der linken. Malmström war Linkshänder. Mohren stand zwei Meter hinter ihm.

Dann riss Malmström die Tür ruckartig auf. Der Mann dahinter war darauf vorbereitet.

«Hallo», sagte er und starre nervös auf den Revolver. «Tag», erwiderte Malmström.

«Hereinspaziert, hereinspaziert», sagte Mohren. «Sei begrüßt, schöne Maske.»

Der Mann, der daraufhin eintrat, war mit Lebensmitteltüten
113

und Päckchen beladen. Als er die Waren abstellte, warf er einen verstohlenen Blick auf das ausgebreitete Waffenarsenal. «Wollt ihr eine Revolution anfangen?», fragte er. «Das ist schon immer unser Ansinnen gewesen», antwortete Mohren. «Aber im Moment liegt keine revolutionäre Situation vor. Hast du Flusskrebse bekommen?»

«Wie zum Teufel soll ich euch schon am 4. Juli Flusskrebse besorgen, Wochen vor dem ersten Verkaufstag?» «Was glaubst du eigentlich, wofür wir dich bezahlen?», sagte Malmström drohend.

«Wahrlich eine berechtigte Frage», ergänzte Mohren. «Es will mir einfach nicht in den Kopf, dass du uns nicht mit den Dingen versorgen können sollst, um die wir dich bitten.» «Es gibt Grenzen», erwiderte Mauritzon. «Ich habe euch verdammt nochmal alles besorgt, Knarren und Wohnungen, Autos, Pässe und Fahrkarten. Aber Flusskrebse! Nicht einmal der König kann einem im Juli Krebse besorgen.» «Sicher nicht», sagte Mohren. «Aber was glaubst du, was sie auf Gut Harpsund machen, wo der Premierminister in der Sommerfrische ist. Da sitzen sie wahrscheinlich und essen Krebse, Palme, Geijer, Calle P. und die ganze Bande. Nein, solche Entschuldigungen können wir nicht akzeptieren.» «Und dieses Rasierwasser gibt es einfach nicht», sagte Mauritzon schnell. «Ich bin wie ein Irrer durch die ganze Stadt gerannt, aber es hat seit Jahren keiner mehr davon gehört.» Malmströms Miene verfinsterte sich merklich. «Alles andere ist erledigt», beteuerte Mauritzon. «Und hier ist die Post von heute.»

Er zog einen braunen Umschlag ohne Aufschrift heraus und gab ihn Mohren, der ihn gleichgültig in die Gesäßtasche stopfte.

Mauritzon war ein ganz anderer Typ als die beiden anderen

114

Männer. Um die vierzig, eher klein, schlank, eine gute Figur. Er war glatt rasiert und hatte kurze blonde Haare. Die meisten Menschen, vor allem Frauen, fanden, dass er nett aussah. Seine Kleidung und sein Auftreten zeugten von Diskretion, überhaupt mangelte es ihm an besonderen Merkmalen. Man könnte sagen, dass er als Typ ausgesprochen normal war und deshalb nicht auffiel und einem kaum in Erinnerung blieb. All das war sehr vorteilhaft für ihn, er hatte seit Jahren nicht mehr im Gefängnis gesessen, stand momentan auf keiner Fahndungsliste und wurde nicht einmal überwacht. Er arbeitete in drei Branchen, die alle Gewinn abwarf: Drogen, Pornographie und Beschaffung. Beruflich war er effektiv, energisch und ein ausgeprägter Systematiker. Pornographie in allen erdenklichen Formen konnte dank einer eigentümlich wohlwollenden Rechtslage in Schweden in unbegrenzten Mengen völlig legal produziert und gekauft werden. Mauritzon benötigte denn auch nahezu unbegrenzte Mengen für seinen Export. Sie gingen hauptsächlich nach Italien und Spanien, wo er sie mit gutem Gewinn veräußerte. In der umgekehrten Richtung schmuggelte er hauptsächlich Amphetamin und Rohmorphium, nahm aber auch anderweitige Bestellungen an, zum Beispiel Waffen.

In eingeweihten Kreisen hieß es, Mauritzon sei ein Mann, der einem alles besorgen könne, und es kursierte sogar das Gerücht, es sei ihm gelungen, zwei Elefanten einzuschmuggeln, die er von einem arabischen Scheich als Teilzahlung für zwei vierzehnjährige finnische Jungfrauen und eine Kiste Scherzkondome bekommen habe. Die Jungfrauen sollten darüber hinaus ein Schwindel mit eingeklebten Jungfernhäutchen aus Plastik und die Elefanten weiß gewesen sein. Die Geschichte entsprach allerdings nicht der Wahrheit. «Auch neue Schulterholster?», fragte Malmström.

115

«Ja, die liegen ganz unten in der Lebensmitteltüte. Darf ich fragen, was an den alten auszusetzen war?»

«Unbrauchbar», antwortete Malmström.

«Vollkommen inakzeptabel», ergänzte Mohren. «Wo waren die her?»

«Aus dem Zentrallager der Polizei. Die neuen sind aus Italien.»

«Das klingt schon besser», sagte Malmström. «Braucht ihr sonst noch was?» «Ja, hier hast du die Liste.» Mauritzon überflog sie und leierte: «Ein Dutzend Unterhosen, fünfzehn Paar Nylonsocken, sechs Netzunterhemden, ein halbes Kilo Kaviar, vier Donald-Duck-Masken aus Gummi, zwei Schachteln o-Millimeter-Munition, sechs Paar Gummihandschuhe, reifer Appenzeller, ein Glas eingemachte Zwiebeln, Olands Kräuterschnaps, Putzwolle, ein Astrolabium ... was in aller Welt ist das?» «Ein Instrument zur Positionsbestimmung der Gestirne», erläuterte Mohren. «Du wirst bei Antiquitätengeschäften herum-

telefonieren müssen.» «Aha. Ich werde mein Bestes geben.» «Genau», sagte Malmström. «Sonst wollt ihr nichts?»

Mohren schüttelte den Kopf, aber Malmström runzelte nachdenklich die Stirn und sagte: «Doch, Fußspray.» «Eine bestimmte Sorte?» «Die teuerste.» «Aha. Keine Weiber?»

Niemand antwortete, was Mauritzon als Zögern deutete. «Ich kann alle Arten besorgen. Es ist nicht gut für euch, hier herumzusitzen und Abend für Abend Däumchen zu drehen.

116

Zwei Mädel, die auf Zack sind, würden euren Stoffwechsel anregen.» «Mein Stoffwechsel funktioniert ausgezeichnet», erklärte Mohren. «Und die einzigen Damen, die ich mir vorstellen könnte, sind eindeutige Sicherheitsrisiken. Keine Plastikjungfernhäutchen für mich, nein danke.» «Ach was, es gibt massenhaft bescheuerte Bräute, die liebend gern ...» «Das nehme ich als Beleidigung», unterbrach Mohren. «Nein und nochmals nein.»

Malmström schien zu schwanken.

«Obwohl ...»

«Ja?»

«Die eine da, deine sogenannte Assistentin, die müsste doch sauber sein.»

Mauritzon machte eine abwehrende Bewegung und sagte: «Monita? Die ist bestimmt nichts für euch. Nicht hübsch und nicht besonders gut. Ein gewöhnlicher Standardfick. Ich habe einen schlichten Geschmack, wenn es um Frauen geht. Kurzum, sie ist normal.»

«Ach, wirklich», sagte Malmström enttäuscht.

«Außerdem ist sie verreist. Sie hat eine Schwester, die sie ab und zu besucht.»

«Ende der Diskussion», sagte Mohren. «Alles hat seine Zeit, und der Tag wird kommen ...» «Was denn für ein Tag», warf Malmström ein. «An dem wir unsere Gelüste wieder in würdiger Form befriedigen und uns unsere Gesellschaft selbst aussuchen können. Ich erkläre die Besprechung hiermit für beendet. Wir sehen uns morgen um die gleiche Zeit.» «Okay», sagte Mauritzon. «Lasst mich raus.» «Nur noch eins.»

117

«Was denn?»

«Wie nennst du dich jetzt?» «Wie immer. Lennart Holm.»

«Nur für den Fall, dass was passiert und wir dich schnell erreichen müssen.»

«Ihr wisst, wo ihr mich findet.» «Und ich warte immer noch auf meine Flusskrebse.» Mauritzon zuckte resigniert mit den Schultern und ging. «Dieser Mistkerl», sagte Malmström.

«Wieso? Weißt du unseren guten Freund etwa nicht zu schätzen?»

«Er riecht nach Achselschweiß», erklärte Malmström verächtlich.

«Mauritzon ist ein Schurke», sagte Mohren. «Mir missfällt sein Arbeitsbereich. Nun ja, natürlich nicht, dass er Sachen für uns erledigt.

Aber das mit den Drogen für Schulkinder und Pornos für katholische Analphabeten. Das ist... unwürdig.» «Ich trau ihm nicht», sagte Malmström.

Mohren hatte den braunen Umschlag hervorgeholt und musterte ihn prüfend.

«Und damit hast du vollkommen recht, mein Freund», sagte er. «Der Mann ist nützlich, aber nicht ganz zuverlässig. Schau hier, er hat auch heute wieder den Brief geöffnet. Ich frage mich, wie er ihn aufbekommt. Irgendeine Art von raffinierter Dampfbehandlung vielleicht. Wenn Roos nicht den Trick mit dem Haar benutzt hätte, würde man nicht merken, dass jemand am Umschlag herumgepfuscht hat. Warum ist er nur so neugierig?» «Er ist eine verdammte Ratte», sagte Malmström. «So einfach ist das.»

«Ja, das ist denkbar.»

«Wie viele Tausender hat er eigentlich bekommen, seit wir mit der Arbeit angefangen haben?»

118

«Um die hundertfünfzig. Nun hat er natürlich auch beträchtliche Ausgaben gehabt. Waffen, Autos, Reisen und so weiter. Außerdem geht er ein Risiko ein.»

«Als ob der was riskieren würde», widersprach Malmström. «Außer Roos weiß kein Mensch, dass wir ihn kennen.» «Und dann die Frau mit dem Dampfschiffnamen.» «Unglaublich, dass er mir diese Vogelscheuche aufschwatzen wollte», sagte Malmström aufgebracht. «Anscheinend ist sie im Bett kaum zu gebrauchen, und bestimmt hat sie sich seit gestern nicht mehr gewaschen.»

«Rein objektiv gesehen bist du nicht ganz gerecht», wandte Mohren ein. «*Faktum est*, dass er dir eine ehrliche Beschreibung der Ware geliefert hat.» «Est?»

«Und was das hygienische Detail anbelangt, so hättest du sie ja vorher desinfizieren können.»

«Das glaubst du ja wohl selbst nicht.»

Mohren zog drei Blätter aus dem Umschlag und legte sie vor sich auf den Tisch. «Heureka», rief er. «Hä?»

«Das ist es, worauf wir gewartet haben, alter Junge. Komm und sieh es dir an.»

«Ich werd mich vorher noch kurz waschen», erwiderte Malmström und verschwand im Badezimmer.

Zehn Minuten später kehrte er zurück. Mohren rieb sich immer noch vergnügt die Hände. «Und?», fragte Malmström.

«Es scheint alles zu passen. Hier hast du den Grundriss. Perfekt. Und hier sind alle Zeiten. Bis ins kleinste Detail.» «Was ist mit Hauser und Hoff?» «Kommen morgen. Lies selbst.»

119

Malmström las. Mohren lachte auf. «Worüber lachst du?»

«Die Codes. Zum Beispiel, Jean hat einen langen Schnurrbart. Weißt du, woher er das kennt und was es ursprünglich bedeutet hat?»

«Keine Ahnung.»

«Na, spielt auch keine Rolle.»

«Steht da zweieinhalb Millionen?»

«Zweifellos.»

«Netto?»

«Stimmt genau. Die Kosten haben wir ja schon erarbeitet.» «Minus fünfundzwanzig Prozent für Roos.» «Exakt. Jeder von uns bekommt genau eine Million.» «Wie viel davon kapiert dieser Mistkäfer Mauritzon?» «Nicht besonders viel. Den Zeitpunkt natürlich.» «Was ist der Zeitpunkt?»

«Freitag, 14.45 Uhr. Aber hier steht nicht, welcher Freitag.» «Die Straßennamen sind ja ausgeschrieben», sagte Malmström.

«Vergiss Mauritzon», sagte Mohren beruhigend. «Siehst du, was hier unten steht?»

«Ja.»

«Weißt du möglicherweise noch, was das heißt?»

«Ja, sicher», antwortete Malmström. «Klar, verdammt. Das ändert natürlich alles.»

«Das will ich meinen», sagte Mohren. «Mann, hab ich einen Schmacht auf Flusskrebs.»

120

15

Hauser und Hoff waren zwei deutsche Gangster, die Malmström und Mohren auf ihrer Geschäftsreise nach Frankfurt engagiert hatten. Beide hatten gute Referenzen, und die Verhandlungen hätte man im Grunde brieflich führen können. Malmström und Mohren waren jedoch ebenso penibel, wie ihr Planer vorsichtig war, und den Ausflug nach Deutschland machten sie wenigstens zum Teil auch deshalb, weil sie sehen wollten, wie ihre eventuellen Mithelfer aussahen.

Die Begegnung fand Anfang Juni statt. Sie sollten sich mit Hauser in der Magnolia-Bar treffen. Hauser würde sie anschließend zu Hoff bringen. Die Magnolia-Bar war dunkel und klein und lag im Stadtzentrum. Die Beleuchtung war orangefarben und sickerte aus versteckten Lichtquellen, die Wände waren wie der Teppichboden violett, und die flachen Sessel, die um kleine runde Tische aus Plexiglas standen, waren rosa. Die Bar aus blankpoliertem Messing war halbkreisförmig, die Musik soft, die Mädchen hinter der Theke waren blond, vollbusig und tief dekolletiert und die Drinks teuer.

Malmström und Mohren setzten sich in die rosa Sessel am einzigen freien Tisch des Lokals, das brechend voll wirkte, obwohl kaum mehr als zwanzig Gäste da waren. Das weibliche Geschlecht war lediglich durch die beiden Blondinen hinter der Theke vertreten; die Barbesucher waren ausnahmslos Männer. Eine der Barfrauen kam zu ihnen und beugte sich über ihren Tisch, sodass sie zum einen ihre großen hellroten Brustwarzen

sehen, zum anderen ihre weniger angenehmen Ausdünstungen aus Achselschweiß und Parfüm riechen konnten. Als

121

Malmström seinen Gimlet und Mohren seinen Chivas ohne Eis bekommen hatte, sahen sie sich nach Hauser um. Sie hatten keine Ahnung, wie er aussehen sollte, wussten aber, dass er zu den wirklich harten Burschen gehörte. Malmström entdeckte ihn als Erster. Er stand am hinteren Ende der Theke, einen langen, schmalen Zigarillo im Mundwinkel und ein Glas Whisky in der Hand. Er war groß, schlank und breitschultrig und trug einen sandfarbenen Wildlederanzug. Die dunklen Haare, die auf dem Scheitel ein wenig dünn waren, lockten sich im Nacken, und er trug üppige Koteletten. Er lehnte lässig an der Theke und sagte etwas zu der Barfrau, die in einer Pause zu ihm kam und sich mit ihm unterhielt. Er sah Sean Connery verblüffend ähnlich. Die Blondine himmelte ihn an und kicherte gekünstelt. Sie hielt ihre hohle Hand unter den Zigarillo, der zwischen seinen Lippen klebte, und tippte leicht mit dem Finger darauf, sodass ein langes Stück Asche in ihre Hand fiel. Er tat, als hätte er ihre Geste gar nicht bemerkt. Nach einer Weile kippte er seinen Whisky herunter und bekam augenblicklich einen neuen. Sein Gesicht zeigte keine Regungen, und sein stahlblauer Blick war auf einen Punkt oberhalb und jenseits der blondierten Locken des Mädchens gerichtet. Er ließ sich nicht dazu herab, sie mit seinem Blick auch nur zu streifen. Der Mann sah so knallhart aus, wie er dem Vernehmen nach auch sein sollte. Selbst Mohren war ein wenig beeindruckt. Sie warteten darauf, dass er in ihre Richtung schaute. Ein kleiner, vierzehntiger Mann in schlechtsitzendem grauem Anzug, weißem Nylonhemd und weinroter Krawatte setzte sich in den dritten Sessel an ihrem Tisch. Sein Gesicht war rund und glatt und rot, die Augen blickten groß und porzellanblau durch starke, randlose Brillengläser, und die gewellten Haare waren kurz geschnitten und schräg gescheitelt.

122

Malmström und Mohren warfen einen desinteressierten Blick auf ihn und fuhren fort, die James-Bond-Gestalt an der Bar zu beobachten. Der Neuankömmling sagte etwas mit leiser, sanfter Stimme, und es dauerte eine ganze Weile, bis ihnen aufging, dass er sie angesprochen hatte, und noch länger, bis sie erkannten, dass diese cherubinische Person und nicht der Coole an der Bar Gustav Hauser war.

Kurz darauf verließen sie die Magnolia-Bar. Malmström und Mohren hefteten sich stumm an Hausers Fersen, der in einem knöchellangen, dunkelgrünen Ledermantel und mit einem Jägerhut mit Gamsbart auf dem Kopf vorausmarschierte und ihnen den Weg zu Hoffs Wohnung zeigte. Hoff war ein fröhlicher Mann in den Dreißigern. Er empfing sie im Kreise seiner Familie, die aus Ehefrau, zwei Kindern und einem Dackel bestand. Am späteren Abend gingen die vier Männer aus, aßen zusammen und unterhielten sich über ihre gemeinsamen Interessen. Dabei stellte sich heraus, dass Hoff und Hauser wirklich alte Hasen in der

Branche waren und beide über diverse nützliche Spezialkenntnisse verfügten. Außerdem waren sie ganz erpicht auf Arbeit, da sie erst seit kurzem wieder frei waren, nachdem sie lange Gefängnisstrafen abgesessen hatten.

Nach drei Tagen geselligen Beisammenseins mit ihren neuen Kompagnons fuhren Malmström und Mohren wieder heim, um die Vorbereitungen zum großen Coup fortzusetzen. Die Deutschen versprachen, sich bereitzuhalten und zur Stelle zu sein, sobald die Zeit gekommen war.

Donnerstag, den 6. Juli, sollten sie vor Ort sein. Am Mittwoch kamen sie nach Schweden.

Hauser erreichte Limhamn in seinem Auto mit der Morgenfähre von Dragor. Sie hatten abgemacht, dass er Hoff am Skeppsbron-
123

Kai abholen sollte, wenn dieser mit einer der Öresundfähren um zwölf Uhr eintraf.

Hoff war noch nie in Schweden gewesen. Er wusste nicht, wie ein schwedischer Polizist aussah, was möglicherweise eine Erklärung dafür war, dass seine Einreise ins Land ein wenig plump und verwirrt ausfiel. Als Hoff die Gangway der *Absalon* hinunterging, kam ihm ein uniformierter Zollbeamter entgegen. Hoff ging sofort davon aus, dass der Mann in Uniform Polizist und somit etwas schiefgegangen war und dass man nun kam, um ihn zu verhaften. Gleichzeitig sah er auf der anderen Straßenseite Hauser in seinem Wagen sitzen und mit laufendem Motor warten. Verzweifelt riss Hoff seine Pistole heraus und richtete sie auf den verblüfften Zöllner, der seine Verlobte besuchen wollte, die praktischerweise in der Cafeteria der *Absalon* arbeitete. Ehe der Zollbeamte oder irgendein anderer reagieren konnte, war Hoff über den Zaun zwischen Kai und Bürgersteig gesprungen, dann zwischen zwei Taxis hindurchgerannt, über einen weiteren Zaun geklettert, hatte sich zwischen zwei Lastwagen hindurchgeschlängelt und in Hausers Wagen geworfen, immer mit erhobener Pistole.

Hauser, der Hoff kommen sah, hatte die Tür geöffnet und fuhr schon an, noch bevor Hoff ihn erreicht hatte. Er trat das Gaspedal durch und verschwand um die Ecke, ehe irgendwer auf den Gedanken kam, sich das Kennzeichen zu merken. Er fuhr weiter, bis er sicher war, weder angehalten noch verfolgt zu werden.

124

16

Glück und Pech neigen bekanntermaßen dazu, sich die Waage zu halten; das Pech des einen stellt sich oft als Glück für einen anderen heraus, und umgekehrt.

Mauritzon war ein Mann, der glaubte, sich weder das eine noch das andere leisten zu können, weshalb er nur selten etwas dem Zufall überließ. Jede seiner Operationen war nach einem eigenhändig ausgearbeiteten Sicherheitssystem doppelt abgesichert, sodass nur die

unwahrscheinlichsten Kombinationen verschiedener unglücklicher Umstände ihn zu Fall bringen konnten.

Berufliche Rückschläge stellten sich natürlich in regelmäßigen Abständen ein, führten jedoch ausschließlich zu finanziellen Einbußen. So hatte ein ungewöhnlich unbestechlicher italienischer Carabiniere vor ein paar Wochen einen ganzen Lastwagen mit Pornos beschlagnahmt, diesen jedoch mit Mauritzon persönlich in Verbindung zu bringen war ermittlungstechnisch unmöglich.

Dagegen war ihm zwei Monate zuvor ein völlig unbegreifliches Malheur widerfahren. Aber auch das hatte keinerlei Konsequenzen nach sich gezogen, und er war vollkommen sicher, dass es viele Jahre dauern würde, bis sich etwas Derartiges wiederholte. Er schätzte die Möglichkeit, geschnappt zu werden, mit Fug und Recht kleiner ein als seine Chancen auf sechs Richtige im Lotto.

Mauritzon lag selten auf der faulen Haut, und sein Mittwochsprogramm war ziemlich voll. Als Erstes würde er im Hauptbahnhof eine Partie Rauschgift übernehmen und zu einem Schließfach in der U-Bahn-Station Östermalmstorg bringen.

125

Anschließend beabsichtigte er, den Schlüssel im Austausch gegen einen Umschlag voller Geld einer gewissen Person zu übergeben. Danach würde er die Kontakterson aufzusuchen, bei der die mysteriösen Briefe für Malmström und Mohren eintrafen. Es ärgerte ihn übrigens ein wenig, dass es ihm trotz ehrgeiziger Versuche nicht gelückt war, herauszufinden, wer der Absender war. Danach war es Zeit, einkaufen zu gehen, Unterhosen und anderes, und als Letztes stand schließlich sein täglicher Besuch in dem Haus auf Danviksklippan auf dem Programm. Die Drogenlieferung bestand aus Haschisch und Amphetaminen, kunstvoll umschlossen von einem Brotlaib und einem Stück Käse, die zusammen mit diversen anderen vollkommen unschuldigen Dingen in einer ganz normalen Supermarkttüte lagen.

Er hatte die Ware schon geholt und stand jetzt an der Ampel vor dem Hauptbahnhof, ein unscheinbarer, aber gepflegter kleiner Herr mit einer Papiertragetasche in der Hand. Neben ihm standen auf der einen Seite eine alte Frau und auf der anderen eine Politesse sowie jede Menge anderer Menschen, und fünf Meter weiter hatten sich zwei Polizeibeamte mit Schafsmienen und auf dem Rücken verschränkten Händen postiert. Der Verkehr war wie immer, also mörderisch, und die Luft dermaßen von Abgasen verpestet, dass man nach Atem rang. Schließlich sprang die Ampel auf Grün um, und alle begannen zu drängeln und zu stoßen, um möglichst einige hundertstel Sekunden schneller als ihre Mitmenschen über die Straße zu gelangen.

Jemand versetzte der alten Dame einen Stoß, die sich daraufhin erschreckt umsaß und sagte:

«Ich sehe so schlecht ohne meine Brille, aber es ist doch grün, oder?»

126

«Ja», antwortete Mauritzon freundlich. «Ich werde Ihnen über die Straße helfen, gnädige Frau.»

Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass Hilfsbereitschaft einem oft Vorteile einbrachte.

«Vielen Dank», sagte sie. «Es kommt so selten vor, dass jemand an uns alte Leute denkt.» Ein wahres Wort.

«Ich habe es nicht eilig», erwiderte Mauritzon.

Er nahm den Arm der Frau in einen lockeren Griff und begann, sie über die Straße zu lotsen.

Als sie drei Meter von der Bordsteinkante entfernt waren, wurde die Alte erneut von einem gehetzten Fußgänger angerempelt und strauchelte.

Mauritzon stützte sie, damit sie nicht hinfiel, und hörte gleichzeitig jemanden rufen: «He, Sie da!»

Er blickte auf und sah, dass die Politesse anklagend auf ihn zeigte, während sie gleichzeitig schrie: «Polizei! Polizei!»

Die alte Dame sah sich verwirrt um. «Haltet den Dieb!», schrie die Politesse. Mauritzon runzelte die Stirn, blieb aber ruhig. «Wie bitte?», sagte die alte Frau. «Was ist los?» Dann piepste auch sie: «Ein Dieb! Ein Dieb!» Die beiden Polizisten stiefelten heran. «Was ist hier los?», sagte der eine mit Autorität. «Was ist hier los?», sagte der andere mit etwas weniger Autorität.

Er sprach nämlich den Dialekt der Region Närke in seiner quengeligsten Version und hatte Probleme, die barschen und rauen Laute hervorzubringen, die sein Dienst angeblich erforderte.

127

«Ein Handtaschendieb», rief die Politesse mit weiterhin ausgestrecktem Arm. «Der Mann hier hat versucht, der alten Dame die Tasche aus der Hand zu reißen.»

Mauritzon betrachtete seine Gegenspielerin und sagte innerlich: Halt's Maul, du blöde Kuh. Laut erklärte er:

«Verzeihung, aber das ist ein Missverständnis.»

Die Politesse war eine Blondine von etwa fünfundzwanzig Jahren, der es glückt war, ein bereits vorher unvorteilhaftes Äußeres mit Hilfe von Lippenstift und Gesichtspuder noch weiter zu verunstalten.

«Ich habe es selbst gesehen», sagte sie.

«Was?», fragte die greise Dame. «Wo ist der Dieb?»

«Was ist hier los?», fielen sich die Polizeibeamten gegenseitig ins Wort. Mauritzon war die Ruhe selbst.

«Das ist wirklich nur ein Missverständnis», beteuerte er.

«Der Herr hat mir über die Straße geholfen», sagte die alte Frau.

«Er hat so getan, als wollte er Ihnen helfen», widersprach die Blondine.

«Das ist der Trick. Er hat an der Tasche gezerrt, sodass die alte Schachtel... ich meine, die Dame fast hingefallen wäre.»

«Sie haben die Situation missverstanden», erwiderte Mauritzon.
«Jemand anders hat die Dame versehentlich angerempelt. Ich habe sie nur gepackt, damit sie nicht hinfällt und sich wehtut.»
«Versuchen Sie ja nicht, sich herauszureden», sagte die Politesse dickköpfig.

Die Polizisten sahen sich fragend an. Der Barsche war offenbar der Aktivere und Routiniertere von beiden. Er dachte einen Moment nach und kam dann auf den erlösenden Satz. «Es wird das Beste sein, Sie kommen mit.»

75

Pause.

«Alle drei. Der Verdächtige, die Zeugin und die Klägerin.» Die alte Frau wirkte völlig verwirrt und die Politesse plötzlich weniger interessiert an der Sache. Mauritzon war demütiger als je zuvor.

«Ein reines Missverständnis», sagte er. «Aber das kann ja mal vorkommen, wenn man bedenkt, wie viele zwielichtige Gestalten sich auf den Straßen herumtreiben. Ich komme natürlich gern mit.»

«Was ist los?», erkundigte sich die alte Frau. «Wohin sollen wir gehen?»

«Zur Wache», antwortete der autoritäre Polizist.

«Wache?»

«Polizeiwache.»

Die Prozession zog, von vorbeihastenden Bürgern begafft, ihres Weges.

«Vielleicht habe ich mich ja auch versehen», meinte die Blondine zögernd.

Sie war gewohnt, Autokennzeichen und Namen zu notieren, nicht, selbst aufgeschrieben zu werden.

«Das macht doch nichts», erklärte Mauritzon sanftmütig. «Übrigens sollte man immer die Augen offen halten, vor allem in dieser Gegend.» Gleich neben dem Bahnhof verfügte die Polizei über eine Wache. Sie wurde unter anderem für Kaffeepausen und zur kurzzeitigen Verwahrung von Verhafteten genutzt. Das Ganze entwickelte sich zu einer umständlichen Prozedur.

Zunächst wurden Namen und Adressen der Zeugin und der eventuell Bestohlenen aufgenommen.

«Ich habe mich sicher geirrt», meinte die Zeugin nervös. «Und ich muss wieder an die Arbeit.»

129

«Wir müssen der Sache nachgehen», sagte der erfahrenere Polizist.

«Räum seine Taschen aus, Kennet.» Der Mann aus Närke begann Mauritzon zu durchsuchen und förderte alltägliche Gegenstände zutage. Gleichzeitig wurde die Vernehmung fortgesetzt. «Wie heißt der werte Herr?»

«Arne Lennart Holm», sagte Mauritzon. «Rufname Lennart.»

«Und die Adresse?» «Vickergatan 6.»

«Ja, der Name ist korrekt», erklärte der zweite Polizeibeamte. «So steht es in seinem Führerschein, den ich hier in der Hand halte, also ist es völlig richtig, dass er tatsächlich Arne Lennart Holm heißt. Das stimmt also.»

Der Vernehmungsleiter wandte sich nun der alten Dame zu.

«Haben Sie etwas verloren, gnädige Frau?»

«Nein.»

«Aber ich verliere allmählich die Geduld», sagte die Blondine schneidend. «Wie heißen Sie eigentlich?» «Das tut nichts zur Sache», erwiederte der Beamte abweisend.

«Aber, aber, immer mit der Ruhe», meinte Mauritzon entspannt.

«Haben Sie etwas verloren, gnädige Frau?» «Nein. Das haben Sie mich doch schon gefragt.» «Was hatten Sie an Wertsachen dabei?»

«6,35 Kronen im Portemonnaie. Und dann noch meine Monatskarte und den Rentnerausweis.» «Sind diese Dinge noch da?» «Ja, natürlich.»

Der Beamte schlug seinen Notizblock zu, sah die Anwesenden an und sagte:

130

«Die Sache scheint klar zu sein. Sie beide können gehen. Holm bleibt.»

Mauritzon steckte seine Habseligkeiten wieder ein. Die Supermarkttüte stand an der Tür. Eine Gurke und Rhabarberstangen lugten heraus.

«Was enthält diese Tragetasche?», fragte der Polizist. «Lebensmittel.»

«Soso. Am besten überprüfst du das auch noch, Kennet.» Der Mann aus Närke begann, die Lebensmittel auszupacken und auf der Bank an der Tür aufzureihen, wo die Polizisten, die Pause machten, ansonsten Mützen und Koppel ablegten. Mauritzon sagte nichts. Er verfolgte die Prozedur seelenruhig.

«Ja», sagte Kennet. «Es sind tatsächlich Lebensmittel, genau wie Holm gesagt hat, Brot und Butter und Käse und Rhabarber und Kaffee und ja, also genau wie Holm gesagt hat.» «Tja», sagte sein Kollege abschließend.

«Die Sache hat sich erledigt. Du kannst die Sachen wieder einpacken, Kennet.» Er dachte eine Weile nach, wandte sich dann an Mauritzon und sagte:

«Ja, Herr Holm. Eine leidige Angelegenheit. Aber wie Sie sicher verstehen werden, müssen wir Polizisten unsere Arbeit machen. Es tut uns leid, dass Sie einer Straftat verdächtigt worden sind. Ich hoffe, dass wir Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereitet haben.»

«Nein, nein», erwiederte Mauritzon. «Es ist doch selbstverständlich, dass Sie Ihre Arbeit machen müssen.» «Na dann, auf Wiedersehen, Herr Holm.» «Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen.»

Die Tür ging auf, und ein weiterer Polizist trat ein. Er trug einen blaugrauen Overall und führte einen Schäferhund an der Leine. In der Hand hielt er eine Fanta.

131

«Gott, ist das heiß», sagte er und warf die Mütze auf die Bank. «Platz, Jack.»

Er schraubte den Verschluss ab und setzte die Flasche an den Mund, hielt inne und sagte gereizt: «Platz, Jack!»

Der Hund legte sich hin, stand aber sofort wieder auf und schnüffelte an der Tragetasche. Mauritzon ging zur Tür.

«Ja, dann auf Wiedersehen, Herr Holm», sagte Kennet. «Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen», entgegnete Mauritzon. Der Hund hatte inzwischen den ganzen Kopf in der Tüte. Mauritzon öffnete mit der linken Hand die Tür und streckte die rechte nach der Supermarkttüte aus. Der Hund knurrte.

«Einen Augenblick», sagte der Polizist im Overall.

Seine Kollegen starrten ihn verständnislos an. Mauritzon schob den Kopf des Hundes zur Seite und hob die Tragetasche an.

«Stopp», sagte der Hundeführer und stellte die Flasche auf die Bank.

«Verzeihung?», entgegnete Mauritzon fragend.

«Das ist ein Drogenspürhund», erklärte der Polizist und führte die Hand zum Griff seiner Pistole.

17

Der Leiter des Rauschgiftdezernats hieß Henrik Jacobsson. Er machte diesen Job seit fast zehn Jahren und war ein Mann, der unter extremem Druck stand. Alle fanden, er müsse eigentlich blutende Magengeschwüre oder motorische Störungen haben

132

oder umherirren und auf den Vorhängen herumkauen. Doch seine Konstitution war fast allem gewachsen, und mittlerweile gab es nichts mehr, was ihn auch nur mit der Wimper zucken ließ.

Er betrachtete den sezierten Käse und den ausgehöhlten Brotlaib und die Haschischtütchen und Amphetaminkapseln und einen seiner Mitarbeiter, der immer noch Rhabarber aufschlitzte. Vor ihm saß Mauritzon, äußerlich ruhig, innerlich jedoch ziemlich aufgewühlt. Seine doppelten Schutzmechanismen hatten auf unwahrscheinlichste und idiotischste Weise versagt. Wie konnte das nur passieren? Dass so etwas einmal vorkam, konnte er ja noch akzeptieren, aber etwas Ähnliches war ihm ja erst zwei Monate zuvor widerfahren. Zweimal? Wahrscheinlich würde er diese Woche sechs Richtige im Lotto haben. Mittlerweile hatte er praktisch alles gesagt, was man in solchen Fällen sagte. Zum Beispiel, dass ihm die unglückselige Einkaufstüte gar nicht gehöre, dass er sie im Hauptbahnhof von einem Unbekannten bekommen habe, um sie auf dem Mariatorget an einen zweiten Unbekannten weiterzugeben, und er zwar begriffen habe, dass an diesem Transport etwas faul sei, aber den hundert Kronen nicht habe widerstehen können, die ihm der Unbekannte anbot. Jacobsson hatte zugehört, ohne ihn zu unterbrechen oder Kommentare abzugeben, aber auch, ohne im Mindesten überzeugt zu wirken. Jetzt sagte er:

«Tja, Holm, wie ich schon sagte, bist du vorläufig festgenommen. Das Haftprüfungsverfahren ist wahrscheinlich morgen Vormittag. Du darfst unter der Bedingung, dass es die Ermittlungen weder behindert noch erschwert, einen Anruf tätigen.» «Ist es so ernst?», sagte Mauritzon demütig. «Kommt ganz darauf an, was man darunter versteht. Wir werden ja sehen, was wir bei der Hausdurchsuchung finden.»

133

Mauritzon wusste genau, was sie in der Einzimmerwohnung in der Vickergatan vorfinden würden, nämlich eine äußerst spärliche Möblierung und ein paar alte Kleider. Das beunruhigte ihn folglich nicht weiter; und dass sie ihn zu gegebener Zeit fragen würden, auf welche Schlosser seine übrigen Schlüssel passten, ließ ihn auch einigermaßen kalt, da er nicht vorhatte, die Frage zu beantworten. Seine zweite Wohnung in der Armfelsgatan im Stadtteil Gärdet hatte somit große Chancen, nicht von herumschnüffelnden Bullen und abstößenden Vierbeinern besudelt zu werden.

«Muss ich mit einer Geldstrafe rechnen?», fragte er in noch demütigerem Tonfall.

«Vergiss es, mein Junge», antwortete Jacobsson. «Du landest garantiert im Gefängnis. Du bist ganz schön in der Bredouille, Holm. Möchtest du übrigens einen Kaffee?»

«Danke, aber eine Tasse Tee wäre mir lieber, wenn es keine zu großen Umstände bereitet.»

Mauritzon dachte fieberhaft nach.

Er steckte in größeren Schwierigkeiten, als Jacobsson bislang ahnte. Man hatte nämlich seine Fingerabdrücke abgenommen, und binnen kürzester Zeit würde der Rechner eine Registerkarte ausspucken, auf der nicht Arne Lennart Holm, sondern ganz andere Dinge standen, was zu zahllosen, schwer beantwortbaren Fragen führen würde.

Sie tranken Tee und Kaffee und aßen ein halbes Weizenbrot, und der Assistent schnitt mit einem Skalpell und tödlichem Ernst, einem operierenden Starchirurgen nicht unähnlich, die Gurke auf.

«Mehr finde ich nicht», sagte er.

Jacobsson nickte gleichgültig und sagte zwischen zwei Bissen:

«Aha.» Er sah Mauritzon an und ergänzte:

134

«Für dich spielt das so oder so keine Rolle.» In Mauritzon reifte allmählich ein Entschluss. Er war zwar zu Boden gegangen und wurde angezählt, war aber noch längst nicht k. o. Allerdings galt es, auf die Füße zu kommen, bevor er ausgezählt wurde, und ausgezählt war er in der Sekunde, in der die Mitteilung des Erkennungsdienstes auf Jacobssons Schreibtisch landete. Danach würde ihm keiner mehr etwas abkaufen, ganz gleich, was er sich einfallen ließ.

«Dann kann ich ja genauso gut mit offenen Karten spielen. Ich werde keine Schwierigkeiten mehr machen.» «Vielen Dank», erwiderte Jacobsson ungerührt. «Ich heiße nicht Holm.» «Ach, nicht?»

«Nein, ich nenne mich zwar so, aber das ist nicht mein richtiger Name.»

«Und der wäre?»

«Filip Trofast Mauritzon.»

«Schämst du dich für deinen Namen?»

«Ehrlich gesagt bin ich vor langer Zeit ein paarmal eingelocht worden.

Der Knastrname spricht sich herum. Sie wissen ja, wie das ist.» «Ja.»

«Die Leute erfahren, dass man gesessen hat, und dann kommen die

Bullen und wollen checken ... Entschuldigung, die Polizei, meine ich.»

«Schon gut. Ich bin nicht empfindlich.»

Jacobsson sagte eine Weile nichts, und Mauritzon blickte nervös auf die Wanduhr.

«Ich bin für keine wirklich schlimmen Dinge verknackt worden», sagte er. «Ein bisschen Hehlerei und Handlangerdienste und Waffenbesitz und so. Ein Einbruch, aber das ist jetzt auch schon zehn Jahre her.»

135

«Seither bist du also brav gewesen», sagte Jacobsson. «Bist du etwa ein besserer Mensch geworden? Oder hast du nur ein paar Tricks gelernt?»

Darauf antwortete Mauritzon mit einem ziemlich schiefen Lächeln.

Jacobsson lächelte nicht. Ganz und gar nicht. Er sagte: «Worauf willst du eigentlich hinaus?» «Ich will nicht geschnappt werden.»

«Wir haben dich doch schon geschnappt. Davon geht ja wohl die Welt nicht unter. Die ganze Stadt ist voller Leute, die geschnappt werden. Ich begegne ihnen tagtäglich. Sich ein paar Monate auszuruhen hat noch niemandem geschadet.» Mauritzon hatte den dringenden Verdacht, dass von einem kürzeren Urlaubaufenthalt nicht die Rede sein würde. Er betrachtete seine zerstörten Feinkostartikel und wusste, wenn er erst einmal in Untersuchungshaft war, würden die Bullen in allem Möglichen herumschnüffeln und dabei unter Umständen auf das eine oder andere stoßen, was ganz und gar nicht gut wäre. Andererseits hatte er bei diversen ausländischen Banken ein hübsches Sümmchen auf die Seite geschafft. Und wenn er hier erst einmal wieder raus war, würde er schleunigst aus der Stadt verschwinden und zusehen, dass er außer Landes kam. Dann würde sich schon alles regeln; er hatte ohnehin geplant, sein altes Gewerbe aufzugeben und einen Schlussstrich unter Pornographie und Drogen zu ziehen. Außerdem hatte er keine große Lust, weiter als - wenn auch gutbezahlter - Laufbursche für Gestalten wie Malmström und Mohren zu arbeiten. Stattdessen schwebte ihm vor, sich in der Milchwirtschaft zu etablieren; dänische Butter nach Italien zu schmuggeln war ein erstaunlich lohnenswertes Geschäft. Außerdem war es fast legal, und von der Mafia liquidiert zu werden war eigentlich das einzige Risiko. Möglicherweise allerdings kein so kleines.

136

Jedenfalls war es Zeit, außergewöhnliche Maßnahmen zu ergreifen.

Mauritzon sagte: «Wer kümmert sich um die Banküberfälle?»

«Bulldo...», rutschte es Jacobsson heraus, ehe er sich bremsen konnte.

«Bulldozer Olsson», sagte Mauritzon sofort. «Staatsanwalt Olsson», erwiderte Jacobsson. «Du willst jemanden verpfeifen?»
«Ich könnte ihm ein paar Informationen liefern.»
«Könntest du diese Informationen nicht ebenso gut mir geben?»

«Es handelt sich um streng vertrauliche Dinge», erklärte Mauritzon. «Es wird doch sicher nur ein kurzes Telefonat nötig sein.»

Jacobsson dachte nach. Er wusste, dass der Reichspolizeichef und seine Wasserträger verkündet hatten, die Banküberfälle besäßen oberste Priorität; das einzige Verbrechen, das unter Umständen schwerer wog, bestand darin, Eier auf den Botschafter der USA zu werfen.

Er zog das Telefon zu sich heran und wählte die Nummer, die direkt zum Hauptquartier der Sonderkommission auf Kungsholmen führte.

Bulldozer hob auf der Stelle ab. «Olsson.»

«Hier spricht Henrik Jacobsson. Wir haben einen Drogenkurier festgenommen, der behauptet, dass er etwas zu sagen hat.» «Zu den Banküberfällen? Sieht so aus.»

«Ich komme sofort», sagte Bulldozer.

Gesagt, getan. Er betrat, vor lauter Eifer nach vorn geneigt, den Raum, und es entspann sich eine kurze Unterhaltung. «Worüber möchten Sie sich mit mir unterhalten?», erkundigte sich Bulldozer.

137

«Herr Staatsanwalt, interessieren Sie sich für zwei Burschen namens Malmström und Mohren?» «Allerdings», sagte Bulldozer. Er leckte sich die Lippen.

«Sogar sehr. Was genau wissen Sie, Herr Mauritzon?» «Ich weiß, wo Malmström und Mohren sind.» «In diesem Moment?» «Ja.»

Bulldozer rieb sich vor Aufregung die Hände. Dann sagte er, als wäre ihm ein Gedanke gekommen: «Ich nehme an, Sie stellen gewisse Bedingungen, Herr Mauritzon?»

«Ich würde diese Angelegenheit gerne in einer etwas angenehmeren Umgebung diskutieren.»

«Mhm», machte Bulldozer. «Wäre mein Büro in der Kungsholmsgatan solch eine angenehmere Umgebung?» «Aber immer», erwiderte Mauritzon. «Ich nehme an, der Herr Staatsanwalt muss diese Angelegenheit noch mit dem Herrn dort besprechen.»

Jacobsson hatte die Unterredung mit ausdrucksloser Miene verfolgt. «Genau», sagte Bulldozer enthusiastisch. «Wir müssen uns beraten, Jacobsson. Kann ich dich kurz allein sprechen?» Jacobsson nickte resigniert.

138

18

Jacobsson war Pragmatiker. Er nahm die Sache gelassen. Er und Bulldozer Olsson kannten sich zwar nur flüchtig, umso besser konnte er jedoch Bulldozers Ruf, was ihm genügte, um die Schlacht von vornherein verloren zu geben. Die Szenerie war schmucklos. Ein kahles Zimmer mit

Schreibtisch, zwei Stühlen und einem Aktenschrank. Nicht einmal ein Teppich auf dem Fußboden. Jacobsson saß vollkommen regungslos am Tisch. Bulldozer rannte mit den Händen auf dem Rücken und gesenktem Kopf auf und ab.

«Nur ein einziges, aber wichtiges technisches Detail», sagte er. «Ist Mauritzon offiziell verhaftet worden?» «Nein. Noch nicht.»

«Ausgezeichnet», sagte Bulldozer. «Vortrefflich. Dann brauchen wir die Sache im Grunde gar nicht zu diskutieren.» «Vielleicht nicht.»

«Wenn du möchtest, können wir gerne den Reichspolizeichef hinzuziehen. Oder auch den Abteilungsdirektor und den Kriminaldirektor.»

Jacobsson schüttelte den Kopf. Er wusste alles über die genannten Potentaten.

«Dann wäre die Sache also geritzt», erklärte Bulldozer. Jacobsson antwortete nicht.

«Du hast doch sicher tüchtig was beschlagnahmt, nicht? Du weißt, wer er ist, und kannst ihn im Auge behalten. In Zukunft.»

«Ja. Ich werde mit ihm reden.» «Ausgezeichnet.»

139

Jacobsson ging zu Mauritzon hinein, betrachtete ihn einen Augenblick und sagte:

«Tja, Mauritzon, ich habe mir die Sache überlegt. Du hast die Tüte von einem Unbekannten bekommen und solltest sie an einen anderen Unbekannten weitergeben. So was kommt in dieser Branche schon mal vor. Es dürfte schwierig sein, zu beweisen, dass du nicht die Wahrheit sagst, weshalb wir eine Verhaftung nicht in Erwägung ziehen.» «Aha», sagte Mauritzon.

«Die Ware müssen wir natürlich beschlagnahmen. Aber du könntest ja im guten Glauben gehandelt haben.» «Werde ich auf freien Fuß gesetzt?»

«Ja, vorausgesetzt, dass du dich Bull... Staatsanwalt Olsson zur Verfügung stellst.»

Bulldozer musste an der Tür gelauscht haben. Sie flog auf, und er stürzte herein.

«Mitkommen, wir gehen», sagte er. «Sofort?»

«Wir können uns bei mir unterhalten», antwortete Bulldozer.

«Ja, natürlich», sagte Mauritzon. «Es wird mir ein Vergnügen sein.»

«Das will ich meinen», erwiederte Bulldozer. «Wiedersehen, Jacobsson.»

Jacobsson sagte nichts. Er sah ihnen mit leerem Blick hinterher.

Wie gesagt, ihn brachte nichts mehr aus der Fassung.

Zehn Minuten später war Mauritzon unbestrittener Mittelpunkt im Hauptquartier der Sonderkommission. Er saß auf dem bequemsten Stuhl, der sich aufstreben ließ, und um ihn herum gruppierte sich eine illustre Schar von Kriminalpoli-

140

zisten. Zum Beispiel Kollberg, der auf die Einkaufsliste starrte und sagte:

«Ein Dutzend Unterhosen und fünfzehn Paar Strümpfe. Wer soll das alles anziehen?»

«Mohren nimmt zwei Paar und der andere den Rest, nehme ich an.»

«Ernährt sich dieser Malmström von Unterwäsche?» «Das glaube ich eher nicht, aber er wirft die alte immer weg, wenn er sich umzieht. Er will auch immer eine besondere Sorte haben. Französische. Man bekommt sie nur bei Morris.»

«Bei dem Lebenswandel ist es kein Wunder, dass er Banken überfallen muss.»

Und Rönn, sehr fragend:

«Jau, was ist denn ein Astrolabium?»

«Eine Art veralteter Sextant, nur anders», antwortete Gunvald Larsson.

Unmittelbar darauf meldete auch er sich mit einer Frage zu Wort:

«Warum brauchen zwei Männer vier Donald-Duck-Mas-ken?»

«Fragen Sie mich nicht. Übrigens haben sie schon zwei, die ich letzte Woche gekauft habe.» Rönn sagte sinnend:

«Jau, was meinen sie mit sechs Schachteln Neun? «Eine Art Spezialpariser», antwortete Mauritzon müde. «Über-gestreift sehen sie in etwa aus wie Schlagstöcke mit dunkelblauer Uniform und einer rosa Schnauze.» «Vergesst den Zettel», sagte Bulldozer Olsson gutmütig. «Sie brauchen hier nicht den Alleinunterhalter zu spielen, Herr Mauritzon. Komisch sein können wir selber.» «Können wir?», fragte Kollberg mit Grabsstimme.

141

«Also gut, dann wollen wir uns mal wichtigeren Dingen zuwenden», sagte Bulldozer und klatschte Enthusiasmus einfordernd in die Hände. Er musterte aufmunternd seine Truppe. Die bestand neben Kollberg, Rönn und Gunvald Larsson aus zwei jüngeren Kriminalassistenten, einem Experten für Tränengas, einem Computertechniker und einem völlig untauglichen Polizisten namens Bo Zachrisson, den selbst in diesen Zeiten himmelschreienden Personalmangels alle jederzeit für alle möglichen Spezialauf-träge entbehren zu können glaubten.

Der Reichspolizeichef und andere hohe Tiere hatten sich seit der seltsamen Filmvorführung zum Glück nicht mehr blicken oder auch nur von sich hören lassen.

«Jetzt gehen wir alles noch einmal durch», sagte Bulldozer.

«Punkt sechs soll Mauritzon an der Tür klingeln. Können wir das Signal nochmal hören?»

Kollberg kloppte auf den Tisch.

Mauritzon nickte.

«Stimmt genau», sagte er.

Und schränkte ein:

«Es klingt zumindest richtig.»

Erst ein sehr kurzes Signal, unmittelbar gefolgt von einem langen, Pause, vier kurze Signale, Pause, ein langes, direkt gefolgt von einem sehr kurzen.

«Den Rhythmus werde ich mir nie merken», meinte Zachrisson schlecht gelaunt.

«Wir werden versuchen müssen, dir eine andere Aufgabe zu geben», sagte Bulldozer.

«Was könnte das wohl sein?», fragte Gunvald Larsson. Er war der Einzige in ihrer Gruppe, der Erfahrung mit früheren Versuchen einer Zusammenarbeit mit Zachrisson gemacht hatte. Die waren nicht besonders erfolgreich gewesen.

142

«Und was soll ich tun?», erkundigte sich der Computerexperte.

«Tja, stell dir vor, darüber zerbreche ich mir schon seit Montag den Kopf», sagte Bulldozer. «Wer hat dich eigentlich hergeschickt?»

«Keine Ahnung. Irgendein Abteilungsleiter rief an.» «Vielleicht kannst du ja was berechnen», sagte Gunvald Larsson. «Die richtigen Lottozahlen zum Beispiel.» «Das geht nicht», erwiderte der Experte düster. «Das versuche ich seit Jahren Woche für Woche.»

«Wir wollen uns einmal in die Situation versetzen», sagte Bulldozer.

«Wer klingelt?» «Kollberg», sagte Gunvald Larsson.

«Genau. Ausgezeichnet. Malmström öffnet. Er erwartet, Mauritzon mit dem Astrolabium und den Unterhosen und der ganzen Herrlichkeit zu sehen. Stattdessen sieht er ...» «Uns», ergänzte Rönn düster.

«Genau», bestätigte Bulldozer. «Er und Mohren sind total perplex. Sie sind schlichtweg überlistet worden. Die werden vielleicht Augen machen!»

Er wanderte leise schmunzelnd durch den Raum. «Und Roos wird erst baff sein. Schachmatt in einem Zug!» Bulldozer schienen diese Aussichten einen Moment lang zu überwältigen. Aber er riss sich gleich wieder zusammen und fuhr fort:

«Die Crux ist, dass Malmström und Mohren bewaffnet sind.» Gunvald Larsson zuckte gleichgültig mit den Schultern. «Das spielt bestimmt keine große Rolle», meinte Kollberg. Er und Gunvald Larsson konnten sich hervorragend prügeln, wenn es darauf ankam, und im Übrigen würden Malmström und Mohren wahrscheinlich keinen Widerstand leisten, wenn sie einsahen, dass die Situation hoffnungslos war.

143

Bulldozer deutete seine Gedanken korrekt und sagte: «Wir müssen damit rechnen, dass sie verzweifelt sind und sich freizuschießen versuchen.

Wenn das der Fall ist, greifst du ein.»

Er zeigte auf den Tränengasexperten. Dieser nickte.

«Uns wird außerdem vor der Tür ein Hundeführer zur Verfügung stehen», erläuterte Bulldozer. «Der Hund attackiert, und ...»

«Wie darf ich das verstehen», sagte Gunvald Larsson. «Trägt der verdammte Köter eine Gasmaske?» «Gute Idee», bemerkte Mauritzon.

Alle sahen ihn fragend an.

«Also schön», sprach Bulldozer weiter. «Möglichkeit eins: Malmström und Mohren versuchen, Widerstand zu leisten, werden aber überwältigt,

vom Hund attackiert und mit Tränengas unschädlich gemacht.» «Alles auf einmal?», sagte Kollberg zweifelnd. Aber Bulldozer war jetzt so richtig auf Touren gekommen und ignorierte alle Einwände.

«Möglichkeit zwei: Malmström und Mohren leisten keinen Widerstand. Die Polizisten dringen mit gezogenen Pistolen in die Wohnung ein und umzingeln sie.»

«Ich nicht», sagte Kollberg.

Er weigerte sich prinzipiell, eine Waffe zu tragen.

Bulldozer wurde nun geradezu lyrisch.

«Die Verbrecher werden entwaffnet und bekommen Handschellen angelegt. Ich betrete persönlich die Wohnung und erkläre sie für verhaftet. Sie werden abgeführt.» Er dachte ein paar Sekunden über diese verheißungsvollen Zukunftsaussichten nach. Dann sagte er lebhaft: «Als Nächstes haben wir noch die interessante Möglichkeit drei:

144

Malmström und Mohren machen nicht auf. Sie sind sehr vorsichtig und äußerst kritisch, was das Klingelsignal betrifft. Wenn sie meinen, dass es nicht wie abgesprochen klingt, soll Mauritzon sich entfernen, in der Nähe warten, nach exakt zwölf Minuten zurückkommen und das Signal wiederholen. Also machen wir es genauso. Wir warten zwölf Minuten und klingeln nochmal. Dann kommt es automatisch zu einer der Situationen eins oder zwei, die wir bereits analysiert haben.»

Kollberg und Gunvald Larsson wechselten einen vielsagenden Blick.

«Alternative vier», setzte Bulldozer an.

Und wurde von Kollberg unterbrochen, der bemerkte:

«Eine Alternative kann nur eins von zweien sein.»

«Das ist mir völlig egal. Alternative vier ist also, dass Malmström und Mohren überhaupt nicht aufmachen. In dem Fall brecht ihr die Tür auf und ...»

«.... dringt mit gezogenen Waffen ein und umzingelt die Verbrecher», beendete Gunvald Larsson den Satz mit einem tiefen Seufzer.

«Genau», sagte Bulldozer. «So wird es sich abspielen. Danach betrete ich den Raum und verhafte sie. Ausgezeichnet. Ihr beherrscht das ja aus dem Effeff. Damit hätten wir alle Möglichkeiten erschöpft. Oder nicht?»

Es wurde einen Moment still. Dann murmelte Zachrisson: «Alternative fünf ist, dass die Gangster die Tür öffnen, uns und alle Polizisten und die Hunde mit ihren Maschinenpistolen niedermähen und anschließend die Flucht ergreifen.» «Schwachkopf», erwiderte Gunvald Larsson. «Erstens sind Malmström und Mohren schon des Öfteren geschnappt worden, ohne dass dabei irgendwer verletzt worden wäre. Zweitens sind sie zu zweit, und es werden sechs Polizisten plus ein Hund vor der Tür sein und weitere zehn Mann auf der Treppe und

145

zwanzig auf der Straße und ein Staatsanwalt auf dem Dachboden, oder wo immer er sich aufzuhalten gedenkt.» Zachrisson zog den Kopf ein, sagte aber trotzdem misanthropisch:

«In dieser Welt kann man sich einer Sache nie völlig sicher sein.»

«Soll ich mitkommen?», erkundigte sich der Computerexperte.

«Nein», antwortete Bulldozer. «Ich wüsste nicht, was du uns dort nützen könntest.»

«Ohne deine Maschine bist du hilflos», ergänzte Kollberg. «Wir könnten das Ding für ihn vielleicht mit einem Kran hochhieven», sagte Gunvald Larsson.

«Ihr wisst alles über die Lage der Wohnung und die vorhandenen Ein- und Ausgänge», fasste Bulldozer zusammen. «Das Haus steht seit drei Stunden unter diskreter Beobachtung, und wie wir uns schon gedacht haben, ist nichts passiert. Malmström und Mohren können nicht wissen, was auf sie zukommt. Meine Herren, wir sind bereit.»

Er zog eine alte silberne Taschenuhr aus der Brusttasche, knipste den Deckel auf und sagte:

«In zweiunddreißig Minuten schlagen wir zu.»

«Wäre es nicht möglich, dass sie versuchen, durchs Fenster abzuhauen?», warf Zachrisson ein.

«Von mir aus», sagte Gunvald Larsson. «Die Wohnungen liegen im vierten Stock, und es gibt keine Feuerleiter.» «Das wäre dann also Alternative sechs», meinte Zachrisson. Bulldozer wandte sich nun an Mauritzon, der die Debatte teilnahmslos verfolgt hatte.

«Ich nehme an, Sie haben keine Lust, uns zu begleiten, Herr Mauritzon? Oder möchten Sie Ihre Kameraden vielleicht treffen?»

146

Mauritzon antwortete mit einem Zwischending aus Schulterzucken und Schaudern.

«Dann schlage ich vor, dass wir Sie hier irgendwo an einem ruhigen Ort unterbringen, bis die Sache erledigt ist. Sollte sich zeigen, dass Sie uns hereingelegt haben, ist die Verhandlungsbasis natürlich eine andere.» Mauritzon nickte.

«All right», sagte er. «Aber ich weiß, dass sie da sind.» «Ich finde, Herr Mauritzon ist eine dreckige Ratte», sagte Gunvald Larsson, ohne sich an jemand Bestimmtes zu wenden.

Kollberg und Rönn studierten ein letztes Mal den Grundriss der Wohnung. Die Skizze war nach Mauritzons Anweisungen gezeichnet worden und einigermaßen korrekt. Kollberg faltete das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche. «Okay, dann machen wir uns mal auf den Weg», sagte er. Mauritzon erhob die Stimme und sagte: «In aller Freundschaft möchte ich nur sagen, dass Malmström und Mohren gefährlicher sind, als Sie glauben. Sie werden mit Sicherheit versuchen, sich den Weg freizukämpfen. Gehen Sie kein Risiko ein.»

«Nein», erwiederte Kollberg. «Wir werden kein Risiko eingehen.»

Gunvald Larsson sah Mauritzon grimmig an und meinte: «Damit will uns Herr Mauritzon sagen, dass es ihm am liebsten wäre, wir würden seine beiden Kumpel auf der Stelle erschießen, damit ihm erspart bleibt, für den Rest seines Lebens eine Scheißangst vor ihnen zu haben.»

«Ich wollte euch nur warnen», sagte Mauritzon. «Du brauchst das nicht gleich in den falschen Hals zu bekommen.» «Halt's Maul, du Schwein», sagte Gunvald Larsson. Er hasste es, von Leuten kumpelhaft behandelt zu werden,

147

die er verachtete. Das galt für alle, von Verrätern bis zu hohen Beamten des Reichspolizeiamts.

«Es ist alles vorbereitet», sagte Bulldozer mit kaum verhohlenem Eifer.

«Die Aktion beginnt. Jetzt legen wir los.»

In dem Haus auf Danviksklippan war alles wie erwartet. Was Mauritzon ihnen gesagt hatte, schien zu stimmen, zum Beispiel, dass auf dem Namensschild an der Tür S. ANDERSSON stand.

Links und rechts von dieser Tür standen Gunvald Larsson und Rönn an die Wand gepresst. Beide hielten Pistolen in den Händen, Gunvald Larsson seine private Smith & Wesson .38 Master und Rönn die übliche 7,65-Millimeter-Walther. Ihnen gegenüber stand Kollberg, und hinter ihm waren die Treppen voller Menschen. Da warteten Zachrisson und der Tränengasmann und der Hundeführer und der Hund und die beiden neuen Kriminalassistenten sowie eine Vielzahl uniformierter Beamter mit Maschinenpistolen und schusssicheren Westen.

Es hieß, Bulldozer Olsson befindet sich im Aufzug.

Eine Welt unter Waffen, dachte Kollberg, während sein Blick dem Sekundenzeiger auf Gunvald Larssons Chronometer folgte.

Er selbst war, wie gesagt, unbewaffnet. Noch vierunddreißig Sekunden. Gunvald Larssons Chronometer war eine Luxusuhr, die immer ganz genau ging.

Kollberg hatte keine Angst. Er war schon viel zu lange Polizist, um sich vor Menschen wie Malmström und Mohren zu fürchten.

Dagegen fragte er sich, was sie dachten und worüber sie sich, isoliert mit ihren Waffen und dem Unterhosenvorrat und Ber-

148

gen von Gänseleberpastete und russischem Kaviar, da drinnen unterhielten.

Sechzehn Sekunden.

Einer der beiden, anscheinend Mohren, war ganz offensichtlich ein großer Feinschmecker, wenn man Mauritzon Glauben schenkte. Kollberg hatte Verständnis für diese Neigung; er war selbst vernarrt in gutes Essen. Acht Sekunden.

Was würde aus den ganzen Delikatessen werden, wenn man Mohren und Malmström Handschellen angelegt und sie abgeführt hätte?

Konnte er Mohren die Sachen billig abkaufen? Wäre das Hehlerei? Zwei Sekunden.

Russischer Kaviar, der mit dem gelben Deckel, dachte Lennart Kollberg.

Eine Sekunde.

Null.

Er presste den rechten Zeigefinger auf den Klingelknopf. Sehr kurz, lang - Pause - kurz - kurz - kurz - kurz - Pause -lang, sehr kurz. Alle warteten.

Jemand atmete hörbar durch. Ein Schuh knarrte.

Zachrisson gelang es auf unergründliche Weise, seine Pistole klappern zu lassen.

Wie zum Teufel kann eine Pistole klappern? Pistolenklappern.

Interessantes Wort, dachte Kollberg.

Sein Magen knurrte. Wahrscheinlich, weil er an russischen

Kaviar gedacht hatte.

So ähnlich wie bei Pavlovs Hunden.

149

Das war jedoch alles, was passierte.

Zwei Minuten später hatte immer noch keiner auf die Klingelzeichen reagiert.

Laut Plan sollten sie nun zehn Minuten warten und anschließend noch einmal klingeln.

Kollberg hob die rechte Hand zum Zeichen an die hinteren Reihen, sich bis auf weiteres zurückzuziehen. Allein Zachrisson, Hund und Hundeführer und der Tränengasspezialist blieben in Sichtweite, und von diesen zogen sich die drei Erstgenannten treppauf und der Letztgenannte treppab zurück.

Rönn und Gunvald Larsson blieben stehen. Kollberg kannte den Plan bis ins letzte Detail, wusste aber auch, dass Gunvald Larsson nicht im Traum daran dachte, ihn zu befolgen.

Deshalb wich er jetzt etwas zur Seite.

Gunvald Larsson wechselte ebenfalls die Position, stellte sich mitten vor die Tür und musterte sie taxierend. Sie sah nicht unüberwindbar aus.

Es ist eine Manie von Gunvald Larsson, Türen einzuschlagen, dachte Kollberg. Zwar hatte er damit fast immer Erfolg, aber Kollberg lehnte die Methode aus prinzipiellen Gründen ab, deshalb schüttelte er den Kopf und schnitt eine verneinende Grimasse.

Wenig überraschend scherte Gunvald Larsson sich nicht weiter darum. Stattdessen wich er zur Wand zurück und lehnte sich mit der rechten Schulter dagegen. Rönn schien zu allem bereit zu sein.

Gunvald Larsson holte Schwung, um sich, geduckt und mit vorgeschoßener linker Schulter, gegen die Tür zu werfen, ein lebendiger, 108 Kilo schwerer und eins zweiundneunzig großer Rambock.

150

Jetzt, da sich zeigte, dass die Sache diese Wendung nahm, war Kollberg natürlich auch zu allem bereit.

Niemand konnte allerdings vorhersehen, was sich in der nächsten Minute abspielen würde.

Gunvald Larsson warf sich nach vorn, und die Tür flog mit unvorstellbarer Geschwindigkeit auf, so als wäre sie im Grunde gar nicht da gewesen.

Aufgrund des überraschend ausbleibenden Widerstands flog Gunvald Larsson geradewegs durch die Türöffnung, bewegte sich ungebremst und in stark vorgebeugter Körperhaltung quer durch den Raum wie ein ausbrechender Kranausleger und schlug mit dem Kopf hart gegen den Fensterpfosten an der gegenüberliegenden Wand. Der Rest seiner hünenhaften Gestalt fuhr jedoch fort, den Gesetzen der Schwerkraft zu gehorchen. Er schwang herum, aber leider in die falsche Richtung, sodass er mit seinem Hintern die Fensterscheibe herausdrückte und in einer Wolke aus Glasscherben rückwärts zum Fenster hinausfiel. In absolut letzter Sekunde ließ er die Pistole fallen, packte mit seiner großen Pranke den Fenstersims und hing nun fünf Stockwerke über dem Erdboden mit dem größten Teil seines Körpers draußen vor dem Fenster, sich mit der rechten Hand und der rechten Kniebeuge verzweifelt festklammernd. Schon strömte Blut aus tiefen Schnittwunden in seiner Hand, und auch das Hosenbein verfärbte sich rot.

Rönn war zwar nicht ganz so schnell, aber doch behände genug, um genau in dem Moment über die Schwelle zu treten, als die Tür in kreischenden Scharnieren zurückschlug. Sie traf mit voller Wucht seine Stirn. Er ließ die Pistole fallen und stürzte rücklings auf den Treppenabsatz.

Als die Tür nach der Kollision mit Rönn zum zweiten Mal aufflog, gelang es auch Kollberg, sich in die Wohnung zu werfen. Ein rascher Rundblick zeigte ihm, dass das einzige Menschliche

151

im Raum Gunvald Larssons Hand und sein rechter Unterschenkel waren, und Kollberg stürzte hin und packte das Bein mit beiden Händen. Gunvald Larsson schwebte in akuter Gefahr, abzustürzen und dabei umzukommen. Kollberg presste sein beträchtliches Körpergewicht gegen das Bein und bekam mit der rechten Hand den fuchtelnden linken Arm seines Kollegen zu fassen. Sekundenlang schien es, als wären die Gewichtsverhältnisse ungünstig verteilt, und es sah beinahe so aus, als würden beide hinausfallen. Aber Gunvald Larsson ließ mit seiner zerschnittenen rechten Hand nicht los, sodass es Kollberg schließlich unter Aufbietung all seiner Kräfte gelang, seinen in Not geratenen Kollegen so weit hochzuziehen, dass er wenigstens wieder halb im Zimmer war, zerschunden und blutend zwar, aber immerhin fast in Sicherheit.

Rönn hatte nicht das Bewusstsein verloren und kroch nun auf allen vier über die Türschwelle, wobei er nach seiner Pistole tastete, die ihm im Fallen abhanden gekommen war. Als Nächster betrat Zachrisson die Bühne, und dicht hinter ihm folgte der Hund in langen Sätzen.

Zachrisson sah Rönn umherkriechen, während von seinem Kopf Blut auf eine Pistole tropfte, die auf dem Boden lag. Außerdem sah er Kollberg und Gunvald Larsson eng umschlungen und blutverschmiert an dem zerborstenen Fenster, beide ganz offensichtlich außer Gefecht gesetzt. Zachrisson rief: «Halt! Polizei!»

Dann hob er seine Pistole und feuerte einen Schuss ab, der die Deckenlampe, eine weiße Glaskugel, traf. Sie explodierte mit ohrenbetäubendem Knall.

Anschließend drehte er sich auf dem Absatz um und schoss auf den Hund. Die Hinterbeine des Tiers knickten ein, und es

152

stieß ein schmerzerfülltes Jaulen aus, das einem durch Mark und Bein ging.

Zachrissons dritte Kugel ging durch die offene Badezimmertür und durchschlug die Warmwasserleitung. Ein langer Strahl heißen Wassers spritzte zischend in den Raum. Er schoss noch einmal, aber die Pistole klickte nur, und der Mechanismus blockierte.

Der Hundeführer rannte mit irrem Blick herein.

«Die Schweine haben Boy erschossen», schrie er gellend und zog seine Dienstwaffe.

Er wedelte mit der Pistole und schaute sich rasend vor Wut nach jemandem um, an dem er sich rächen konnte. Der Hund jaulte immer entsetzlicher.

Ein Polizist in einer blaugrünen schusssicheren Weste und mit der Maschinenpistole im Anschlag stürzte zur Tür herein, stolpern jedoch über Rönn und fiel der Länge nach hin. Seine Waffe rutschte über das Parkett. Der Hund, der offenbar nicht lebensgefährlich verletzt war, biss ihn in die Wade. Der Polizeibeamte schrie um Hilfe.

Kollberg und Gunvald waren glücklich wieder innerhalb der vier Wände, zwar zerschunden und erschöpft, aber mit zwei Schlussfolgerungen im Kopf. *Pro primo*: Es hatte sich niemand in der Wohnung befunden, weder Malmström noch Mohren noch sonst wer. *Pro secundo*: Die Tür war nicht abgeschlossen und vermutlich nicht einmal richtig zu gewesen. Der Wasserstrahl aus dem Badezimmer war mittlerweile kochend heiß und dampfte und traf Zachrisson im Gesicht. Der Polizist im Schutanzug kroch zu seiner Maschinenpistole. Der Hund weigerte sich loszulassen und rutschte, die Zähne tief ins fleischige Bein seines Opfers geschlagen, hinterher. Gunvald Larsson hob seine blutüberströmte Hand und brüllte: «Aufhören, verdammt nochmal...»

153

Und genau in diesem Moment warf der Gasspezialist in rascher Folge zwei Tränengasgranaten zur Tür herein. Sie fielen zwischen Rönn und dem Hundeführer zu Boden und gingen sofort hoch.

Jemand feuerte einen weiteren Schuss ab; wer, ließ sich nur schwer ausmachen, aber vermutlich war es der Hundeführer.

Die Kugel prallte einen Zentimeter von Kollbergs Knie entfernt gegen den Heizkörper, pfiff als Querschläger ins Treppenhaus und traf den Tränengasexperten in die Schulter.

Kollberg versuchte zu schreien:

«Wir ergeben uns! Wir ergeben uns!»

Aber er brachte nur ein heiseres Krächzen hervor.

Das Gas verbreitete sich schnell und vermischt sich mit Dampf und Korditrauch. Es füllte den ganzen Raum, man sah die Hand vor Augen nicht.

Fünf Männer und ein Hund stöhnten, jaulten und husteten in der Wohnung.

Im Treppenhaus saß der Gasexperte, presste die rechte Hand gegen die linke Schulter und wimmerte. Bulldozer Olsson stürzte aus der nächsthöheren Etage herbei und fragte aufgereggt:

«Was ist passiert? Was ist los? Was geht hier vor?» Aus dem gaserfüllten Raum drangen entsetzliche Laute. Ersticktes Heulen, Hilferufe und heisere, unverständliche Flüche. «Operation abbrechen», kommandierte Bulldozer mit versagender Stimme und begann, heiser und bollernd zu husten. Er zog sich treppaufwärts zurück, fort von der Gaswolke, die ihn verfolgte. Er drückte das Kreuz durch und wandte sich der kaum noch erkennbaren Türöffnung zu. «Malmström und Mohren», rief er gebieterisch, aber mit herabströmenden Tränen im Gesicht. «Werft eure Waffen weg und kommt mit erhobenen Händen heraus. Ihr seid verhaftet.»

154

19

Donnerstagmorgen, den 6. Juli 1972, war die Sonderkommission zur Bekämpfung von Banküberfällen blass, aber gefasst. In ihrem Hauptquartier herrschte verbissenes Schweigen. Niemand fühlte sich sonderlich wohl bei dem Gedanken an die Ereignisse des Vortags. Vor allem Gunvald Larsson nicht.

In einem Film mag es lustig sein, aus dem Fenster zu fallen und fünf Stockwerke über dem Erdboden zu baumeln, in der Wirklichkeit dagegen nicht. Zerschnittene Hände und ruinierte Kleider stimmen einen da auch nicht unbedingt fröhlicher. Im Grunde war es die Sache mit der Kleidung, die Gunvald Larsson am meisten grämte. Er wählte seine Garderobe mit großer Sorgfalt, außerdem schluckte sie einen Großteil seines Gehalts. Und nun waren wieder einige seiner liebsten Kleidungsstücke im Dienst ruiniert worden, er wusste nicht mehr, zum wievielten Mal.

Einar Rönn war auch nicht froh, und selbst Kollberg fiel es schwer, etwas Positives in der fast schon grotesken Situationskomik des Ganzen zu finden. Zu gut erinnerte er sich noch an das Kribbeln in der Magengrube, als er wirklich für einen Moment geglaubt hatte, er und Gunvald Larsson hätten nur noch fünf Sekunden, bis sie auf der Erde zerschmettert würden. Übrigens war er nicht einmal religiös und glaubte folglich nicht an geflügelte Kriminalpolizisten in einem großen Polizeipräsidium auf Wolke sieben.

Die Schlacht auf Danviksklippan war genau analysiert worden, dennoch war der schriftliche Bericht eigentlich vage und ausweichend formuliert. Kollberg hatte ihn verfasst.

155

Die Verluste ließen sich allerdings nicht wegdiskutieren. Drei Männer hatten ins Krankenhaus gebracht werden müssen, aber keiner von ihnen war lebensbedrohlich verletzt oder lief Gefahr, bleibende Schäden zurückzubehalten. Der Tränengasexperte hatte eine Fleischwunde in der Schulter und Zachrisson Verbrühungen im Gesicht. Außerdem behaupteten die Arzte, er stehe unter Schock, wirke «eigenartig» und habe Probleme, einfache Fragen klar zu beantworten, was jedoch eventuell daran liegen mochte, dass sie ihn nicht kannten und seine intellektuellen Möglichkeiten überschätzten. Sie zu unterschätzen erschien dagegen fast unmöglich. Der vom Hund gebissene Beamte konnte sich darauf einstellen, wochenlang krankzufeiern; zerfetzte Muskulatur und gerissene Sehnen verheilen nicht von heute auf morgen.

Am schlechtesten stand es allerdings um den Hund. Die Chirurgie der Veterinärhochschule ließ mitteilen, es sei zwar gelungen, die Kugel zu entfernen, eine Einschläferung könne aber immer noch notwendig werden, falls sich die Wunde infiziere. Boy sei ein junges und kräftiges Tier, hieß es abschließend, sein Allgemeinzustand sei zufriedenstellend. Für jemanden, der mit der Terminologie vertraut war, klang das wenig hoffnungsvoll.

Die Anwesenden waren auch nicht gerade in Form. Rönn hatte ein großes Pflaster auf der Stirn und zwei prächtige blaue Flecken, die seine von Natur aus rote Nase noch zusätzlich hervorhoben.

Gunvald Larsson hätte eigentlich zu Hause bleiben sollen, da jemand, dessen rechte Hand und rechtes Knie fest bandagiert waren, nur begrenzt diensttauglich genannt werden konnte. Darüber hinaus hatte er eine ordentliche Beule am Kopf. Über Kollberg ließ sich sagen, dass sein körperlicher Zustand etwas besser war, aber er litt unter schweren, bohrenden Kopf-

156

schmerzen. Er war überzeugt, dass die wenig gesundheitsförderliche Atmosphäre auf dem Schlachtfeld dafür verantwortlich war. Eine Spezialkur mit den Hauptbestandteilen Cognac, Aspirin und liebevolle sexuelle Pflege, kundig ausgeführt von seiner Frau, hatte zwar positive, aber leider nur vorübergehende Wirkung gezeigt.

Da die feindliche Seite bei dem Gefecht durch Abwesenheit geglänzt hatte, tendierten deren Verluste gegen null. Man hatte zwar einige Sachen in der Wohnung sichergestellt, aber nicht einmal Bulldozer Olsson konnte behaupten, dass der Verlust von einer Rolle Toilettenspender, einem Pappkarton mit Putzwolle, zwei Gläsern Preiselbeermarmelade und einer unglaublichen Menge benutzter Unterwäsche etwas war, was Malmström oder Mohren ernsthaft beunruhigen oder ihre weiteren Operationen nennenswert erschweren würde. Zwei Minuten vor neun stürmte übrigens Bulldozer Olsson persönlich zur Tür herein. Er hatte bereits zwei frühmorgendliche Besprechungen abgehakt, eine im Reichspolizeiamt und eine mit Mitarbeitern des Betrugsdezernats, und lief inzwischen auf Hochtouren.

«Guten Tag, guten Tag», sagte er freundlich. «Wie geht's euch, Jungs?» Die Jungs fühlten sich mehr denn je wie Männer mittleren Alters und blieben die Antwort schuldig. «Roos ist gestern ein cleverer Gegenzug gelungen, aber deshalb wollen wir doch den Kopf nicht hängen lassen. Sicher, man könnte sagen, dass wir zwei Bauern verloren und einen sinnlosen Zug gemacht haben.»

«Ich fand eher, es sah nach einem erstickten Matt aus.» Erwiderte Kollberg, der Schachspieler war. «Aber jetzt sind wir wieder am Zug», sagte Bulldozer. «Her mit Mauritzon, jetzt wollen wir ihm mal richtig auf den Zahn

157

fühlen! Er hat noch was in der Hinterhand. Und er hat Angst, meine Herren! Er weiß, dass Malmström und Mohren ihm jetzt auf den Fersen sind. Der größte Bärendienst, den wir ihm im Moment erweisen könnten, bestünde darin, ihn laufenzulassen. Und das weiß er.»

Rönn, Kollberg und Gunvald Larsson starrten ihren Anführer rotäugig an. Der Gedanke, sich auf weitere Aktionen nach Mauritzons Anweisungen einzulassen, erschien ihnen wenig verlockend.

Bulldozer betrachtete sie etwas eingehender. Auch seine Augen waren rot unterlaufen und die Tränensäcke geschwollen. «Mir ist diese Nacht etwas durch den Kopf gegangen, Kameraden», sagte er. «Findet ihr nicht, dass wir für solche Operationen in Zukunft etwas jüngere und unverbrauchtere Kräfte einsetzen sollten? Ich meine, bei Operationen wie der von gestern.» Nach einer kurzen Pause ergänzte er:

«Es erscheint mir ein wenig unpassend, dass gesetzte Herren mittleren Alters und von relativ hohem Dienstgrad so herumrennen. Schießen und sonst was machen.» Gunvald Larsson seufzte tief und sackte in sich zusammen. Er sah aus, als hätte ihm jemand einen Dolch in den Rücken gestoßen.

Tja, dachte Kollberg, damit hat er natürlich vollkommen recht.

Aber im nächsten Moment wurde er wütend. Mittleren Alters? Gesetzt?

Was zum Teufel? Rönn murmelte etwas.

«Was hast du gesagt, Einar?», erkundigte sich Bulldozer freundlich.

«Jau, wir waren das eigentlich nicht, die geschossen haben.» «Mag sein», sagte Bulldozer. «Mag sein. Na, jetzt wollen wir uns mal wieder aufraffen. Schafft Mauritzon her!»

158

Mauritzon hatte die Nacht in einer Arrestzelle verbracht, allerdings unter etwas komfortableren Bedingungen als gewöhnliche Insassen. So hatte er einen eigenen Nachtopf und sogar eine Decke bekommen, und der Wachhabende hatte ihn gefragt, ob er ein Glas Wasser haben wolle. Er selbst hatte keine Einwände gegen das Arrangement erhoben und dem Vernehmen nach ruhig geschlafen. Am Vorabend hatte er auf die Nachricht, dass Malmström und Mohren bei ihrer Ergreifung nicht da gewesen waren, jedoch verblüfft und beunruhigt reagiert.

Eine rasche kriminaltechnische Untersuchung der Wohnung hatte allerdings ergeben, dass sie sich kurz zuvor dort aufgehalten hatten. Es waren in rauen Mengen Fingerabdrücke der beiden gefunden worden, und auf einem Marmeladenglas hatte man Spuren von Mauritzons rechtem Daumen und Zeigefinger gesichert.

«Ihr begreift, was das bedeutet», erklärte Bulldozer inquisitorisch.

«Ja, wir können ihm den Kontakt zu einem Glas Preiselbeer-Marmelade nachweisen», sagte Gunvald Larsson. «Natürlich, ja, das stimmt», sagte Bulldozer freudig überrascht. «Er ist überführt. Das hat selbst vor Gericht Bestand. Aber daran habe ich gar nicht gedacht.» «Woran hast du dann gedacht?»

«Dies deutet darauf hin, dass Mauritzon die Wahrheit gesagt hat und uns auch weiterhin erzählen wird, was er weiß.» «Ja, über Malmström und Mohren.»

«Und das ist das Einzige, was uns im Moment interessiert. Oder etwa nicht?»

Nun saß Mauritzon wieder mitten unter ihnen, nach wie vor ein unauffälliger kleiner Mann mit einer überaus sympathischen äußerem Erscheinung.

159

«Ja, lieber Herr Mauritzon», sagte Bulldozer freundlich. «Die Sache ist nicht ganz so gelaufen, wie wir uns das vorgestellt hatten.»

Mauritzon schüttelte den Kopf.

«Merkwürdig», sagte er. «Ich verstehe das nicht. Sie müssen eine Art sechsten Sinn haben.»

«Einen sechsten Sinn», erwiderte Bulldozer verträumt. «Ja, den Eindruck könnte man bisweilen sicher gewinnen. Wenn jetzt Roos ...»

«Wer ist das?»

«Niemand, Herr Mauritzon. Niemand. Ich rede nur so vor mich hin. Aber es gibt etwas anderes, das mir Sorgen bereitet. Unsere private Gleichung will nicht recht aufgehen. Ich habe Ihnen einen großen Gefallen getan, Herr Mauritzon, und warte immer noch auf eine Gegenleistung.»

Mauritzon ließ sich viel Zeit zum Nachdenken. Schließlich sagte er:

«Der Herr Staatsanwalt meint, dass ich trotz allem nicht auf freien Fuß gesetzt werde?»

«Tja», sagte Bulldozer. «Ja und nein. Drogenbesitz ist in der Tat ein ernstes Vergehen. Sie würden dafür sicher ...»

Er unterbrach sich und zählte an den Fingern ab.

«Na, ich denke, ich kann Ihnen acht Monate versprechen. Auf jeden Fall mindestens sechs.»

Mauritzon sah ihn ruhig an.

«Aber», fuhr Bulldozer lebhafter fort, «andererseits habe ich Ihnen ja für dieses Mal Absolution versprochen, vorausgesetzt allerdings, dass ich im Gegenzug etwas dafür bekomme.» Bulldozer richtete sich auf, schlug die Handflächen vor seinem Gesicht zusammen und sagte brutal:

«Mit anderen Worten: Wenn du nicht auf der Stelle alles ausspuckst, was du über Malmström und Mohren weißt, kriegen

94

wir dich wegen Beihilfe dran. Deine Fingerabdrücke waren in der Wohnung. Und anschließend schicken wir dich zu Jacobsson zurück. Außerdem werden wir dafür sorgen, dass du eine gehörige Tracht Prügel bekommst.»

Gunvald Larsson sah den Leiter der Sonderkommission voller Hochachtung an und sagte: «Es wäre mir ein Vergnügen, mich persönlich ...» Er beendete den Satz nicht. Mauritzon rührte keinen Finger. «Okay», sagte er. «Ich habe was, womit ihr Malmström und

Mohren und noch ein paar andere schnappen könnt.»

Bulldozer Olssons Miene hellte sich auf.

«Interessant, Herr Mauritzon. Und wo befindet sich dieser wirklich gute Leckerbissen?»

Mauritzon betrachtete Gunvald Larsson und sagte:

«Es ist so einfach, dass sogar eine Hauskatze es schaffen würde.»

«Eine Hauskatze?»

«Ja, also gebt nicht mir die Schuld, wenn euch die beiden nochmal durch die Lappen gehen.»

«Lieber Herr Mauritzon, bitte keine harten Worte. Wir haben alle ein Interesse daran, diese Früchtchen zu erwischen. Aber was um Himmels willen haben Sie?»

«Den Plan für Ihren nächsten Coup», erwiderte Mauritzon tonlos. «Mit Zeiten und allem.»

Staatsanwalt Olssons fielen fast die Augen aus dem Kopf. Er drehte drei Runden um Mauritzons Stuhl und rief wie ein Besessener:

«Erzählen Sie, Herr Mauritzon! Erzählen Sie mir alles! Sie sind praktisch schon frei. Sie werden eine Polizeieskorte bekommen, wenn Sie es wünschen. Aber erzählen Sie. Lieber Herr Mauritzon, erzählen Sie uns alles.»

94

Die ganze Sonderkommission ließ sich von seiner Neugier anstecken. Alle erhoben sich und scharten sich ungeduldig um den Verräter.

«Okay», sagte Mauritzon ohne Umschweife. «Ich hatte versprochen, Malmström und Mohren bei der Erledigung einiger Dinge zu helfen. Ankäufe und so. Sie zogen es vor, nicht aus dem Haus zu gehen.

Außerdem sollte ich jeden Tag ein Tabakwarengeschäft in Birkastan aufsuchen und nach Post für Mohren fragen.»

«Welches Tabakwarengeschäft?», fragte Kollberg sofort. «Das kann ich Ihnen gern sagen, aber es wird Ihnen nichts nützen. Ich habe das schon gecheckt. Die Ladenbesitzerin ist eine alte Schachtel, und die Briefe werden von Rentnern abgeliefert, immer anderen.»

«Na», sagte Bulldozer. «Briefe? Was für Briefe? Wie viele?»

«Während der gesamten Zeit sind nur drei Stück gekommen»,

antwortete Mauritzon.

«Und die haben Sie abgeliefert?»

«Ja, aber vorher habe ich sie geöffnet.»

«Hat Mohren das nicht gemerkt?»

«Nein. Wenn ich die Post anderer Leuten öffne, merkt das kein Mensch. Ich habe eine perfekte Methode. Chemisch.» «Und? Was stand in den Briefen?»

Bulldozer konnte nicht still stehen. Er tänzelte mit trippelnden Schritten umher wie ein überfüttertes Zwerghähnchen auf einer heißen Herdplatte. «Die beiden ersten waren uninteressant. Es ging darin um ein paar Typen, die H und H genannt wurden und an einen Ort namens Q kommen sollten und so weiter. Kurze Mitteilungen in einer Art Code. Ich habe die Umschläge wieder zugeklebt und sie Mohren übergeben.» «Und der dritte?»

162

«Der dritte kam vorgestern und war wirklich interessant. Wie gesagt, der Plan für ihren nächsten Coup. Im Detail.» «Und Sie haben das Papier Mohren gegeben?» «Die Papiere. Es waren drei Blätter. Ja, ich habe sie Mohren gegeben. Aber vorher habe ich Fotokopien gemacht und sie an einem sicheren Ort deponiert.»

«Oh, lieber Herr Mauritzon», sagte Bulldozer überwältigt. «Wo? Wie schnell können Sie die Blätter holen?» «Das können Sie selbst machen. Ich habe keine Lust.» «Wann?»

«Sobald ich Ihnen gesagt habe, wo sie sind.» «Wo?»

«Immer mit der Ruhe», sagte Mauritzon. «Das ist echte Ware, also macht euch keine Sorgen. Aber vorher möchte ich zwei Dinge haben.» «Was?»

«Erstens das Papier von Jacobsson in Ihrer Tasche. Auf dem steht, dass ich keines Drogendelikts verdächtigt werde und die Voruntersuchung aus Mangel an Beweisen eingestellt worden ist und so weiter.»

«Ja natürlich, sofort», erwiderte Bulldozer und steckte die Hand in die Innentasche seines Jacketts.

«Außerdem will ich ein ähnliches Papier, von Ihnen persönlich unterschrieben, das sich auf die Geschichte mit der Unterstützung von Malmström und Mohren bezieht. Dass die Sache untersucht worden ist und ich in gutem Glauben gehandelt habe und so weiter.»

Bulldozer Olsson eilte zur Schreibmaschine. Das Schriftstück war in weniger als zwei Minuten ausgestellt. Mauritzon bekam die beiden Dokumente, las sich den Text sorgfältig durch und sagte:

«Schön. Der Brief mit den Kopien befindet sich im Sheraton.»

163

«Dem Hotel?»

«Ja. Ich habe ihn dorthin geschickt. Er ist beim Portier. Postlagernd.»

«Unter welchem Namen?»

«Graf Philip von Brandenburg», erklärte Mauritzon bescheiden.

«Philip mit Ph.»

Alle sahen ihn verblüfft an.

Dann sagte Bulldozer:

«Ach, lieber Herr Mauritzon, ausgezeichnet, ausgezeichnet. Möchten Sie vielleicht nur einen kleinen, klitzekleinen Moment in einem anderen Raum Platz nehmen, eine Tasse Kaffee trinken und ein paar Teilchen oder etwas anderes essen?» «Tee, bitte», erwiederte Mauritzon.

«Tee», wiederholte Bulldozer geistesabwesend. «Einar, könntest du bitte dafür sorgen, dass Herr Mauritzon Tee und Teilchen und ... Gesellschaft bekommt.»

Rönn ging mit Mauritzon hinaus und kehrte nach weniger als einer Minute zurück.

«Was machen wir jetzt?», fragte Kollberg.

«Den Brief holen», antwortete Bulldozer. «Und zwar sofort. Es wird am einfachsten sein, einer von euch geht hin, gibt sich als Graf von Brandenburg aus und bittet um seine Post. Zum Beispiel du, Gunvald.»

Gunvald Larsson starrte ihn aus porzellanblauen Augen an. «Ich?

Niemals. Lieber reiche ich auf der Stelle meinen Abschied ein.»

«Dann musst du das übernehmen, Einar. Wenn wir sagen, wie die Dinge wirklich liegen, wird es nur kompliziert. Sie weigern sich vielleicht, die Post des Grafen auszuhändigen und so weiter. Wir könnten viel wertvolle Zeit verlieren.» «Jau», sagte Rönn. «Philip von Brandenburg, Graf. Mauritzon hat mir eine Visitenkarte gegeben. Er hatte sie in einer Art

96

Geheimfach in seinem Portemonnaie. Sieht wirklich nobel aus.»

Auf der Visitenkarte sah man einen Namenszug in kleiner, graugetönter Schrift und ein versilbertes Monogramm in der Ecke.

«Nun geh schon», sagte Bulldozer ungeduldig. «Schnell!» Rönn ging.

«Ich denke gerade über etwas Merkwürdiges nach», sagte Kollberg.

«Wenn ich in das Lebensmittelgeschäft gehe, in dem ich seit zehn Jahren einkaufe, und darum bitte, einen halben Liter Milch anschreiben zu lassen, handele ich mir sofort eine Abfuhr ein. Wenn aber eine Gestalt wie Mauritzon das vornehmste Juweliergeschäft der Stadt betritt und sagt, er sei der Herzog von Malexander, dann gibt man ihm zwei Kisten Diamantringe und zehn Perlenketten zur Ansicht mit.»

«Ja, so läuft das», sagte Gunvald Larsson. «Eine Klassengesellschaft und nichts anderes ...»

Bulldozer Olsson nickte geistesabwesend. Fragen, die um die Klassengesellschaft kreisten, interessierten ihn nicht.

Der Portier betrachtete den Brief, den er in seiner Hand hielt, dann die Visitenkarte und schließlich Rönn. «Sind Sie wirklich Graf von Brandenburg?», fragte er misstrauisch.

«Jau», antwortete Rönn unsicher. «Das heißt, ich bin nur sein Bote.»

«Ach so», meinte der Portier. «Ja, wenn das so ist. Bitte sehr. Richten Sie dem Grafen aus, dass es uns immer eine große Ehre ist, ihn als Gast begrüßen zu dürfen.»

Wer Bulldozer Olsson nicht kannte, hätte ihn vermutlich für schwerkrank oder zumindest wahnsinnig gehalten.

165

Seit mehr als einer Stunde war er in einem Zustand völliger Euphorie. Dieses Gefühl abnormen Wohlbefindens drückte sich weniger in Worten als in Taten aus, oder besser gesagt, plastisch. Er war unfähig, auch nur drei Sekunden stillzuhalten, und schien durch den Raum zu schweben, als wäre der zerknitterte blaue Anzug nicht die Hülle eines Staatsanwalts, sondern eines Zeppelins und sein kleiner, draller Körper mit Helium gefüllt.

Dieser Wonneproppen wurde auf die Dauer ein wenig anstrengend, aber andererseits waren die drei Blätter aus dem gräflichen Kuvert ein faszinierendes Studienobjekt. Kollberg, Rönn und Gunvald Larsson musterten sie noch immer mit dem gleichen Interesse wie bei ihrem ersten Blick darauf eine gute Stunde zuvor.

Kein Zweifel, auf dem Tisch der Sonderkommission lagen Fotokopien des nahezu vollständigen Plans für Malmströms und Mohrens nächsten Banküberfall.

Und es war nicht irgendein Banküberfall.

Es war der wirklich große Coup, mit dem man seit Wochen rechnete, über den man jedoch bis jetzt nichts Näheres gewusst hatte. Nun aber wusste man auf einmal fast alles.

Er sollte an einem Freitag um Viertel vor drei steigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach entweder am Freitag, dem 7., was schon am nächsten Tag wäre, oder aber eine Woche später, also am Freitag, dem 14. Juli.

Vieles sprach für letztere Alternative. Wenn es so war, hatten sie eine gute Woche Zeit, was für Vorbereitungen aller Art mehr als genug war. Doch selbst wenn Malmström und Mohren sofort zuschlugen, enthüllten die Papiere genug, dass es beinahe ein Kinderspiel war, sie auf frischer Tat zu ertappen und ihren ganzen sorgsam ausgetüftelten Plan zu durchkreuzen. Ein Blatt zeigte eine detaillierte Skizze der Bankfiliale mit exakt

97

eingezeichneten Details, die alles offenlegten, was die Methode des Überfalls, die Positionierung der einzelnen Personen, die Standorte der Fluchtwagen und die Fluchtwege aus der Stadt betraf.

Bulldozer Olsson, der alles über alle Banken im Großraum Stockholm wusste, hatte nur einen flüchtigen Blick auf die Skizze werfen müssen, um ihnen sagen zu können, welche Filiale sie ausräumen wollten. Es handelte sich um eine der größten modernen Banken in der Stockholmer City. Der Plan war in seiner Einfachheit so genial, dass es nur einen Urheber geben konnte: Werner Roos. Davon war zumindest Bulldozer fest überzeugt.

Der Coup war in drei voneinander unabhängige Aktionen aufgeteilt.

Die erste war ein Ablenkungsmanöver.

Die zweite war eine vorbeugende Maßnahme, die sich direkt gegen den Hauptgegner, die Polizei, richtete. Die dritte war der Überfall selbst.

Um ihren Plan ausführen zu können, mussten Malmström und Mohren mindestens vier Mithelfer haben, die im Feld operierten.

Zwei von ihnen wurden sogar namentlich erwähnt. Hauser und Hoff, die allem Anschein nach den Überfall absichern sollten.

Die beiden anderen - möglicherweise handelte es sich um mehr als zwei Mann - sollten sich um das Ablenkungsmanöver und die vorbeugende Maßnahme kümmern. Diese Personen wurden als «Unternehmer» bezeichnet.

Das Ablenkungsmanöver würde um 14.40 Uhr eingeleitet werden, und zwar in der Rosenlundsgatan auf Södermalm. Zu den Requisiten gehörten mindestens zwei Autos und eine sehr kräftige Sprengladung.

98

Alles deutete darauf hin, dass diese Ablenkung viel Aufsehen erregen und fast alle Streifenwagen, die in der Innenstadt und den südlichen Vororten unterwegs waren, auf sich ziehen würde. Was genau passieren sollte, ging aus dem Plan nicht hervor, aber es sprach einiges dafür, dass eine gewaltige Explosion entweder an einer Tankstelle oder in einem Haus dazugehörte. Verantwortlich hierfür war «Unternehmer A». Eine Minute später, was taktisch klug war, sollten die vorbeugenden Maßnahmen einsetzen. Dieser Teil des Plans war ebenso ausgeklügelt wie frech; man würde die Ausfahrten für die Mannschaftsbusse und andere Einsatzfahrzeuge blockieren, die immer als taktische Reserve beim Polizeipräsidium verblieben. Wie das bewerkstelligt werden sollte, war nur schwer vorstellbar, aber eine unvorbereitete zentrale Polizeitruppe hätte sich wohl mit einigen unangenehmen Überraschungen konfrontiert gesehen.

Die Durchführung dieses Teils des Coups lag in den Händen von «Unternehmer B».

Wenn diese beiden vorbereitenden Operationen nach Plan verliefen, würde um 14.45 Uhr ein überwältigender Teil der mobilen Polizeikräfte durch das Chaos in der Rosenlundsgatan auf Södermalm gebunden sein und die einsatzbereite taktische Reserve am Polizeipräsidium auf Kungsholmen festgehalten werden.

In diesem Moment würden Malmström und Mohren, assistiert von den so geheimnisvollen wie unbekannten Herren Hoff und Hauser und mit guten Aussichten, nicht von der Polizei gestört zu werden, zum Angriff auf die Bank blasen. Und es würde das seit langem erwartete ganz große Ding werden.

Um sich vom Tatort zu entfernen, verfügten die Bankräuber über zwei Fluchtautos, die später gegen vier andere ausgetauscht

98

werden sollten, also mit nur einem Mann in jedem Wagen. Den Rückzug würden sie natürlich in nördlicher Richtung antreten, da man fast die

gesamte motorisierte Polizei zu diesem Zeitpunkt in die südlichen Stadtteile gelockt hatte und der Rest auf Kungsholmen festsaß.

Sogar die Höhe der Beute war der Ordnung halber angegeben, sie wurde auf einen Betrag geschätzt, der zweieinhalb Millionen schwedischen Kronen entsprach.

Letzteres ließ die Sonderkommission eher auf Freitag, den 14., tippen. Eine Rückfrage bei der Bank ergab nämlich, dass dieser Geldbetrag am 14. Juli in vielen unterschiedlichen Währungen leicht zugänglich sein würde. Schläge die Bande bereits am nächsten Tag zu, würde die Beute wesentlich kleiner ausfallen.

Die meisten Anweisungen lagen entweder uncodiert vor oder waren zumindest relativ leicht zu entschlüsseln.

«Jean hat einen langen Schnurrbart», sagte Kollberg. «Das ist eine bekannte Redewendung. Wurde im Zweiten Weltkrieg vor dem D-Day als Funkspruch an die französischen Partisanen gesendet.»

Kollberg bemerkte Rönns fragenden Blick und erklärte:

«Das bedeutet: Jetzt legen wir los, Jungs.»

«Das Letzte ganz unten ist auch einfach», meinte Gunvald Larsson. «Abandon ship. Alle Mann von Bord. Das war es, was Mauritzon nicht kapiert hat. Es ist die Anweisung, sich sofort aus dem Staub zu machen. Deshalb war die Wohnung leer. Wahrscheinlich hat Roos Mauritzon nicht getraut und dafür gesorgt, dass sie das Versteck wechseln.»

«Und direkt dahinter steht das Wort Milano», sagte Kollberg.

«Was soll das heißen?»

«Sammelpunkt Milano, um die Beute aufzuteilen», erwiderte Bulldozer selbstsicher. «Aber sie werden gar nicht mehr aus

99

der Bank herauskommen, wenn wir sie denn überhaupt hineinlassen. Die Partie geht an uns.»

«Zweifellos», sagte Kollberg. «So sieht es jedenfalls aus.» Die nötigen Gegenmaßnahmen waren ja auch einfach, wenn man das alles wusste. Was immer in der Rosenlundsgatan geschehen mochte, man würde es möglichst ignorieren. Was den Fuhrpark auf Kungsholmen betraf, musste man nur dafür sorgen, dass Streifenwagen und Mannschaftsbusse nicht mehr da waren, wenn die vorbeugenden Maßnahmen eingeleitet wurden, sondern stattdessen bereits strategische Positionen im Umfeld der Bank bezogen hatten.

«Ja», sagte Bulldozer mehr oder weniger zu sich selbst. «Dieser Plan trägt die Handschrift von Werner Roos. Aber wie sollen wir ihm das jemals nachweisen können?»

«Was ist mit der Schreibmaschine?», schlug Rönn vor.

«Es ist fast unmöglich, Text von elektrischen Schreibmaschinen zurückzuverfolgen. Außerdem macht er nie einen Fehler. Wie sollen wir ihn schnappen?»

«Das müsstest du doch wissen, du bist hier der Staatsanwalt», sagte Kollberg. «In diesem Land reicht es ja schon, Anklage zu erheben, damit die Leute verurteilt werden, ganz gleich, wie unschuldig sie sind.»
«Aber Werner Roos ist doch schuldig», wandte Bulldozer ein.
«Was sollen wir mit Mauritzon machen?», fragte Gunvald Larsson.
«Laufenlassen natürlich», antwortete Bulldozer geistesabwesend. «Er hat seinen Teil getan. Ist raus aus dem Spiel.» «Genau das frage ich mich eben», erwiderte Gunvald Larsson zögernd.
«Nächsten Freitag», sagte Bulldozer verträumt. «Stellt euch vor, was uns da erwartet.»

100

«Ja, stell dir mal vor», sagte Gunvald Larsson säuerlich. Das Telefon klingelte. Banküberfall in Vällingby.

Es war kein Banküberfall, der Spaß machte. Eine Spielzeugpistole und eine Beute von nur fünfzehntausend. Der Täter wurde eine Stunde später aufgegriffen, als er in der Parkanlage Humlegården umhertorkelte und das Geld an die Leute verteilen wollte. Immerhin war es ihm noch gelungen, sich zu betrinken und eine Zigarette zu kaufen, und als Tüpfelchen auf dem i schoss ihm ein übereifriger Polizist ins Bein. Die Sonderkommission regelte die Angelegenheit, ohne das Haus zu verlassen.

«Denkst du, dass Roos dahintersteckt?», fragte Gunvald Larsson maliziös.

«Ja», sagte Bulldozer munter. «Das siehst du ganz richtig. Indirekt ist Roos schuld. Seine Coups inspirieren auch weniger begabte Verbrecher. Also kann man wie gesagt sagen ...» «Herrgott nochmal», unterbrach ihn Gunvald Larsson. «Jetzt mach aber mal einen Punkt.» Rönn ging in sein Büro.

Dort saß jemand, den er sehr lange nicht mehr gesehen hatte.

Martin Beck.

«Hallo», sagte dieser. «Hast du dich geprügelt?» «Jau», erwiderte Rönn.
«Indirekt.» «Was soll das heißen?»

«Ich weiß es nicht genau», antwortete Rönn vage. «Heutzutage ist alles so seltsam. Was willst du?»

171

20

Einar Rönnns Büro lag auf der Rückseite des Polizeipräsidiums an der Kungsholmsgatan. Von seinem Fenster hatte er Ausblick auf ein gewaltiges Loch in der Erde. Aus diesem Loch würde sich mit der Zeit der große Protzbau des Reichspolizeiamts erheben und ihm die Aussicht versperren. Und von diesem hochmodernen Koloss im Herzen Stockholms würde die Polizei ihre Tentakeln in alle Richtungen ausstrecken und die entmutigten Bürger des Landes in eisernem Griff halten. Zumaldest einen Teil von ihnen, denn es konnten ja nicht alle auswandern oder Selbstmord begehen.

Der Standort und die überwältigenden Dimensionen des neuen Polizeihauptquartiers waren von vielen Seiten heftig kritisiert worden, aber am Ende hatte die Polizei dennoch bekommen, was sie haben wollte. Auf das Haus bezogen. Was die Polizei, oder besser gesagt eine Reihe von Personen in der obersten Etage, eigentlich haben wollte, war Macht. Das war die geheime Komponente in der Philosophie, die in den letzten Jahren ihr Handeln bestimmt hatte. Da die Polizei nie zuvor als isolierter Machtfaktor in der schwedischen Politik aufgetreten war, begriffen vorläufig nur wenige, woher der Wind wehte. Deshalb wirkte auch so vieles an den ständigen Vorstößen der Polizei in den letzten Jahren widersprüchlich und unverständlich.

Das neue Gebäude war ein wichtiges Symbol dieser neuen Macht. Es würde die geplante zentrale Steuerung totalitären Zuschnitts erleichtern und außerdem eine Festung werden, die sich problemlos gegen Einblicke Unbefugter sichern ließ. Als unbefugt galt in diesem Fall das gesamte schwedische Volk.

101

Ein zentraler Gedankengang war dabei:

Es war in diesem Land viel zu viel über die Polizei gelacht worden; bald würde keiner mehr lachen. Glaubte man.

Doch bis auf weiteres waren das alles nur Hoffnungen, die mit Ausnahme von wenigen Eingeweihten allen verborgen blieben, und das, was sich mit etwas Glück und geeigneten politischen Umschwüngen zu einem Ministerium des Grauens entwickeln würde, war noch kaum mehr als eine sehr große Grube in Kungsholmens steinigem Erdreich.

Und von Rönnns Fenster hatte man immer noch freie Sicht auf den oberen Teil der Bergsgatan und das schattige Grün des Kronobergspark.

Martin Beck hatte sich aus Rönnns Bürostuhl erhoben und stand am Fenster. Von dort aus sah man tatsächlich das Fenster der Wohnung, in der Karl Edvin Svärd etwa zwei Monate gelegen hatte, von niemandem vermisst und mit einer Kugel in der Brust.

«Bevor du Spezialist für Banküberfälle geworden bist, hast du in einem Todesfall ermittelt. Ein Mann namens Svärd.» Rönn kicherte verlegen. «Spezialist», sagte er. «Hihi.»

Rönn war eigentlich ganz in Ordnung, hatte aber ein völlig anderes Naturell als Martin Beck, weshalb es ihnen schon immer schwergefallen war, zusammenzuarbeiten. «Aber es stimmt», sagte Rönn. «Ich war gerade mit dem Todesfall beschäftigt, als ich abkommandiert wurde.» «Abkommandiert?»

«Ja, abkommandiert zu diesem Spezialstab.» Martin Beck spürte eine leichte Gereiztheit. Vielleicht, weil Rönn sich unbewusst eines militärischen Jargons bediente. Das hatte er vor zwei Jahren noch nicht getan.

101

«Bist du zu einer Schlussfolgerung gekommen?»

Rönn tastete seine rote Nase ab und sagte:

«Ich bin nicht besonders weit gekommen. Warum fragst du?»

«Weil man mir den Fall bekanntlich als eine Art Therapie übertragen hat.»

«Jau», sagte Rönn. «Das ist wirklich ein idiotischer Fall. Kommt einem vor wie der Anfang eines Detektivromans. Ein Erschossener in einem Zimmer, das von innen abgeschlossen ist. Außerdem ...»

Er verstummte, so als schämte er sich für etwas. Das war eine seiner irritierenden Angewohnheiten. Man musste ihn ständig antreiben, zum Beispiel, indem man fragte: «Was wolltest du sagen?»

«Gunvald meinte, ich sollte mich gleich selbst verhaften.» «Warum das?»

«Als Tatverdächtigen. Jau, du siehst es wohl selbst, oder? Ich könnte ihn erschossen haben, hier aus meinem Zimmer. Durchs Fenster.»

Martin Beck erwiderte nichts, und Rönn wurde sofort unsicher.

«Jau, das sollte natürlich nur ein Witz sein. Außerdem war Svärds Fenster ja von innen verschlossen und das Rollo heruntergelassen und die Scheibe heil. Und außerdem ...» «Was wolltest du sagen?»

«Außerdem bin ich ein hundsmiserabler Schütze. Einmal habe ich aus acht Metern Entfernung einen Elch verfehlt. Danach hat mein Vater mir nicht mehr erlaubt zu schießen. Ich durfte nur noch die Thermoskanne, den Schnaps und die Stullen tragen. Also ...» «Ja?»

«Jau, es sind zweihundertfünfzig Meter bis dahin. Und jemand,

102

der mit einem Gewehr auf acht Meter Entfernung einen Elch verfehlt, würde mit einer Pistole wahrscheinlich nicht einmal den Häuserblock dahinten treffen. Oh, ich wollte nicht... Entschuldige ...» «Was wolltest du nicht?»

«Jau, es muss für dich natürlich unangenehm sein, dass ich so viel über Pistolen und Schießen und so rede.» «Überhaupt nicht. Wie viel Arbeit hast du auf den Fall verwandt?»

«Wie gesagt, nur ein bisschen. Ich habe mich um die kriminaltechnische Untersuchung gekümmert, aber zu der Zeit war da drüben ja schon alles zertrampelt. Dann hab ich noch in der Gerichtsmedizin angerufen und gefragt, ob jemand Paraffinproben von Svärds Händen genommen hat. Das hatte keiner gemacht und leider ...» «Ja?»

«Jau, die Leiche war nicht mehr da. Sie war schon verbrannt worden.

Eine schöne Bescherung. Was für eine Ermittlung.»

«Hast du Nachforschungen zu Svärds Leben angestellt?» «Nein, dazu bin ich nicht mehr gekommen. Aber eins habe ich noch in die Wege zu leiten versucht.» «Was denn?»

«Jau, wenn er erschossen wurde, musste es doch eine Kugel geben. Aber eine ballistische Untersuchung war nicht gemacht worden. Also habe ich die Obduzentin angerufen, eine junge Frau, und sie hat gesagt, sie habe die Kugel in einen Umschlag gesteckt und ihn irgendwo hingelegt. Von vorne bis hinten Schlamperei.» «Und?»

«Sie konnte ihn nicht finden. Den Umschlag, meine ich. Ich habe ihr gesagt, dass sie ihn finden und die Kugel zur ballisti-

175

sehen Untersuchung schicken muss. Dann hat man mir den Fall abgenommen.»

Martin Beck blickte zur fernen Häuserzeile an der Bergsgatan hinüber und rieb sich nachdenklich mit Daumen und Zeigefinger über die Nasenwurzel.

«Du, Einar», sagte er. «Was ist deine private Meinung dazu, wie es passiert ist? Was denkst du persönlich?»

Als Polizist verrät man persönliche Ansichten über offizielle Ermittlungen nur im engsten Freundeskreis.

Martin Beck und Rönn waren, solange sie sich kannten, weder Freunde noch Feinde gewesen.

Rönn schwieg, offenbar unangenehm berührt, längere Zeit. Dann sagte er:

«Jau, ich glaube, dass ein Revolver in der Wohnung war, als die Jungs von der Streife die Wohnung aufgebrochen haben.» Warum ein Revolver? Die Antwort war einfach: Man hatte keine Patronenhülse gefunden. Rönnns Kopf arbeitete trotz allem ziemlich gut. Irgendwo auf dem Fußboden hatte ein Revolver gelegen, zum Beispiel unter der Leiche. Später hatte ihn jemand an sich genommen.

«Das setzt voraus, dass einer der Beamten lügt, nicht wahr?» Rönn schüttelte missmutig den Kopf.

«Jau», sagte er. «Naja, so würde ich es nicht gerade ausdrücken. Vielleicht haben sie geschlampt und wollten sich hinterher gegenseitig decken. Angenommen, Svärd hat sich erschossen, und der Revolver lag unter der Leiche. Dann konnten doch weder die Streifenpolizisten noch Gustavsson, der da war und sich alles angeschaut hat, den Revolver sehen, solange die Leiche noch da lag. Und dass sie den Fußboden abgesucht haben, nachdem die Leiche weggebracht worden war, ist alles andere als sicher.»

«Kennst du Aldor Gustavsson?»

103

«Jau.»

Rönn wand sich unglücklich, aber Martin Beck verzichtete darauf, die unangenehme Frage zu stellen. Stattdessen sagte er: «Da ist noch was Wichtiges, Einar.» «Was denn?»

«Hattest du Gelegenheit, mit Kristiansson und Kvastmo zu sprechen? Als ich am Montag gekommen bin, war nur einer von ihnen im Dienst, und jetzt ist der eine im Urlaub, und der andere hat dienstfrei.»

«Jau, ich habe die beiden hierherbestellt», sagte Rönn. «Und was hatten sie zu sagen?»

«Sie sind natürlich bei dem geblieben, was sie in ihrem Bericht geschrieben haben. Nach dem Aufbrechen der Tür bis zu dem Moment, als Kristiansson und Kvastmo wieder gegangen sind,

haben nur fünf Personen die Wohnung betreten.»

«Also sie selbst, Gustavsson und die beiden Männer, die Svärds Leiche abgeholt haben?»

«Jau, stimmt genau.»

«Und du hast sie gefragt, ob sie unter die Leiche geschaut haben?»

«Jau. Kvastmo hat gesagt, das habe er getan. Kristiansson hat mehrere Male gekotzt, der war also vor allem draußen.» Martin Beck zögerte nicht, die Frage auf die Spitze zu treiben.

«Und du glaubst, dass Kvastmo gelogen hat?»

Rönn's Antwort ließ überraschend lange auf sich warten.

Er hat doch A gesagt, dachte Martin Beck, also gibt es eigentlich keinen Grund, nicht ziemlich umgehend auch B zu sagen.

Rönn befinde ich das Pflaster auf seiner Stirn und sagte:

«Ich habe oft gehört, dass es unangenehm sein soll, von dir verhört zu werden.»

«Was willst du damit sagen?»

177

«Jau, die Leute, die das behaupten, haben recht.» «Wärst du jetzt bitte so nett, mir zu antworten?» «Ich bin kein Zeugenpsychologe», erklärte Rönn. «Aber ich hatte den Eindruck, dass Kvastmo die Wahrheit sagt.»

«Deine Argumentation überzeugt nicht», sagte Martin Beck kalt. «Wie kannst du glauben, dass sich der eventuelle Revolver in dem Raum befunden hat, wenn du, wie du behauptest, gleichzeitig glaubst, dass die Streifenpolizisten die Wahrheit gesagt haben?»

«Weil es keine andere Erklärung gibt», sagte Rönn. «So einfach ist das.»

«Okay, Einar, es ist nur so, dass ich Kvastmo auch glaube.» «Aber du hast doch gesagt, du hättest nicht mit ihm gesprochen», wandte Rönn verblüfft ein.

«Nein, das habe ich überhaupt nicht gesagt. Ich habe mich am Dienstag mit Kvastmo unterhalten. Aber ich hatte keine Gelegenheit, ihn unter solch ruhigen Umständen zu befragen, wie du sie gehabt haben dürftest.» Rönn wirkte beleidigt. «Du bist wirklich unangenehm», sagte er. Er zog die mittlere Schublade seines Schreibtisches auf und holte einen linierten Notizblock heraus. Blätterte eine Weile darin und riss schließlich ein Blatt heraus, das er Martin Beck reichte.

«Ich habe eine einzige Information, die dich möglicherweise interessieren könnte», sagte er. «Svärd wohnte ja noch nicht besonders lange auf Kungsholmen. Ich habe ermittelt, wo er vorher gewohnt hat. Dann hatte ich keine Gelegenheit mehr, die Sache weiterzuverfolgen. Aber hier ist die Adresse. Bitte schön.»

Martin Beck sah auf den Zettel. Ein Name und eine Adresse in der Tulegatan. In jenem Stadtteil, dem man einst nicht ohne

178

Grund den Namen Sibirien gegeben hatte. Er faltete den Zettel zusammen und steckte ihn in die Tasche. «Danke, Einar.» Rönn sagte nichts. «Tschüs», sagte Martin Beck. Rönn antwortete mit einem sehr

kurzen Nicken. Ihr Verhältnis war, wie gesagt, nie übertrieben gut gewesen und hatte sich nun wohl weiter verschlechtert. Martin Beck verließ Rönn's Büro und unmittelbar darauf auch das Gebäude und ging schnell durch die Stadt. Die Kungsholmsgatan hinunter und weiter über die Kungsbron und dann durch die Kungsgatan zum Sveavägen, wo er nach Norden abbog. Er hätte seine Beziehung zu Rönn mit einfachsten Mitteln verbessern können, wenn er etwas Positives oder Freundliches gesagt hätte.

An Gründen dafür mangelte es nicht. Die Ermittlungen zu Svärds Tod waren von Anfang an verschludert worden, aber ab dem Moment, als Rönn sie in die Hand genommen hatte, wurden sie zügig und völlig korrekt durchgeführt. Rönn hatte sofort erkannt, dass unter der Leiche möglicherweise ein Revolver gelegen hatte und dies von entscheidender Bedeutung war. Hatte Kvastmo wirklich den Fußboden kontrolliert, nachdem die sterblichen Überreste fortgeschafft worden waren?

Niemand konnte ihm im Grunde einen Vorwurf machen, falls er es nicht getan hatte. Gustavsson war am Tatort in seiner Eigenschaft als Vorgesetzter und Spezialist aufgetreten, und seine selbstsichere Einschätzung des Falles entließ die beiden Streifenpolizisten größtenteils aus der Verantwortung.

Falls Kvastmo nicht nachgesehen hatte, wurde die Sache gleich in ein völlig anderes Licht gerückt. Als die Leiche abtransportiert worden war, hatte die Streife die Wohnung versiegelt und

179

war weggefahren. Aber was bedeutete der Begriff «versiegeln» in diesem speziellen Fall?

Da die Polizisten nicht in die Wohnung hineingekommen waren, ohne die Tür aus den Angeln zu heben, und das auch erst, nachdem sie praktisch zerstört worden war, bestand ihre Versiegelung nur daraus, eine Schnur zwischen den Türpfosten zu spannen und den üblichen Zettel daran aufzuhängen, der verkündete, dass das Areal aufgrund irgendeines passenden Gesetzesparagraphen abgesperrt war. In Wahrheit hatte das natürlich nichts zu sagen, und tagelang wäre es praktisch jedermann möglich gewesen, sich mühelos Zutritt zu der Wohnung zu verschaffen. Folglich hätten auch diverse Gegenstände entfernt werden können, zum Beispiel eine Schusswaffe.

Das setzte allerdings voraus, dass Kvastmo erstens bewusst die Unwahrheit sagte und ein so geschickter Lügner war, dass er nicht nur Rönn, sondern auch ihn selbst überzeugt hatte. Sowohl Rönn als auch Martin Beck waren jedoch alte Hasen, und keiner der beiden stand in dem Ruf, sich leicht täuschen zu lassen.

Zweitens: Wenn sich Svärd tatsächlich erschossen hatte, warum sollte sich dann jemand die Umstände machen, die Waffe verschwinden zu lassen?

Die Absurdität des Ganzen sprang einem sofort ins Auge. Und sie beschränkte sich nicht auf die Tatsache, dass der Mann erschossen in

einem Raum gelegen hatte, der von innen verschlossen gewesen war und in dem es zu allem Überfluss ganz offensichtlich keine Waffe gegeben hatte. Svärd schien keine näheren Angehörigen zu haben. Anscheinend hatte er auch keine Bekannten gehabt. Aber wenn ihn niemand kannte, wer hätte dann ein Interesse an seinem Tod haben können?

180

Martin Beck nahm sich vor, sein Wissen in einigen Punkten zu ergänzen. Unter anderem würde er ein weiteres Detail der Ereignisse vom Sonntag, dem 18. Juni, überprüfen.

Doch vor allem wollte er mehr über Karl Edvin Svärd erfahren.

Auf dem Zettel, den er von Rönn bekommen hatte, stand nicht nur die Adresse im Stadtteil Sibirien. Es gab noch eine weitere Notiz, einen Namen. *Vermieterin: Rhea Nielsen.*

Martin Beck hatte das Haus in der Tulegatan erreicht. Ein Blick auf die Namenstafel im Hauseingang zeigte ihm, dass die Vermieterin selbst im Haus wohnte. Bemerkenswert und für ihn möglicherweise ein Glücksfall. Er stieg zwei Stockwerke hinauf und klingelte.

21

Der Lieferwagen war grau und, abgesehen von den Nummernschildern, ohne irgendwelche Kennzeichen. Die Männer, die ihn als Arbeitsfahrzeug benutzten, trugen Overalls in ungefähr der gleichen Farbe wie das Auto, und nichts in ihrer äußeren Erscheinung deutete an, welchen Beruf sie ausübten. Sie hätten Reparaturen der einen oder anderen Art oder städtische Bedienstete sein können, und Letzteres waren sie denn auch. Es war fast sechs Uhr nachmittags, und wenn in der nächsten Viertelstunde nichts Alarmierendes geschah, würden sie ihr Tagwerk beenden, heimfahren und eine Zeitlang mit ihren Kindern spielen, ehe sie es sich gemütlich machten, um das trotz

181

seiner Sinnlosigkeit immer gleichermaßen bierernste Fernsehprogramm zu genießen.

Martin Beck hatte in dem Haus in der Tulegatan niemanden angetroffen, diese beiden dagegen erreicht. Sie saßen neben ihrem Volkswagen und kippten sich Bier hinter die Binde, und ihr Wagen roch beißend nach Desinfektionsmitteln, verströmte jedoch vor allem eine andere Duftnote, gegen die keine Chemikalie der Welt etwas ausrichten konnte. Die Hecktüren standen offen; verständlicherweise lüfteten sie den Transporterraum aus, sobald sich eine Gelegenheit dazu ergab.

Diese Männer hatten eine spezielle und ziemlich wichtige Funktion in ihrer Stadt. Ihr täglich Brot bestand darin, Selbstmörder und andere wenig adrette Verblichene aus ihrem bürgerlichen Milieu in passendere Umgebungen zu verfrachten. Manche Menschen, zum Beispiel Feuerwehrleute und Polizisten sowie eine Reihe von Journalisten und andere Eingeweihte, erkannten ihre graue Karre sehr wohl und wussten, was die Stunde geschlagen hatte, wenn sie durch die Straßen fuhr. Für die überwältigende Mehrheit war das Fahrzeug aber nur irgendein

Lieferwagen, und das war genau der beabsichtigte Effekt. Schließlich gab es keinen Grund, die Menschen noch mehr zu entmutigen und zu verängstigen, als sie es ohnehin schon waren.

Wie viele andere Menschen in etwas ungewöhnlichen Berufen nahmen diese Männer die Arbeit, wie sie kam, trugen sie mit großer Fassung und dramatisierten ihre Aufgabe in der Maschinerie des Wohlfahrtsstaats nur selten oder nie. Über ihren Job sprachen sie im Allgemeinen nur miteinander, da sie vor langer Zeit erkannt hatten, dass die meisten Zuhörer ausgesprochen negativ auf ihn reagierten, insbesondere in feuchtfröhlichen Freundesrunden oder beim Kaffeeklatsch ihrer Frauen.

182

Polizisten begegneten sie täglich, aber es handelte sich stets um Bullen der gewöhnlichsten Sorte.

Dass sich nun ein Kommissar für ihr Tun interessierte und sie sogar aufsuchte, schmeichelte ihnen geradezu ein wenig. Der Gesprächigere der beiden wischte sich mit dem Handrücken den Mund trocken und sagte: «Doch, an den erinnere ich mich. Bergsgatan, stimmt's?» «Ja, das ist korrekt.»

«Obwohl, der Name sagt mir nichts. Stil, stimmt's? «Nein, Svärd.»

«Sagt mir trotzdem nichts. Wir denken selten an die Namen.»

«Ich verstehe.»

«Das war aber auch an einem Sonntag. Sonntage sind immer stressig.»

«Erinnern Sie sich an den Polizisten, den ich erwähnt habe? Kenneth Kvastmo?»

«Null. Der Name sagt mir nichts. Aber ich erinnere mich an einen Bullen, der herumstand und glotzte.» «Als Sie die Leiche abgeholt haben?» Der Mann nickte.

«Ja, stimmt genau. Wir fanden, dass er einer von den harten Typen war.»

«Inwiefern?»

«Es gibt zwei Sorten von Bullen. Solche, die kotzen, und solche, die es nicht tun. Der hier hat sich nicht mal die Nase zugehalten.»

«Er ist also die ganze Zeit dabei gewesen?»

«Ja, hab ich doch gerade gesagt. Er hat wohl aufgepasst, ob wir unseren Job auch zur Zufriedenheit erledigen, sozusagen.»

Der andere kicherte und trank einen Schluck Bier.

«Eine Frage noch.»

183

«Ja, was denn?»

«Als Sie die Leiche angehoben haben, ist Ihnen da aufgefallen, ob irgendwas darunter lag? Ein Gegenstand?» «Was sollte das gewesen sein?»

«Eine automatische Pistole zum Beispiel. Oder ein Revolver.»

Der Mann lachte laut auf.

«Eine Pistole oder ein Revolver», sagte er. «Übrigens, was ist eigentlich der Unterschied?»

«Ein Revolver hat eine rotierende Trommel, die von einem Mechanismus gedreht wird.» «So eine Cowboyknarre?»

«Ja, genau. Aber das ist nicht so wichtig. Entscheidend ist die Frage, ob unter dem Toten eine Waffe gelegen haben könnte.» «Jetzt hören Sie mir mal zu, Herr Kommissar. Der Klient war mittelalt.» «Mittelalt?»

«Ja, ungefähr zwei Monate alt.» Martin Beck nickte.

«Wir haben ihn auf die Plastikfolie gehoben, und während ich das Futteral an den Rändern verschweißt habe, hat Arne die Würmer vom Boden aufgewischt. Wir schütten sie in eine präparierte Tüte mit so einem Zeug drin, von dem sie praktisch sofort abnippeln.» «Ja?»

«Wenn Arne jetzt also rein zufällig auch eine Knarre aufgewischt hätte, dann war ihm das doch todsicher aufgefallen. Oder etwa nicht?»

Arne nickte und kicherte so, dass er den letzten Schluck Bier in den falschen Hals bekam.

«Doch, das hätte ich gemerkt», sagte er.

«Da war also nichts?»

184

«Absolut nichts. Außerdem hat der eine Polizist doch die ganze Zeit herumgestanden und uns zugeguckt. Er ist übrigens auch noch da gewesen, als wir den Klienten in die Zinkwanne gelegt haben und abgerauscht sind. Stimmt's, Arne?»

«Worauf du Gift nehmen kannst», antwortete Arne.

«Sie scheinen sich Ihrer Sache sicher zu sein.»

«Todsicher. Unter dem Klienten gab es nichts als eine hübsche Ansammlung *Cynomyia mortuorum*.»

«Was ist das?

«Leichenwürmer.»

«Sind Sie ganz sicher?»

«Verteufelt sicher.»

«Danke», sagte Martin Beck.

Und ging.

Zwischen den Männern in den grauen Overalls entspann sich daraufhin ein kurzer Dialog.

«Damit hast du ihn fertiggemacht», sagte Arne.

«Wie jetzt?»

«Mit dem Griechisch. Solche hohen Tiere glauben doch nie, dass Leute wie wir was anderes können, als verwesete Abgenippelte einzupacken.»

Ein Telefon klingelte. Arne ging an den Apparat, brummte etwas und legte wieder auf.

«Scheiße», sagte er. «Da hat sich schon wieder einer erhängt.»

«Ja, ja», meinte sein Kollege resigniert. «So ist das Leben.» «Erhängte konnte ich noch nie leiden. Was meinst du eigentlich mit Leben?»

«Vergiss es. Komm, wir müssen los.»

Martin Beck hatte das Gefühl, rein technisch jetzt das meiste zu wissen, was es über den mysteriösen Todesfall in der Bergsgatan

185

zu wissen gab. Zumindest schien die Rolle der Polizei befriedigend geklärt.

Ein wichtiger Punkt stand allerdings noch aus: Er musste sich den Bericht der ballistischen Untersuchung besorgen, falls eine solche überhaupt durchgeführt worden war. Über Svärd persönlich wusste er weiterhin ausgesprochen wenig, obwohl er sich einige Mühe gemacht hatte, Informationen über den Toten einzuholen.

Der verheerende Mittwoch war für Martin Beck einigermaßen ereignislos verlaufen. Er wusste nichts von den Banküberfällen oder den Mühen der Sonderkommission, und darüber konnte er alles in allem heilfroh sein. Nach seiner Visite in Svärds Wohnung am Dienstagnachmittag war er zunächst zum Polizeipräsidium in der Kungsholmsgatan gegangen, wo alle mit ihren eigenen Problemen beschäftigt waren und keiner Zeit für ihn hatte, und anschließend zum Reichspolizeiamt. Dort war ihm ein Gerücht zu Ohren gekommen, das zuerst einfach nur lächerlich klang, ihm bei genauerem Nachdenken jedoch übel aufstieß.

Es hieß, er solle befördert werden. Zu was?

Polizeirat? Kriminaldirektor? Abteilungsdirektor? Glück und Wohlstand vielleicht?

Das war allerdings nicht die entscheidende Frage. Denn wahrscheinlich war das Gerücht eine Ausgeburt des Tratsches auf den Korridoren, aber so was war meistens völlig aus der Luft gegriffen.

Er war erst 1967 Kriminalkommissar geworden, und es gab eigentlich keinen Grund, anzunehmen, dass er jemals einen höheren Dienstgrad erreichen würde. Eine Ernennung zu etwas Noblerem war in den nächsten vier oder fünf Jahren kaum vorstellbar. Das sollte eigentlich jeder wissen, denn wenn es etwas

186

gab, worüber man in staatlichen Behörden alles wusste, dann waren es Gehaltsstufen und mögliche Beförderungen, Fragen, bei denen alle eifersüchtig die eigenen und die Chancen anderer im Auge behielten.

Wie hatte dann ein solches Gerücht aufkommen können? Es musste eine Überlegung dahinterstecken. Aber welche? Seines Erachtens gab es zwei mögliche Erklärungen. Zum einen, dass man ihn als Chef der Reichsmordkommission loswerden wollte und es damit so eilig hatte, dass man bereit war, ihn die Treppe hinauffallen zu lassen, was das gängigste Verfahren war, um unliebsame oder allzu offensichtlich unfähige Amtsinhaber loszuwerden. Das erschien ihm allerdings eher unwahrscheinlich; zwar hatte er Feinde im Reichspolizeiamt, stellte jedoch kaum eine Gefahr für sie dar, und außerdem würde man es schwerlich umgehen können, Kollberg zu seinem Nachfolger zu berufen, was aus Sicht seiner Vorgesetzten mindestens ein genauso großes Übel wäre. Deshalb erschien ihm die andere Alternative wahrscheinlicher. Leider war sie für alle Beteiligten deutlich demütigender. Vor fünfzehn Monaten hätte er fast das Leben verloren; als einziger höherer Beamter in der modernen schwedischen Polizeigeschichte war er von einem

sogenannten Verbrecher durch einen Schuss verletzt worden. Das Ereignis hatte großes Aufsehen erregt, und man hatte seinen Einsatz mit einem Glorienschein umgeben, den er beim besten Willen nicht verdiente. Bei der Polizei herrschte naturgemäß jedoch großer Mangel an Helden, weshalb man seine Bedeutung für das einigermaßen glückliche Ende des Dramas maßlos übertrieb. Nun hatte man also einen Helden in den Reihen der Polizei. Und was macht man mit so einem? Einen Verdienstorden hatte er bereits bekommen, und das Mindeste, was man jetzt tun konnte, war natürlich, ihn zu befördern.

187

Martin Beck hatte viel Zeit gehabt, zu analysieren, was an jenem schicksalsträchtigen Tag im April 1971 passiert war, und längst erkannt, dass er sich falsch verhalten hatte, und zwar nicht nur im moralischen, sondern auch im professionellen Sinn. Außerdem war ihm bewusst, dass mehr als einer seiner Kollegen die gleichen Überlegungen angestellt hatte, lange bevor es ihm selbst klar geworden war.

Er war von einer Kugel getroffen worden, weil er sich angestellt hatte wie ein Idiot.

Und mit dieser Begründung war man nun bereit, ihm einen höheren und verantwortungsvoller Posten zu geben. Er hatte Dienstagabend über die Sache nachgedacht, jeden Gedanken daran jedoch sofort verdrängt, als er wieder an seinem Schreibtisch in Västberga saß. Stattdessen hatte er den Mittwoch dem Fall Svärd gewidmet, allein in seinem Büro gesessen und sich durch die Ermittlungsakten gewühlt, wenig motiviert, aber unerbittlich systematisch.

Dabei war ihm der Gedanke gekommen, dass es das war, was er von nun an von seinem Job erwarten konnte. Allein in einem Fall zu ermitteln und ihn mit bewährten Methoden und ohne störende Einmischung von außen zu bearbeiten. Irgendwo in seinem Inneren gab es immer noch eine vage Sehnsucht, er wusste nicht, wonach. Vielleicht nach einem ehrlichen Interesse an seiner Arbeit. Er hatte sich immer schon gern zurückgezogen und schien nun endgültig auf dem besten Weg zu sein, ein Eigenbrötler zu werden, der sich nicht nach menschlicher Gemeinschaft sehnte und nicht wirklich den Willen hatte, sich aus dem Vakuum zu befreien, das ihn umgab. Wurde er allmählich auf die Rolle eines funktionierenden Roboters reduziert, eingeschlossen wie in einer Käseglocke, unter einer Kuppel aus unsichtbarem Glas? Was das aktuelle Problem betraf, so plagten ihn keine profes-

110

sionellen Bedenken. Er würde den Fall lösen, oder auch nicht. Bei Mord- oder Totschlagdelikten hatte seine Abteilung eine hohe Aufklärungsquote, vor allem, weil die Verbrechen meistens unkompliziert waren und die Schuldigen dazu neigten, zu Kreuze zu kriechen und ein Geständnis abzulegen. Außerdem war die Mordkommission vergleichsweise gut ausgerüstet. Die einzige Abteilung der Polizei, die im Verhältnis zu der Kriminalität, die sie bekämpfen

sollte, über mehr Mittel verfügte, war der Staatsschutz, der im Grunde keine Aufgabe erfüllte, da er fast ausschließlich mit der Registrierung von Kommunisten beschäftigt war und hartnäckig die Augen vor diversen, mehr oder weniger exotischen faschistischen Organisationen verschloss und folglich selbst politische Straftaten und potenzielle Sicherheitsrisiken herbeiphantasieren musste, um überhaupt Arbeit zu haben. Das Ergebnis seiner Bemühungen fiel entsprechend aus, nämlich lächerlich. Allerdings bildete er eine Art taktische politische Reserve, allzeit bereit, gegen unliebsame Ideologien eingesetzt zu werden, und man konnte sich durchaus Situationen vorstellen, in denen er alles andere als eine Lachnummer sein würde.

Manchmal scheiterte natürlich auch die Reichsmordkommission, Ermittlungen gerieten in eine Sackgasse und wurden schließlich zu den Akten gelegt. Nicht selten handelte es sich dabei um Fälle, in denen der Täter bekannt war, aber wegen beharrlichen Leugnens nicht überführt werden konnte. Je primitiver ein Gewaltverbrechen, desto dürfteiger war häufig das Beweismaterial.

Martin Becks letztes persönliches Fiasko konnte dafür als Musterbeispiel dienen. Ein älterer Mann in Lappland hatte seine gleichaltrige Frau mit einer Axt erschlagen. Sein Motiv war, dass er seit langer Zeit ein Verhältnis mit der etwas jüngeren Haushälterin des Paars unterhielt und das Gezeter und die Eifersucht

189

seiner Alten am Ende satthatte. Nach dem Mord hatte er die Leiche in den Holzschuppen gelegt und, da es Winter war und strenger Frost herrschte, etwa zwei Monate gewartet, bis er eine Tür auf einen Schlitten und darauf die Leiche legte und sich mit seiner Fracht zum nächstgelegenen Dorf aufmachte, das mehr als zwanzig unwegsame Kilometer von seinem Hof entfernt war. Dort angekommen, hatte er behauptet, seine Frau sei gefallen und mit dem Kopf gegen den Herd geschlagen, er habe sie jedoch wegen der Kälte nicht früher in den Ort bringen können. Jeder in der näheren Umgebung wusste, dass er log, aber der Mann blieb bei seiner Geschichte, genau wie die Haushälterin, und die örtliche Polizei zerstörte bei einer amateurhaften Untersuchung des Tatortes sämtliche Spuren. Anschließend bat man um Hilfe, und Martin Beck verbrachte zwei Wochen in einem seltsamen Hotel, ehe er aufgab und wieder heimfuhr. Tagsüber vernahm er den Mörder, und abends saß er im Speisesaal des Hotels und hörte die örtliche Bevölkerung hinter seinem Rücken feixen.

Rückschläge blieben allerdings die Ausnahme. Die Geschichte mit Svärd war eigenartiger und ähnelte im Grunde keinem anderen Fall, mit dem sich Martin Beck bisher beschäftigt hatte. Das hätte ihn eigentlich motivieren müssen, aber er interessierte sich einfach nicht für Rätsel und fühlte sich kein bisschen angeregt.

Das Ergebnis seiner Schreibtscharbeit am Mittwoch war dementsprechend dürftig ausgefallen.

Die Informationen über den Verstorbenen, die man den üblichen Quellen entnehmen konnte, waren keine große Hilfe. Im Strafregister gab es keine einzige Eintragung zu Karl Edvin Svärd, was allerdings nur hieß, dass er nie für eine Straftat verurteilt worden war. Aber gelang es nicht vielen Gesetzesbrechern, durchs Netz zu schlüpfen, ohne jemals vor Gericht

190

gestellt zu werden? Ganz zu schweigen davon, dass die Gesetze ohnehin gemacht worden waren, um gewisse Gesellschaftsschichten und ihre zweifelhaften Interessen zu schützen, und ansonsten in erster Linie aus Lücken zu bestehen schienen. Im Aktenauszug der Alkoholkontrollbehörde hatte es keinen Vermerk gegeben, was höchstwahrscheinlich bedeutete, dass Svärd kein Alkoholiker gewesen war. Bei einer Person von seiner gesellschaftlichen Stellung hatten die Behörden mit Sicherheit die Trinkgewohnheiten überprüft. In Schweden ist es nämlich so: Wenn die Oberschicht säuft, nennt man das Trinkkultur, während Bürger zweiter Klasse mit ähnlichen Bedürfnissen augenblicklich als Alkoholiker oder Pflegefälle abgestempelt werden, woraufhin man ihnen keine Pflege zukommen lässt. Svärd war sein ganzes Leben Lagerarbeiter gewesen und hatte zuletzt bei einer Spedition gearbeitet.

Er hatte Rückenprobleme gehabt, ein weitverbreitetes Phänomen in seinem Beruf, und war im Alter von sechsundfünfzig Jahren aus medizinischen Gründen für arbeitsunfähig erklärt worden.

Seither hatte er offenbar mehr schlecht als recht von seiner Rente gelebt und folglich zu der Kategorie von Menschen gehört, für die in den Supermärkten überdimensionierte Regale mit Tiernahrung bereitstanden.

Eine halbgeleerte Büchse Katzenfutter der Marke Miau war denn auch das einzige vermeintlich Essbare in seiner Vorratskammer gewesen. Viel mehr hatte Martin Beck bei seinen Nachforschungen am Mittwoch nicht herausgefunden. Ein paar Daten, sicher bedeutungslos. Svärd war gebürtiger Stockholmer, seine Eltern waren in den vierziger Jahren gestorben, und er war nie verheiratet oder einem anderen Menschen gegenüber unterhaltpflichtig gewesen.

191

Er hatte sich nie an das Sozialamt gewandt.

In der Firma, in der er zuletzt angestellt gewesen war, konnte sich keiner an ihn erinnern.

Der Arzt, der ihn als untauglich ausgemustert hatte, suchte ein paar Notizen heraus, in denen es hieß, der Patient sei unfähig, körperliche Arbeiten zu verrichten, und zu alt, um sich umschulen zu lassen. Außerdem hatte Svärd erklärt, er habe keine Lust, noch länger zu arbeiten, da ihm das sinnlos erscheine.

Vielleicht war es ebenso sinnlos, herausfinden zu wollen, wer Svärd ermordet hatte und warum.

Da die Vorgehensweise unbegreiflich war, erschien es einfacher, erst den Mörder zu finden und ihn anschließend zu fragen, wie er es angestellt hatte.

Mittlerweile war jedenfalls Donnerstag, und es ging bereits auf den Abend zu. Eine knappe Stunde nach seinem Besuch bei den Männern mit dem übelriechenden Lieferwagen machte Martin Beck einen neuen Versuch im Haus in der Tulegatan. Eigentlich war sein Arbeitstag beendet, aber er hatte keine Lust, nach Hause zu gehen.

Also stieg er noch einmal die zwei Stockwerke hinauf und wartete anschließend eine halbe Minute, um wieder zu Atem zu kommen.

In der Zwischenzeit betrachtete er das ovale Türschild aus Emaille mit grünen Buchstaben auf weißem Grund. RHEA NIELSEN
Es gab keinen Klingelknopf, dafür jedoch eine Glockenschnur.
Er zog daran und wartete.

Eine Glocke klingelte. Ansonsten passierte nichts.

Das Mietshaus war alt, und durch die Türfüllung aus geriffeltem Glas sah er, dass im Flur Licht brannte, was darauf schließen

192

ließ, dass jemand zu Hause war, denn bei seinem letzten Besuch war alles dunkel gewesen.

Nach einer angemessenen Pause zog er erneut an der Glockenschnur; das Klingeln wiederholte sich, schnelle, tapsende Schritte drangen zu ihm hinaus, und er erkannte schemenhaft eine Gestalt durch das opake Glas. Martin Beck war es gewohnt, Menschen, denen er im Dienst begegnete, einer schnellen Beurteilung zu unterziehen. Eine Art vorläufige Personenbeschreibung zu erstellen, wie es im Jargon des Polizeidienstes hieß.

Die Frau, die ihm nun öffnete, schien höchstens fünfunddreißig zu sein, aber irgendetwas an ihr ließ ihn annehmen, dass sie ein paar Jahre älter war.

Sie war relativ klein, schätzungsweise eins achtundfünfzig. Sie hatte eine kompakte Figur, wirkte jedoch eher geschmeidig und durchtrainiert als unersetzt und unförmig. Ihr Gesicht hatte kräftige, etwas unregelmäßige Züge; die Augen waren blau und kompromisslos und ihr Blick fest. Sie sah ihm direkt in die Augen, so als sei sie es gewohnt, die Dinge direkt in Angriff zu nehmen, ganz gleich, worum es gehen mochte.

Sie hatte glatte blonde und kurze Haare, die im Moment jedoch nass und zerzaust waren.

Sie roch sauber, vermutlich nach einem Kräutershampoo, und trug ein kurzärmliges weißes Trikothemd und eine ausgefranste Jeans in einem blassblauen Farbton, der darauf schließen ließ, dass sie Hunderte Male gewaschen worden war. Das Hemd trug sie erst seit wenigen Sekunden; große nasse Flecken breiteten sich auf Schultern und Brüsten aus.

Weiter: relativ breite Schultern und schmale Hüften, ein kurzer Hals und dichter heller Flaum auf den sonnengebräunten Armen. Nackte, ziemlich kleine Füße mit geraden Zehen, als

würde sie in der Regel Gesundheitsschuhe oder Holzschuhe tragen und möglichst oft barfuß gehen.

In dem Bewusstsein, dass er ihre Füße mit der gleichen professionellen Aufmerksamkeit musterte, mit der er sich Blutspuren und Leichenflecken zu widmen pflegte, hob er den Blick zu ihrem Gesicht.

Ihre Augen schauten inzwischen forschend, und ihre Stirn war leicht gerunzelt.

«Ich war gerade dabei, mir die Haare zu waschen», sagte sie. Ihre Stimme klang heiser, vielleicht war sie erkältet oder Kettenraucherin oder sprach von Natur aus so. Er nickte.

«Ich habe <Herein!> gerufen. Zweimal sogar. Die Tür ist offen. Ich schließe selten ab, wenn ich zu Hause bin. Es sei denn, ich will meine Ruhe haben. Haben Sie nicht gehört, dass ich gerufen habe?»

«Nein. Sie sind Rhea Nielsen?» «Ja, natürlich. Und Sie sind Polizist, nicht wahr?» Martin Beck hatte eine bemerkenswert schnelle Auffassungsgabe, aber diesmal drängte sich ihm augenblicklich das Gefühl auf, einem Menschen begegnet zu sein, der ihm in dieser Hinsicht überlegen war. Sie hatte ihn binnen weniger Sekunden in die richtige Schublade gesteckt, und der Blick in ihren Augen deutete zudem an, dass sie sich bereits ein allgemeines Bild von ihm gemacht hatte. Welches, blieb abzuwarten. Eine mögliche Erklärung für ihr schnelles Urteil war natürlich, dass sie Besuch von der Polizei erwartet hatte, was er jedoch für wenig wahrscheinlich hielt.

Er holte sein Portemonnaie heraus, um ihr seinen Dienstausweis zu zeigen. Sie sagte sofort:

«Es reicht, wenn Sie mir sagen, wie Sie heißen. Und kommen Sie endlich herein. Ich nehme an, dass Sie was wollen. Und ich

denke, keiner von uns hat Lust, sich im Treppenhaus zu unterhalten.»

Martin Beck fühlte sich etwas aus der Fassung gebracht, zwar nur ein bisschen, aber andererseits war dies ein Gefühl, zu dem er nur sehr selten Grund hatte.

Plötzlich drehte sie sich um und ging vor ihm in die Wohnung. Er konnte nicht sofort deren Größe abschätzen oder wie die Zimmer genutzt wurden. Jedenfalls waren die Räume hübsch mit alten und zusammen gewürfelten Möbelstücken möbliert. Ein paar

Kinderzeichnungen, die mit Heftzwecken befestigt waren, legten nahe, dass sie so etwas wie Familie hatte. Ansonsten war der Wandschmuck bunt gemischt. Es gab Ölgemälde, Zeichnungen und alte Fotografien in ovalen Rahmen, aber auch Zeitungsausschnitte und Plakate, unter anderem Porträts von Lenin und Mao, doch die meisten waren, soweit er sehen konnte, unpolitisch. Viele Bücher, in Regalen und Stapeln da und dort, eine beachtliche Plattensammlung, eine Stereoanlage, zwei alte und offenbar häufig benutzte Schreibmaschinen, stapelweise Zeitungen und vor allem Papiere, die meisten zusammengeheftete Kopien. Sie sahen fast

aus wie Polizeiberichte. Er kam zu dem Schluss, dass es sich wohl um irgendwelche Kompendien handelte und sie eine Form von Studium betrieb. Er folgte ihr vorbei an etwas, das ein Kinderzimmer sein musste, aber das Bett darin war so sorgsam gemacht und das Zimmer insgesamt so aufgeräumt, dass die Kinder, die darin schliefen, momentan kaum in der Nähe sein konnten. Nun ja, es war Sommer, und die meisten Kinder von einigermaßen gut gestellten Eltern waren auf dem Land, weit weg von der schädlichen Luft und den absurd Lebensbedingungen einer Großstadt.

Sie warf ihm über die Schulter hinweg einen nicht gerade respektvollen Blick zu und sagte:

195

«Ist es okay, wenn wir uns in die Küche setzen? Wenn Ihnen das nicht passt, müssen Sie es sagen.»

Ihr Ton war nicht freundlich, aber auch nicht direkt feindselig.

«Das ist schon in Ordnung.» «Dann setzen Sie sich.»

Sie waren in die Küche gekommen, und er setzte sich an einen großen runden Tisch. An dem standen sechs verschiedenartige Stühle in bunten Farben, und es war noch Platz für weitere. «Warten Sie mal kurz», sagte sie.

Sie wirkte rastlos und nervös, aber das schien ihr Normalzustand zu sein. Unter dem Herd standen zwei rote Holzsandalen. Sie schlüpfte hinein und klapperte außer Sichtweite. Er hörte sie mit etwas hantieren, und im selben Moment, als ein elektrischer Motor anging und ein Rauschen einsetzte, sagte sie: «Sie haben nicht gesagt, wie Sie heißen.» «Beck.

Martin Beck.» «Und Sie sind Polizist?» «Ja.»

«Was für einer?» «Reichskriminalpolizei.» «Gehaltsstufe 25?» «27.»

«Sieh einer an. Nicht schlecht.» «Nein, wirklich nicht.» «Wie schimpft man sich dann?» «Kommissar.»

Der Motor heulte. Das Geräusch war ihm aus früheren Zeiten wohlvertraut, und er begriff, was sie machte. Sie trocknete ihre Haare auf die Schnelle mit dem Staubsauger. «Rhea», sagte sie. «Aber das brauche ich ja gar nicht zu sagen. Außerdem steht der Name an der Tür.»

196

Die Küche war groß, wie oft in alten Häusern, und trotz des Tisches mit den vielen Sitzplätzen gab es darin nicht nur einen Gasherd und eine Spüle, sondern auch noch Kühlschrank, Gefriertruhe, Spülmaschine und reichlich freien Platz. Auf einem Regal über der Spüle standen Krüge und Kessel, und an Nägeln darunter hingen diverse Naturprodukte, beispielsweise Zweige von Wermut und Thymian, Vogelbeerdolden, Bänder mit getrockneten Morscheln und Nelkenschwindlingen sowie drei lange Knoblauchzöpfe. Dinge, die Atmosphäre schufen und aromatische Düfte verströmten, in einem Haushalt jedoch sicher nicht völlig unentbehrlich waren. Mit Wermut und Vogelbeeren konnte man gut Schnaps aromatisieren und mit Thymian Erbsensuppen würzen, auch wenn er persönlich Majoran bevorzugt hatte, als sein Magen diese schwedische

Delikatesse noch vertrug. Pilze konnte man natürlich immer gut gebrauchen, wenn man etwas mit ihnen anzufangen wusste. Der Knoblauch war dagegen als reine Dekoration zu betrachten, da die vorhandene Menge sicher den gesamten Lebensbedarf eines Normalverbrauchers deckte. Sie kam in die Küche, kämmte sich, bemerkte seinen Blick und sagte:

«Um die Vampire fernzuhalten.» «Der Knoblauch?»

«Ja klar. Gehen Sie nicht ins Kino? Peter Cushing weiß alles über Vampire.»

Sie hatte das nasse Trikothemd gegen ein ärmelloses türkises Kleidungsstück ausgetauscht, das am ehesten an ein Unterhemd erinnerte. Er stellte fest, dass sie blonde Haare unter den Armen und kleine Brüste hatte und keinen BH brauchte. Sie trug auch keinen, die Brustwarzen zeichneten sich deutlich unter dem Stoff ab.

«Polizei», sagte sie. «Kriminalkommissar.»

116

Sie sah ihn mit diesem direkten Blick unter gerunzelter Stirn an.

«Ich hätte nicht gedacht, dass Beamte der Gehaltsstufe 27 persönlich Leute aufsuchen.»

«Das tun sie in der Regel wohl auch nicht», erwiderte er.

Sie setzte sich an den Tisch, stand aber sofort wieder auf. Biss sich auf die Knöchel.

Martin Beck fand, dass es an der Zeit war, die Initiative zu ergreifen. Er sagte:

«Wenn ich Sie recht verstehe, stehen Sie der Polizei nicht sonderlich positiv gegenüber.» Sie warf ihm einen kurzen Blick zu und sagte: «Nein. Ich kann nicht behaupten, jemals irgendeinen Nutzen von ihr gehabt zu haben, und ich kenne auch niemanden, bei dem das anders gewesen wäre. Dagegen viele, denen die Polizei Schwierigkeiten gemacht und Schmerzen zugefügt hat.» «Dann werde ich versuchen, Sie so wenig wie möglich zu belästigen, Frau Nielsen.»

«Rhea», sage sie. «Alle nennen mich Rhea.»

«Sie sind die Besitzerin dieses Hauses, ist das richtig?»

«Ja. Ich habe es vor ein paar Jahren geerbt. Aber hier gibt's für die Polizei nichts zu holen. Hier sind keine Drogenhöhlen, keine Spielclubs, nicht einmal Prostituierte oder Diebe.»

Sie machte eine kurze Pause.

«Möglich, dass es hier zu gewissen subversiven Aktivitäten kommt. Gedankenverbrechen. Aber Sie sind nicht von der politischen Polizei.»
«Woher wollen Sie das wissen?»

Sie lachte, plötzlich und herzlich. Ein hübsches, ansteckendes Lachen.

«Ich bin nicht völlig hinter dem Mond», erklärte sie. Nein, wirklich nicht.

116

Dachte Martin Beck. Laut sagte er:

«Sie haben recht. Ich beschäftigte mich fast ausschließlich mit Gewaltverbrechen. Mord und Totschlag.» «Hier im Haus haben wir

weder das eine noch das andere gehabt. Seit drei Jahren nicht mal eine Schlägerei. Letzten Winter hat allerdings jemand den Dachboden aufgebrochen und eine Menge Krempel geklaut. Ich musste Anzeige erstatten, die Versicherung verlangt so was ja. Es ist zwar nie jemand von der Polizei aufgetaucht, sie hatten keine Zeit, aber die Versicherung hat tatsächlich gezahlt. Das mit der Anzeige war anscheinend nur pro forma.»

Sie kratzte sich im Nacken und sagte: «Und, was wollen Sie?» «Über einen Mieter sprechen.» «Einen von meinen?»

Sie runzelte die Stirn und legte großen Nachdruck auf das Wort <meinen>, als würde sie diese Möglichkeit wirklich beunruhigen und erstaunen.

«Keinen der jetzigen», sagte er.

«Im letzten Jahr ist nur einer ausgezogen.»

«Svärd.»

«Das ist richtig. Hier hat ein Mann namens Svärd gewohnt. Er ist im Frühjahr ausgezogen. Was ist mit ihm?» «Er ist tot.»

«Wurde er erschlagen?»

«Erschossen.»

«Von wem?»

«Möglicherweise beging er Selbstmord. Aber wir sind nicht davon überzeugt.»

«Können wir uns nicht ein bisschen entspannter unterhalten?»

199

«Gern. Aber was meinen Sie mit entspannt? Dass wir uns duzen sollen?»

Die Frau nickte. Dann sagte sie:

«Formalien sind so sinnlos. Ich hasse das. Obwohl ich äußerst korrekt auftreten kann, wenn es nötig ist. Ich kann auch kokett sein und mich schick machen und Lidschatten und Lippenstift benutzen.»

Martin Beck fühlte sich seltsam unsicher.

Plötzlich sagte sie:

«Willst du einen Tee? Tee ist gut.»

Er wollte tatsächlich gern einen Tee, sagte aber:

«Bitte keine Umstände. Ich möchte nichts.»

«Unsinn», erwiderte sie. «Quatsch. Warte kurz, dann mache ich uns auch was zu essen. Ein warmes Sandwich ist jetzt genau das Richtige.»

Er merkte auf einmal, dass er auch das haben wollte. Ehe er ablehnen konnte, sprach sie weiter.

«Es dauert höchstens zehn Minuten. Ich mache ständig was zu essen. Ist keine Kunst. Und es schmeckt gut. Man soll immer versuchen, das Beste aus allem zu machen. Wenn alles aussieht, als ginge es zum Teufel, kann man immer noch was Leckeres kochen. Tee und ein Brot aus dem Ofen, dann können wir reden.»

Nein zu sagen erschien unmöglich. Er ahnte etwas Neues bei ihr. Eine Beharrlichkeit und Willensstärke, der man unter Umständen nur schwer würde widerstehen können. «Danke», sagte er kleinlaut.

Noch ehe er dazu gekommen war, das Wort auszusprechen, hatte sie schon angefangen. Klapperte viel, war aber dennoch verblüffend schnell und effektiv.

Etwas Vergleichbares hatte er noch nie gesehen, jedenfalls nicht in Schweden.

200

Während der sieben Minuten, die sie für die Produktion benötigte, sagte sie kein Wort. Sechs heiße, mit Tomatenscheiben belegte und mit Käse überbackene Sandwiches und eine große Kanne Tee. Er beobachtete sie, während sie die Mahlzeit improvisierte, und fragte sich erneut, wie alt sie sein mochte. Sie setzte sich ihm gegenüber hin und sagte im selben Moment:

«Siebenunddreißig. Obwohl die meisten denken, ich wäre jünger.»

Er war viel zu überrumpelt, um es verbergen zu können. «Woher wusstest du ...», setzte er an. «Das war es doch, woran du gedacht hast, nicht? Iss jetzt.» Es schmeckte gut.

«Ich habe ständig Hunger», erklärte sie. «Esse zehn-, zwölftmal am Tag.» Personen, die täglich zehn- oder zwölftmal aßen, bekamen in der Regel gewisse Probleme mit ihrem Gewicht.

«Ich werde deshalb aber nicht dicker», sagte sie. «Übrigens spielt das auch keine Rolle. Ein paar Kilos rauf oder runter verändern einen Menschen nicht. Ich bleibe jedenfalls immer gleich. Allerdings werde ich hibbelig, wenn ich nichts zu essen bekomme.»

Sie verdrückte drei Brote. Martin Beck aß erst eins und nach kurzem Zögern ein zweites.

«Du hast offenbar so deine Ansichten zu Svärd», sagte er. «Ja. Das könnte man sagen.»

Es fiel ihnen leicht, einander zu verstehen. Merkwürdigerweise war keiner von ihnen überrascht. Es erschien ihnen selbstverständlich.

«Dann war er also seltsam», sagte er.

«Ja», antwortete Rhea. «Er war ein komischer Kauz. Ein wirklich eigenartiger Typ. Ich bin nicht schlau aus ihm geworden

201

und war ehrlich gesagt ganz froh, als er ausgezogen ist. Wie ist er eigentlich gestorben?»

«Er wurde am 18. letzten Monats in seiner Wohnung gefunden. Da war er allerdings schon mindestens sechs Wochen tot. Vermutlich länger.

Schätzungsweise zwei Monate.» Sie schüttelte sich und sagte:

«Igitt. Bitte keine Details, wenn's geht. Weißt du, bei Sachen mit hohem Gruselfaktor bin ich ein bisschen empfindlich. Träume nachher davon.» Er hatte ihr gerade sagen wollen, dass er ihr unnötige Beschreibungen ersparen würde, erkannte jedoch, dass dies überflüssig war.

Stattdessen sagte sie: «Eins ist jedenfalls klar.» «Was denn?» «Wenn er noch hier gewohnt hätte, wäre das nie passiert.» «Warum nicht?»

«Weil ich es nicht zugelassen hätte.»

Sie stützte ihr Kinn in die linke Hand, Zeige- und Mittelfinger links und rechts neben der Nase. Sie hatte eine ziemlich große Nase und kräftige Hände mit sehr kurzen Nägeln. Sie sah ihn ernst an.

Dann stand sie plötzlich wieder auf und suchte im Küchenregal herum, bis sie Streichhölzer und eine Schachtel Zigaretten fand. Sie steckte sich eine an und rauchte mit tiefen Lungenzügen.

Dann drückte sie die Zigarette aus, ab das vierte Sandwich und blieb mit den Ellbogen auf den Knien und hängendem Kopf sitzen. Sie sah ihn an und sagte:

«Es ist schon möglich, dass ich es nicht geschafft hätte, seinen Tod zu verhindern. Aber er wäre nicht zwei Monate liegengeblieben, ohne dass ich es gemerkt hätte. Nicht mal zwei Tage.»

202 <

Martin Beck sagte nichts. Sie hatte sicher recht. «Die Vermieter in diesem Land sind die größten Schweine, die es gibt», sagte sie. «Aber das System ermuntert ja auch zur Ausbeutung.»

Martin Beck biss sich auf die Unterlippe. Er hatte noch nie eine politische Meinung geäußert und versuchte stets, Themen mit politischen Bezügen zu vermeiden. Sie sagte:

«Keine Politik, was? Dann lassen wir die Politik. Aber es ist nun mal so, dass ich durch Zufall selbst Vermieterin geworden bin.

Wie gesagt, ich habe den Kasten geerbt. Eigentlich ist es ein gutes Haus, aber als ich es bekommen habe und eingezogen bin, war es eine verdammte Bruchbude. Mein Alter hatte bestimmt zehn Jahre lang keine Glühbirne mehr ausgetauscht oder eine zerbrochene Fensterscheibe bezahlt. Er hat weit weg gewohnt und war nur daran interessiert, die Miete zu kassieren und jeden Mieter rauszuschmeißen, der nicht pünktlich zahlen konnte.

Danach hat er die Wohnungen dann in Schlafplätze aufgeteilt und sie sauteuer an Ausländer und andere vermietet, die keine andere Wahl hatten. Irgendwo müssen die ja auch wohnen. Es ist in fast allen Mietshäusern das Gleiche.»

Martin Beck hörte, dass jemand die Wohnungstür öffnete und hereinkam. Rhea Nielsen reagierte überhaupt nicht.

Eine junge Frau betrat die Küche. Sie hatte einen Putzkittel an und trug ein Bündel Wäsche unter dem Arm.

«Hallo», sagte sie. «Kann ich die Waschmaschine benutzen?

«Ja klar.»

Die junge Frau schenkte Martin Beck keine Beachtung, aber Rhea sagte: «Ihr kennt euch bestimmt noch nicht. Das ist, ja, wie heißt du noch gleich?»

Martin Beck stand auf und gab der Frau die Hand. «Martin», sagte er.

«Ingela», sagte sie.

«Ingela ist gerade eingezogen», erläuterte Rhea. «In die Wohnung, die Svärd hatte.»

Sie wandte sich an die Frau mit dem Wäschebündel. «Wie gefällt dir die Wohnung?»

«Sehr gut. Aber die Toilette hat heute wieder Ärger gemacht.»

«Mist. Morgen früh rufe ich den Klempner an.»

«Sonst ist alles spitze. Hör mal ...»

«Ja?»

«Ich hab kein Waschmittel.» «Steht hinter der Badewanne.» «Ich bin total pleite.»

«Macht nichts. Nimm dir nur für fünfzig Ore. Dann musst du mir eben irgendwann einen Fünfzig-Ore-Gefallen tun. Die Haustür abschließen gehen oder so.» «Das ist nett.»

Die junge Frau verschwand im Badezimmer. Rhea zündete sich eine neue Zigarette an.

«Da haben wir was. Svärds Wohnung war gut. Ich habe sie vor zwei Jahren renovieren lassen. Sie hat nur achtzig Mäuse im Monat gekostet. Trotzdem ist er umgezogen.»

«Warum?»

«Keine Ahnung.»

«Gab es Streit?»

«Nein. Ich streite mich nicht mit den Leuten, die hier wohnen. Das ist nicht nötig. Natürlich hat jeder seine Eigenheiten. Aber das ist ja auch gut so.»

Martin Beck sagte nichts. Er spürte, dass er sich allmählich entspannte. Außerdem merkte er, dass Fragen unnötig waren.

«Svärds sonderbarste Eigenheit war, dass er vier Schlosser an der

204

Tür hatte. In einem Haus, in dem praktisch niemand abschließt, außer man will wirklich mal seine Ruhe haben. Als er ausgezogen ist, hat er alle Ketten und Riegel abgeschraubt und das ganze Zeug mitgenommen. Er war genauso gut geschützt, wie kleine Mädchen es heute sind.» «Du meinst, im übertragenen Sinn?»

«Ja. Sexuell. Bei uns ereifern sich die Stützen der Gesellschaft darüber, dass Jugendliche, vor allem Mädchen, schon bumsen, wenn sie dreizehn sind. Idioten. Dabei weiß doch jeder, dass man mit dreizehn oder so allmählich geil wird, und mit der Pille oder einer Spirale ist ein Mädchen doch so sicher wie Fort Knox. Es gibt nichts mehr, wovor man Angst haben muss. Man selbst hatte doch eine Scheißangst, schwanger zu werden. Wie zum Teufel sind wir denn jetzt darauf gekommen?» Martin Beck lachte.

Er staunte. Aber es ließ sich nicht leugnen. Er hatte gelacht.

«Wir haben über Svärds Tür gesprochen», sagte er.

«Ja. Und du hast gelacht. Hätte nicht gedacht, dass du das kannst.

Ich dachte schon, du hast vergessen, wie man das macht.»
«Vielleicht bin ich heute ja nur schlecht gelaunt.»
Seine Antwort war ein Fehler. Ein Hauch von Enttäuschung
glitt über ihr Gesicht.
Sie hatte recht gehabt und wusste es.
Ihr Sand in die Augen zu streuen war eine Dummheit gewesen,
und er sagte:
«Entschuldige.»

«Nun bin ich ja eigentlich erst so richtig liebestoll geworden, als ich
sechzehn war. Aber das war früher eben anders. Damals sprach man
noch vom befestigten Armenhaus, na ja, das war wohl eher noch früher.
Heute könnte man von der befestigten Unsicherheit sprechen. Da hat
irgendwer die Pointe nicht kapiert.»

205

Sie drückte ihre Zigarette aus und sagte sachlich: «Verdammmt, ich rede zu
viel. Immer. Und das ist nur eine Schwäche von vielen. Obwohl es ja
eigentlich kein direkter Charakterfehler ist. Reden ist kein Defekt des
Charakters, oder?» Er schüttelte den Kopf. Sie kratzte sich im Nacken
und sagte: «Hatte Svärd immer noch die ganzen Schlosser?» «Ja.»

Sie schüttelte den Kopf und streifte die Holzsandalen ab. Setzte die
Fersen auf den Boden und schwenkte die Füße nach innen, sodass sich
die großen Zehen aneinanderrieben. «Ich begreife das nicht. Es muss
eine Phobie gewesen sein. Aber manchmal habe ich mir richtig Sorgen
gemacht. Ich habe Zweitschlüssel zu allen Türen. Ein paar meiner Mieter
sind alte Leute. Sie könnten krank werden und Hilfe brauchen. Dann
muss man ja in die Wohnung können. Aber was nützt einem ein
Zweitschlüssel, wenn die Tür von innen verbarrikadiert ist? Svärd war
doch auch nicht mehr der Jüngste.» Die Geräusche im Badezimmer
veränderten sich, und sie rief:

«Brauchst du Hilfe, Ingela?» «Ja ... ich glaube schon.»

Sie stand auf und war eine Weile fort, kehrte zurück und sagte:
«Alles geregelt. Apropos, was die Sache mit dem Alter angeht, wir sind ja
sicher ungefähr gleichaltrig.»

Martin Beck lächelte. Er wusste, dass fast alle glaubten, er wäre ungefähr
fünf Jahre jünger als seine fast fünfzig. «Svärd war eigentlich noch gar
nicht so alt», sagte sie. «Aber er kränkelte. Es ging ihm anscheinend
ziemlich schlecht. Er hat damit gerechnet, nicht mehr lange zu leben, und
ungefähr zu der Zeit, als er umziehen sollte, lag er im Krankenhaus, um
sich

206

gründlich durchchecken zu lassen. Was dabei herausgekommen
ist, weiß ich allerdings nicht. Aber er hat in der Strahlenklinik
gelegen, und das klingt nicht gut, finde ich.»

Martin Beck horchte auf. Das war ihm neu. Doch jetzt ging
erneut die Wohnungstür. Jemand sagte mit klarer Stimme:
«Rhea?»

«Ja. In der Küche.»

Ein Mann kam herein. Als er Martin Beck erblickte, zögerte er kurz, aber sie schob ihm sofort mit dem Fuß einen Stuhl hin und sagte: «Setz dich.» Der Mann war relativ jung, Mitte zwanzig. Mittelgroß und von normaler Statur. Ovaes Gesicht, mittelblonde Haare, graue Augen und gesunde Zähne. Kleidung: kariertes Hemd, Cordhose und Sandalen.

In der Hand trug er eine Flasche Rotwein. «Ich habe was mitgebracht», sagte er.

«Und dabei hab ich eigentlich gedacht, ich würde heute bei Tee bleiben», sagte sie. «Aber okay. Stellst du bitte Gläser hin? Wir brauchen vier.

Ingela ist da drinnen und wäscht.» Sie beugte sich vor und kratzte sich mit den Fingernägeln am linken Spann. Sagte:

«Mit einer Flasche kommt man zu viert nicht weit. Ich habe auch noch ein paar. Du kannst eine aus der Vorratskammer holen. Links hinter der Tür. Der Korkenzieher liegt in der obersten Schublade links neben der Spüle. Der Neuankömmling befolgte ihre Anweisungen. Er schien daran gewöhnt, ihr zu gehorchen. Als er sich hingesetzt hatte, sagte sie:

«Ihr kennt euch sicher noch nicht. Martin und Kent.» «Hallo», sagte der Mann. «Hallo», grüßte Martin Beck.

207

Sie gaben sich die Hand.

Rhea schenkte ein und rief mit ihrer rauen Stimme:

«Ingela, hier gibt es Wein, wenn du fertig bist.»

Dann sah sie den Mann im karierten Hemd bekümmert an und sagte:

«Du siehst schlecht aus. Was ist los? Neue Katastrophen?» Kent trank einen Schluck Wein und schlug die Hände vors Gesicht.

«Rhea», sagte er. «Was soll ich nur machen?» «Immer noch kein Job?»

«Keine Chance. Da hat man einen Universitätsabschluss, und dann gibt es keine freien Stellen. Weiß der Teufel, ob es jemals welche geben wird.»

Er reckte sich und versuchte ihre Hand zu nehmen. Das störte sie, und sie zog die Hand fort.

«Heute ist mir eine verzweifelte Idee gekommen», sagte er. «Ich muss dich einfach fragen, was du davon hältst.» «Was ist denn das für eine Idee?»

«Ich könnte auf die Polizeischule gehen. Die nehmen ja sogar Sonderschüler. Es herrscht Personalmangel, und bei meinen Zeugnissen dürfte es leicht sein, befördert zu werden, sobald man gelernt hat, den Ganoven eine aufs Maul zu geben.» «Und, hast du Lust, Leute zu vermöbeln?» «Du weißt genau, dass ich das nicht habe. Aber vielleicht kann man sich irgendwie nützlich machen. Den Apparat von innen reformieren, sobald man das Schlimmste hinter sich gebracht hat.»

«Übrigens richtet sich die Arbeit der Polizei mitnichten gegen Ganoven», sagte sie. «Und wie willst du Stina und die Kleinen in der Zwischenzeit versorgen?»

«Man kann ein Darlehen aufnehmen. Das hab ich herausgefunden, als ich mir die Anmeldeformulare besorgt habe. Ich hab sie

208

dabei, weil ich dich bitten wollte, den Text durchzusehen. Du kennst dich doch mit so was aus.»

Er holte einige zusammengefaltete Formulare und eine Rekrutierungs Broschüre aus der Gesäßtasche, schob alles über den Tisch und sagte:

«Sag mir, wenn dir das verrückt vorkommt.» «Ziemlich, muss ich sagen. Übrigens glaube ich nicht, dass die Polizei auch nur das geringste Interesse an denkenden Menschen hat, die den Apparat von innen reformieren wollen. Hast du überhaupt eine reine Weste? Ich meine, politisch?» «Ich hab eine Zeitlang bei der Clarte-Bewegung mitgemacht, aber das ist auch schon alles, und mittlerweile nehmen die jeden außer organisierten Linken. Richten Kommunisten.» Sie dachte nach, trank einen großen Schluck Wein und zuckte mit den Schultern.

«Tja, warum eigentlich nicht. Es klingt zwar irre, könnte aber sicher interessant werden.» «Die Frage ist wohl eher ...»

Er trank. Dann prostete er Martin Beck zu, der ebenfalls trank, sich dabei jedoch vorerst etwas zurückhielt.

«Was ist die Frage», sagte sie.

Sie wirkte immer noch gereizt.

«Ja, weißt du, Rhea, hält man es aus? Tut man das?»

Sie sah Martin Beck verschmitzt an. Die Gereiztheit war von einem Lächeln aus ihrem Gesicht radiert worden.

«Frag Martin. Er ist Experte.»

Der Mann sah Martin Beck überrascht und skeptisch an. «Du kennst dich da aus?»

«Ein bisschen. Ehrlich gesagt braucht die Polizei alle guten Kräfte, die sie bekommen kann. Es ist ein abwechslungsreicher Beruf, wie in der Broschüre da steht, und es gibt zahlreiche Möglichkeiten, sich zu spezialisieren. Wenn man sich beispiels-

209

weise für Hubschrauber oder Mechanik oder Organisationsprobleme oder Pferde ...»

Rhea schlug so fest mit der flachen Hand auf den Tisch, dass die Gläser hochsprangen.

«Laber hier nicht rum», sagte sie heftig. «Antworte verdammt nochmal ehrlich.»

Martin Beck sagte zu seiner eigenen Verblüffung: «Man hat eine Chance, die ersten Jahre zu überstehen, wenn man bereit ist, seine Tage in Gesellschaft von Schwachköpfen zu verbringen und sich von Vorgesetzten schikanieren zu lassen, die entweder Streber oder Wichtigtuer oder einfach nur Idioten sind. Man darf keine eigenen Ansichten haben. Danach hat man große Chancen, selbst genauso zu werden.» «Du hast anscheinend was gegen die Polizei», meinte Kent

misstrauisch. «So schlimm kann es ja wohl nicht sein. Es gibt einfach zu viel grundlosen Hass auf die Polizei. Was glaubst du, Rhea?» Sie lachte überaus herzlich. Dann sagte sie: «Probier's aus. Du wirst bestimmt ein guter Polizist. Alles andere halte ich für ausgeschlossen. Die Konkurrenz scheint jedenfalls nicht besonders groß zu sein.» «Kannst du mir helfen, den Antrag auszufüllen?» «Gib mir einen Stift.»

Martin Beck hatte einen in der Brusttasche und reichte ihn ihr schnell. Sie stützte ihren blonden Kopf in die Hand und begann zu schreiben, ganz auf die Aufgabe konzentriert. «Ich schreibe das erst mal nur vor. Füll das zweite Exemplar mit der Maschine aus. Du kannst dir eine von meinen leihen.» Ingela war fertig mit der Wäsche, kam herein und setzte sich, sprach ein wenig über dies und das, vor allem über Lebensmittelpreise und Schummelleien mit dem Haltbarkeitsdatum. Offenbar arbeitete sie in einem Supermarkt.

210

Die Glocke klingelte, die Tür ging auf, und jemand näherte sich mit schlurfenden Schritten. Es war eine ältere Dame, die sagte:

«Mein Fernsehbild ist so schlecht.»

«Wenn es an der Antenne liegt, werde ich Eriksson bitten, morgen einen Blick darauf zu werfen. Ansonsten müssen wir den Fernseher wohl reparieren. Er ist natürlich nicht mehr der neueste. Aber Freunde von mir haben noch einen übrig. Schlimmstenfalls können wir uns ihren alten leihen. Ich werde mich morgen darum kümmern.»

«Ich habe heute gebacken und Ihnen ein Weizenbrot mitgebracht, Rhea.»

«Danke. Wie nett. Das mit dem Fernseher kommt schon in Ordnung. Sie werden sehen.»

Sie war mit den Formularen fertig und gab sie dem Mann in dem karierten Hemd. Die Schreibarbeit hatte sie verblüffend schnell erledigt. Nun sah sie Martin Beck mit dem gleichen festen Blick an wie zuvor.

«Als Vermieter muss man eine Art Berater sein», sagte sie. «Du siehst es ja selbst. Der Bedarf ist da, aber so wie ich denken nicht viele. Fast alle spekulieren nur auf Gewinn und sparen, wo sie nur können.

Weitsichtiger handeln sie nicht, und das ist eine Schweinerei. Ich versuche hier mein Bestes zu geben, weil die Leute in einem Haus Gemeinschaft spüren und sich darin wohl fühlen sollen. Die Wohnungen sind mittlerweile in Ordnung, aber eine Renovierung der Fassade kann ich mir nicht leisten. Man will die Mieten zum Herbst doch nicht mehr erhöhen als unbedingt nötig. Ein bisschen muss ich sie allerdings anheben. So ein Haus macht viel Arbeit, wenn es gut in Schuss gehalten werden soll. Man hat seinen Mieter gegenüber ja eine gewisse Verantwortung.»

124

Martin Beck fühlte sich erstaunlich wohl. Er hatte überhaupt keine Lust, diese Küche zu verlassen. Außerdem war er ein wenig schlafrig. Das lag am Wein. Seit fünfzehn Monaten hatte er keinen Tropfen Alkohol mehr

angerührt. «Ach ja», sagte sie. «Da war ja noch die Sache mit Svärd.» «Hatte er irgendwelche Wertsachen zu Hause?» «Nein. Zwei Stühle, einen Tisch und ein Bett. Ein fleckiger Teppich und das Allernotwendigste an Hausrat. Kaum was zum Anziehen. Deshalb meine ich ja, dass die Sache mit den Schlössern eine Phobie gewesen sein muss. Er ging allen aus dem Weg. Redete zwar mit mir, aber nur, wenn es absolut notwendig war.»

«Soweit ich weiß, war er völlig verarmt.» Sie sah ihn nachdenklich an, füllte ihr Glas und trank. «Da wäre ich mir nicht so sicher», erklärte sie. «Mir kam er fast schon zwanghaft geizig vor. Er hat zwar immer seine Miete gezahlt, aber nicht ohne Murren. Dabei waren es nur achtzig Mäuse im Monat. Und er hat meines Wissens nie was anderes als Hundefutter gekauft. Nein, falsch, es war Katzenfutter. Er hat nicht getrunken. Hat keine Ausgaben gehabt. Selbst wenn er nur seine Rente bekommen hat, ein Stückchen Wurst ab und zu hätte er sich schon gönnen können. Es leben zwar verdammt viele Leute von Hundefutter, aber die zahlen im Allgemeinen mehr Miete und haben etwas höhere Ansprüche ans Leben, gönnen sich beispielsweise manchmal eine kleine Flasche Süßwein. Svärd hatte nicht mal ein Radio. In Psychologie habe ich von Typen gelesen, die sich von Kartoffelschalen ernähren und in fünfzig Jahre alten Klamotten herumlaufen, aber Hunderttausende Kronen in ihrer Matratze aufbewahren. Das weiß man doch. Ein psychisches Phänomen, ich hab vergessen, wie man es nennt.»
«Aber in Svärd's Matratze war kein Geld.»

125

«Und er ist umgezogen. Das sah ihm gar nicht ähnlich. Die neue Wohnung muss teurer gewesen sein, und es hat auch ein bisschen gekostet, seine Sachen zu transportieren. Das passt nicht zusammen.» Martin Beck leerte sein Weinglas. Er wäre gern noch bei diesen Menschen geblieben, würde jetzt aber gehen.

Es gab da etwas, worüber er nachdenken musste.

«Ich geh dann mal. Tschüs, und vielen Dank.»

«Ich wollte gleich Spaghetti mit Hackfleischsauce machen. Das schmeckt gar nicht mal schlecht, wenn man die Sauce selbst macht. Du kannst gerne noch bleiben.»

«Nein. Ich muss los.»

Sie begleitete ihn barfuß hinaus. Sie kamen am Kinderzimmer vorbei, und er warf einen Blick hinein.

«Ja», sagte sie. «Die Kinder sind auf dem Land. Ich bin geschieden.» Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu:

«Du auch, was?»

«Ja.»

In der Tür sagte sie:

«Tschüs. Komm wieder. Tagsüber besuche ich Vorlesungen der Sommeruniversität, aber nach sechs bin ich eigentlich immer zu Hause.»

Kurze Pause. Sie sah ihn listig an und meinte: «Wir können ja über Svärd reden.»

Ein dicker Mann in Pantoffeln und einer ungebügelten grauen Hose kam die Treppe herab. Er trug einen rot-gelb-blauen FNL-Button auf dem Hemd.

«Rhea», sagte er. «Die Glühbirne auf dem Dachboden ist kaputt.»

«Hol eine neue aus dem Besenschrank. Fünfundsiezig Watt reichen.»

126

«Du willst bleiben», sagte sie zu Martin Beck. «Also bleib.» «Nein. Ich gehe jetzt. Danke für den Tee und die Sandwiches und den Wein.»

Er sah, dass sie kurz überlegte, ob sie auf ihn einreden sollte.

Vermutlich mit den Spaghetti als Lockmittel.

Aber dann entschied sie sich anders und sagte nur:

«Na schön, also nochmal tschüs.»

«Tschüs.»

Keiner von ihnen sagte: Wir sehen uns.

Während er Richtung Süden nach Hause trottete, wurde es dunkel.

Er dachte an Svärd. Er dachte an Rhea.

Er war fröhlicher als seit sehr, sehr langer Zeit, war sich dessen aber noch nicht bewusst.

22

Kollberg und Gunvald Larsson saßen sich am Schreibtisch des Letzteren gegenüber und machten nachdenkliche Gesichter. Es war immer noch Donnerstag, und sie hatten Bulldozer Olsson mit seinen Träumen vom näherrückenden Glückstag, an dem er Werner Roos hinter Schloss und Riegel bringen würde, allein gelassen.

«Was ist eigentlich mit Bulldozer los», sagte Gunvald Larsson.

«Will er Mauritzon wirklich einfach laufenlassen?»

Kollberg zuckte mit den Schultern.

«Es sieht leider ganz danach aus», erwiderte er.

«Aber dass er ihn nicht beschatten lässt, begreife ich nun wirk-

126

lieh nicht», fuhr Gunvald Larsson fort. «Die Chancen stehen doch richtig gut, dass es sich lohnt. Oder meinst du, Bulldozer hat noch was Geniales in der Hinterhand?» Kollberg schüttelte sinnierend den Kopf und sagte: «Nein, ich glaube, es ist so: Bulldozer opfert lieber das, was er eventuell gewinnen könnte, wenn er Mauritzon beschatten ließe, als etwas anderes zu verlieren, das wertvoller für ihn ist.»

Gunvald Larsson runzelte die Stirn.

«Und was sollte das sein?», fragte er. «Niemandem ist doch mehr daran gelegen, dieser Bande an den Kragen zu gehen, als Bulldozer?»

«Ja, da hast du recht», antwortete Kollberg. «Aber hast du auch bedacht, dass kaum einer von uns so viele hervorragende Informanten hat wie Bulldozer? Er kennt einen Haufen alte Knastbrüder und Diebe, die ungewöhnlich großes Vertrauen zu ihm haben und ganz genau wissen,

dass er nichts verspricht, was er nicht halten kann. Bulldozers Spitzel sind sein bester Aktivposten.»

«Du meinst, wenn herauskommt, dass er jemanden, der gesungen hat, anschließend beschatten lässt, ist es aus mit dem Vertrauen und all den schönen Informationen?» «Genau», sagte Kollberg.

«Ich finde es jedenfalls bescheuert, diese Chance sausenzulassen», erklärte Gunvald Larsson. «Wenn man diskret im Auge behält, wohin Mauritzon geht und was er als Nächstes macht, muss Bulldozer das ja nicht unbedingt mitbekommen.» Er sah Kollberg fragend an.

«Okay», sagte Kollberg. «Ich bin selbst ganz schön neugierig, was Herr Trofast Mauritzon jetzt so vorhat. Ist Trofast eigentlich ein Vorname oder ein Nachname?»

«Ein Hundename», antwortete Gunvald Larsson. «Vielleicht

215

tritt er ja manchmal als Hund verkleidet auf. Aber wir müssen uns beeilen, denn ich glaube, dass man ihn jeden Moment laufenlässt. Wer fängt an?»

Kollberg warf einen Blick auf seine neue Armbanduhr, das gleiche Modell der gleichen Marke wie die maschinengewaschene. Er hatte seit zwei Stunden nichts mehr gegessen und bekam allmählich Hunger. Wer auf Diät war, sollte wenig, aber oft essen, hatte er irgendwo gelesen, und er befolgte mit Begeisterung zumindest den zweiten Teil dieses Rats.

«Ich schlage vor, du fängst an», sagte er. «Ich bleibe in der Nähe des Telefons. Ruf an, wenn du Hilfe brauchst oder abgelöst werden willst. Nimm meinen Wagen, der fällt nicht so auf wie deiner.»

Er zog die Autoschlüssel aus der Tasche und gab sie Gunvald Larsson. «Gut», sagte dieser, stand auf und knöpfte sein Jackett zu. In der Tür drehte er sich noch einmal um und sagte: «Wenn Bulldozer nach mir fragt, musst du dir was einfallen lassen. Bis später, ich melde mich.»

Kollberg wartete zwei Minuten, dann ging er in die Kantine hinunter, um seine Diätmahlzeit einzunehmen. Gunvald Larsson musste nicht lange warten. Mauritzon trat auf die Eingangstreppe hinaus, zögerte einen Moment und ging dann Richtung Agnegatan. Er bog rechts ab, spazierte bis zur Hantverkargatan, bog links ab und setzte seinen Weg bis zur Bushaltestelle am Kungsholmstorg fort, wo er stehenblieb. Gunvald Larsson wartete in einem Hauseingang ein Stück die Straße hinunter. Er war sich der Schwierigkeiten seines Unterfangens bewusst; zum einen hatte er angesichts seiner Größe und Statur selbst in einer dichten Menschenmenge Probleme, in Deckung zu bleiben, zum anderen würde Mauritzon ihn sofort erkennen,

216

sobald er auch nur einen Blick in seine Richtung warf. Falls Mauritzon einen Bus nehmen wollte, konnte Gunvald Larsson unmöglich in denselben Bus steigen, ohne entdeckt zu werden. An einem Taxistand schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite stand ein freier Wagen,

und er hoffte, dass er nicht besetzt sein würde, bis er ihn benötigte. Er verzichtete auf Kollbergs Auto.

Der 62er bremste an der Haltestelle, und Mauritzon stieg ein.

Gunvald Larsson wartete, bis sich der Bus so weit entfernt hatte, dass Mauritzon ihn nicht durchs Fenster sehen konnte, ehe er zu dem Taxi ging.

Die Taxifahrerin war eine junge Frau mit struppigen blonden Haaren und wachen braunen Augen. Sie reagierte enthusiastisch, als Gunvald Larsson ihr seinen Dienstausweis zeigte und sie bat, dem Bus zu folgen.

«Wie spannend», sagte sie. «Sind Sie hinter einem gefährlichen Verbrecher her?»

Gunvald Larsson antwortete nicht.

«Verstehe, das ist geheim. Machen Sie sich keine Sorgen, ich kann schweigen wie ein Grab.»

Wie sich zeigte, war es das, was sie gerade nicht konnte. «Wir fahren lieber ein bisschen vorsichtiger, damit wir an den Haltestellen hinter dem Bus bleiben können», sagte sie. «Ja», erwiderte Gunvald Larsson so kurz er konnte. «Aber halten Sie Abstand.»

«Verstehe, Sie wollen nicht gesehen werden. Klappen Sie den Sonnenschutz herunter, dann sieht man Ihr Gesicht von oben nicht.»

Gunvald Larsson klappte den Sonnenschutz herunter. Sie warf ihm einen verschwörerischen Blick zu, bemerkte seine verbundene Hand und rief:

128

«Oje, wie ist denn das passiert? Haben Sie sich mit Ganoven geprügelt?» Gunvald Larsson grunzte.

«Polizist ist ein gefährlicher Beruf», fuhr sie fort. «Aber natürlich wahnsinnig spannend. Bevor ich anfing, Taxi zu fahren, habe ich ernsthaft darüber nachgedacht, Polizistin zu werden. Am liebsten wäre ich Detektivin geworden, aber mein Mann war dagegen.» Gunvald Larsson schwieg.

«Obwohl es natürlich auch spannend sein kann, Taxi zu fahren. Jetzt zum Beispiel.»

Sie schenkte Gunvald Larsson ein strahlendes Lächeln, und er erwiderte ihr Lächeln schief und angestrengt. Sie hielt stets den richtigen Abstand zum Bus und fuhr überhaupt ungewöhnlich gut, was ihre Redseligkeit ein wenig aufwog.

Gunvald Larsson gab nur das eine oder andere einsilbige Wort von sich, seine Fahrerin brachte es dagegen auf einiges Geplapper, bis Mauritzon endlich in der Erik Dahlbergsgatan ausstieg. Er verließ als Einziger den Bus, und während Gunvald Larsson Geld heraussuchte, beäugte die junge Frau neben ihm Mauritzon neugierig.

«Der sieht ja gar nicht wie ein Verbrecher aus», meinte sie enttäuscht. Sie bekam ihr Geld und stellte rasch eine Quittung aus. «Jedenfalls viel Glück», sagte sie und fuhr langsam davon. Mauritzon überquerte die Straße und bog in die Armfeltsgatan. Als er um die Straßenecke

verschwunden war, eilte Gunvald Larsson hinterher und spähte um die Ecke. Mauritzon verschwand gerade in einem Hauseingang.

Kurz darauf öffnete Gunvald Larsson die Eingangstür. Irgendwo im Haus hörte er eine Tür zuschlagen. Daraufhin

129

ging er hinein und schaute auf die Tafel mit den Namen der Mieter. Sein Blick fiel sofort auf den Namen MAURITZON, und er zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Filip Trofast Mauritzon wohnte hier also unter seinem richtigen Namen. Gunvald Larsson erinnerte sich, dass er bei den Vernehmungen eine Adresse in der Vickergatan als Wohnsitz angegeben hatte. Dort wohnte er als Lennart Holm. Sehr praktisch, dachte Gunvald Larsson. Er hörte, wie der Aufzug sich in Bewegung setzte, und verzog sich schnell wieder auf die Straße hinaus. Er wagte es nicht, die Straße zu überqueren und so zu riskieren, dass Mauritzon ihn vom Fenster aus sah, sondern hielt sich dicht an der Häuserfront, als er zur Erik Dahlbergsgatan zurückkehrte. Dort bezog er Posten und schaute vorsichtig um die Ecke, um Mauritzons Hauseingang im Auge zu behalten. Nach einer Weile begann die Schnittwunde in seiner Kniebeuge zu schmerzen. Es war noch zu früh, Kollberg anzurufen, und da Mauritzon jederzeit wieder auftauchen konnte, wagte er es ohnehin nicht, seinen Posten zu verlassen. Als Gunvald Larsson eine Dreiviertelstunde an der Straßenecke herumgestanden hatte, verließ Mauritzon das Haus. Gunvald Larsson nahm gerade noch wahr, dass der Mann in seine Richtung unterwegs war, ehe er zurückzuckte, und er hoffte, dass Mauritzon ihn nicht gesehen hatte. Er lief humpelnd über die Straße und in den nächstbesten Hauseingang hinein. Mauritzon ging mit schnellen Schritten vorbei, den Blick geradeaus gerichtet. Er hatte den Anzug gewechselt und trug einen kleinen schwarzen Koffer in der Hand. Er überquerte den Valhallavägen, und Gunvald Larsson folgte ihm in möglichst großer Entfernung, ohne Mauritzon aus den Augen zu verlieren.

Mauritzon ging zügig zum Karlaplan. Zweimal schaute er sich

129

nervös um; beim ersten Mal ging Gunvald Larsson hinter einem parkenden Lieferwagen in Deckung, beim zweiten Mal warf er sich in einen Hauseingang.

Wie Gunvald Larsson bereits vermutet hatte, war Mauritzon auf dem Weg zur U-Bahn. Es waren nur wenige Leute auf dem Bahnsteig, und Gunvald Larsson hatte Probleme, sich versteckt zu halten. Es deutete allerdings nichts darauf hin, dass Mauritzon ihn gesehen hat. Er stieg in eine U-Bahn, die in südliche Richtung fuhr, und Gunvald Larsson schlüpfte in den hinteren Wagen.

Am Hötorget stiegen sie aus, und Mauritzon verschwand im Menschengewimmel.

Gunvald Larsson sah sich auf dem Bahnsteig nach ihm um, aber der Mann schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Er spähte zu den

verschiedenen Aufgängen, ohne Mauritzon entdecken zu können, und nahm schließlich die Rolltreppe zur oberen Ebene hinauf.

Er klapperte die fünf verschiedenen Aufgänge ab. Kein Mauritzon.

Schließlich blieb er vor dem Schaufenster des Schuhgeschäfts Ström stehen. Er fluchte leise vor sich hin und fragte sich, ob Mauritzon ihn trotz allem entdeckt hatte. Wenn ja, war er möglicherweise quer über den Bahnsteig gelaufen und in eine nordwärts gehende Bahn gesprungen.

Gunvald Larsson betrachtete grimmig ein Paar italienischer

Wildlederschuhe, die im Fenster standen und deren Besitzer er gerne gewesen wäre, wenn es sie in seiner Größe gegeben hätte. Er hatte sich vor ein paar Tagen in dem Geschäft nach ihnen erkundigt.

Er machte kehrt, um zur Straße hinaufzugehen und den Bus nach Kungsholmen zu nehmen, als ihm am anderen Ende der Halle auf einmal Mauritzon ins Auge fiel. Er steuerte gerade auf die Treppe zum Ausgang Sveavägen zu, und außer seinem

130

schwarzen Koffer trug er jetzt auch ein Paket mit einer großen, kunstvoll gebundenen Schleife. Als er die Treppe hinauf verschwunden war, folgte Gunvald Larsson ihm. Mauritzon ging den Sveavägen in südlicher Richtung hinunter und betrat das Reisebüro Flygcity. Gunvald Larsson hielt hinter einem Lieferwagen in der Lästmakargatan Wache. Durch die großen Fenster konnte er sehen, dass Mauritzon an den Schalter trat und mit einer großen Blondine in Uniform sprach.

Gunvald Larsson fragte sich, wohin Mauritzon wohl verreisen wollte. In den Süden natürlich, vielleicht irgendwo ans Mittelmeer. Oder noch weiter fort, Afrika war heutzutage ein beliebtes Reiseziel. Mauritzon hatte aus leicht nachvollziehbaren Gründen Angst, in Stockholm zu bleiben; wenn Malmström und Mohren erkannten, dass er gesungen hatte, würden sie ihm gegenüber bestimmt keine Gnade walten lassen. Er sah, wie Mauritzon seinen Koffer öffnete und die Pralinenschachtel, oder was immer es sein mochte, hineinlegte. Dann bekam er seine Tickets, steckte sie in die Jackentasche und trat auf den Bürgersteig hinaus.

Gunvald Larsson sah ihn langsam zum Sergels torg schlendern, dann ging er selbst hinein.

Die junge Frau, die Mauritzon bedient hatte, blätterte in einem Karteikasten. Sie warf Gunvald Larsson einen kurzen Blick zu, blätterte weiter und sagte: «Womit kann ich Ihnen helfen?»

«Ich würde gern wissen, ob der Herr, der gerade hier war, Tickets gekauft hat, und wenn ja, wohin», sagte Gunvald Larsson.

«Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen darf», erwiederte die Blondine.

«Warum fragen Sie?»

Gunvald Larsson legte seinen Dienstausweis auf den Tresen.

130

Die Frau betrachtete erst ihn und dann Gunvald Larsson und sagte:

«Ich nehme an, Sie meinen Graf von Brandenburg? Er hat ein Flugticket nach Jönköping gekauft und einen Platz in der Maschine um 15.40 Uhr

gebucht. Er will den Flughafenbus nehmen, denn er hat sich nach der Abfahrtszeit erkundigt. Er fährt fünf vor drei vom Sergels torg. Was hat Graf von» «Danke, das war alles, was ich wissen wollte», unterbrach Gunvald Larsson sie. «Guten Tag.»

Er ging zur Tür und fragte sich, was Mauritzon in Jönköping wollte. Dann erinnerte er sich, in der Personenakte gelesen zu haben, dass Mauritzon dort geboren war und seine Mutter noch in der Stadt wohnte. Mauritzon würde also heimfahren und bei seiner Mama unterkriechen. Gunvald Larsson trat auf den Sveavägen hinaus.

In der Ferne sah er Trofast Mauritzon Holm von Brandenburg gemächlich im Sonnenschein die Straße hinabflanieren.

Er selbst ging in die Gegenrichtung, um ein Telefon zu suchen und Kollberg anzurufen.

23

Als Lennart Kollberg zum verabredeten Treffen mit Gunvald Larsson erschien, war er mit zahllosen Dietrichen und Werkzeugen ausgerüstet, um die Tür zur Wohnung in der Armfelsgatan zu öffnen. Was er dagegen eigentlich dabeihaben sollte, jedoch nicht vorweisen konnte, war ein von Staatsanwalt Olsson ausgestellter Durchsuchungsbefehl. Gunvald Larsson und ihn

131

kümmerte es herzlich wenig, dass sie kurz davorstanden, sich eines Dienstvergehens schuldig zu machen. Sie gingen seelenruhig davon aus, dass Bulldozer Olsson so begeistert sein würde, wenn sie in Mauritzons Wohnung etwas fanden, was ihm nützte, dass ihm der Gedanken an ein Dienstvergehen gar nicht erst kam, und falls sie nichts fanden, bestand kein Grund, ihn darüber aufzuklären, dass sie ein solches begangen hatten. Außerdem hatte der Begriff Dienstvergehen jede Relevanz verloren. Letztlich war es doch der Dienst selbst, der ein Vergehen war. Mauritzon sollte mittlerweile auf dem Weg Richtung Süden sein; zwar nicht nach Afrika, aber doch weit genug weg, damit sie ungestört arbeiten konnten.

Die Wohnungstüren in dem Mietshaus, auch Mauritzons, waren mit Standardschlössern bestückt, und Kollberg benötigte nur wenige Minuten, um sie zu öffnen. Auf der Innenseite war die Tür mit zwei Sicherheitsketten und einem Fox-Lock ausgerüstet, mit dem man die Tür nur von innen verriegeln konnte. Die Schutzmaßnahmen deuteten darauf hin, dass Mauritzon mit wesentlich aufdringlicheren Gästen rechnete als den Bettlern und Hausierern, deren Besuch er sich auf einem kleinen emaillierten Schild am Türpfosten verbat.

Die Wohnung bestand aus drei Zimmern, Küche, Diele und Bad und war eigentlich recht elegant. Die Möblierung schien zwar ziemlich kostspielig gewesen zu sein, vermittelte jedoch einen Gesamteindruck von banaler Geschmacklosigkeit. Sie gingen ins Wohnzimmer. An der gegenüberliegenden Wand stand eine Kombination aus Teak, bestehend aus Bücherregalen, Schränken und einem eingebauten Sekretär. Ein

Regalbrett war mit Taschenbüchern gefüllt, die anderen waren mit allen möglichen Nippes übersät: Souvenirs, Porzellanfiguren, kleinen Vasen und Schalen und anderen dekorativen Gegenständen. An

132

den Wänden hingen ein paar Öldrucke und Reproduktionen von der Art, wie man sie in weniger guten Bilderrahmengeschäften sieht.

Möbel, Vorhänge und Teppiche wirkten keineswegs billig, schienen jedoch eher willkürlich ausgewählt worden zu sein, denn Muster,

Material und Farben passten nicht zusammen. In einer Zimmerecke befand sich eine kleine Bar. Schon bei ihrem Anblick konnte einem übel werden, ohne dass man am Inhalt der Flaschen hinter den Spiegeltüren des Barschranks auch nur geschnuppert hätte. Die Vorderfront der Bar war mit seltsam gemustertem Kunststoff verkleidet; auf schwarzem Grund schwebten gelbe, grüne und rosa Figuren, die an stark vergrößerte Pantoffeltierchen oder Spermien erinnerten. Das gleiche Muster, allerdings in einem wesentlich kleineren Maßstab, wiederholte sich in der Platte des Tresens. Kollberg öffnete den Barschrank. Er enthielt eine halb geleerte Flasche Parfait d'amour, eine fast leere Flasche schwedischen Dessertwein, eine ungeöffnete kleine Flasche Carlshamns Flaggenpunsch und eine bis zum letzten Tropfen geleerte große Flasche Beefeater Gin. Schaudernd schloss er die Schranktüren und ging zum Nebenzimmer. Zwischen dem Wohn- und dem Nebenzimmer, das vermutlich als Esszimmer gedacht war, gab es keine Tür, sondern einen von zwei Säulen getragenen Torbogen. Der Raum war relativ klein und hatte zur Straße einen Erker mit Fenstern. Hier stand ein Klavier, und in einer Ecke fanden sich Radio und Plattenspieler.

«Voilà, das Musikzimmer», sagte Kollberg mit einer ausladenden Handbewegung.

«Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass die Ratte hier sitzt und die <Mondscheinsonate> spielt», sagte Gunvald Larsson.

132

Er ging zu dem Klavier, hob den Deckel an und blickte in das Innenleben des Instruments. «Jedenfalls liegt hier keine Leiche», sagte er. Nachdem sie ihren Wohnungsrundgang beendet hatten, zog Kollberg sein Jackett aus, und sie gingen dazu über, die Räume gründlicher unter die Lupe zu nehmen. Sie begannen im Schlafzimmer, wo Gunvald Larsson sofort den begehbaren Kleiderschrank durchforstete, während Kollberg sich die Kommodenschubladen vornahm. Sie arbeiteten einige Zeit schweigend, bis Kollberg die Stille beendete: «Du, Gunvald», sagte er.

Aus der Tiefe des Kleiderschranks ertönte eine gedämpfte Antwort.

Kollberg fuhr fort:

«Die Beschattung von Roos war nicht besonders erfolgreich. Vor zwei Stunden ist er von Arlanda abgeflogen. Kurz bevor ich gegangen bin, hat Bulldozer den Abschlussbericht bekommen. Er war sehr enttäuscht.» Gunvald Larsson brummte. Dann steckte er den Kopf heraus und erklärte:

«Bulldozers Optimismus und seine hochgeschraubten Erwartungen führen dazu, dass er ständig enttäuscht wird. Aber er fängt sich auch schnell wieder, wie du vielleicht schon gemerkt hast. Und, was hat Roos an seinen freien Tagen so getrieben?» Er verschwand erneut im Kleiderschrank. Kollberg schob die unterste Kommodenschublade zu und richtete sich auf. «Tja, Malmström und Mohren hat er jedenfalls nicht getroffen, wie Bulldozer gehofft hatte», meinte er. «Am ersten Abend, also vorgestern, ist er mit einer Braut ausgegangen, mit der er anschließend nackt schwimmen war.»

«Ja, davon habe ich gehört», erwiederte Gunvald Larsson. «Und dann?»
«Bis zum Nachmittag ist er bei der Braut geblieben, dann in

133

die Stadt gefahren und scheinbar planlos und mutterseelenallein durch die Gegend gelaufen. Gestern Abend ist er dann mit einer anderen Braut in ein anderes Restaurant gegangen, sie haben aber nicht gebadet, jedenfalls nicht im Freien, sondern sind zu ihm nach Märsta gefahren. Gestern Vormittag hat er die Braut im Taxi zum Odenplan kutschiert, wo sich die beiden getrennt haben. Anschließend ist er allein durch die Gegend gelaufen, in ein paar Geschäfte gegangen und wieder nach Märsta zurückgefahren, hat sich umgezogen und ist zum Flughafen gefahren. Nicht sonderlich spannend und vor allem nicht sonderlich kriminell.»

«Wenn man das Nacktbaden nicht als unzüchtige Handlung betrachtet, oder Ek, der im Gebüsch gehockt hat, ihn nicht wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses anzeigen», sagte Gunvald Larsson.

Er kam aus dem Kleiderschrank und schloss die Tür. «Nichts, abgesehen von einer Menge unglaublich abstoßender Kleidungsstücke», verkündete er und begab sich ins Badezimmer.

Kollberg ging dazu über, ein grünlackiertes Schubladenelement zu studieren, das neben dem Bett stand und als Nachttisch diente. Die beiden oberen Schubladen enthielten ein Sammelsurium mehr oder weniger nützlicher Dinge: Papiertaschentücher, Manschettenknöpfe, einige leere Streichholzschatzeln, eine halbe Tafel Schokolade, Sicherheitsnadeln, ein Fieberthermometer, zwei Schachteln Halspastillen, Restaurantrechnungen und Kassenbons, eine ungeöffnete Packung schwarze Kondome, Kugelschreiber, eine Postkarte aus Stettin mit dem Text: «Hier gibt es Wodka, Frauen und ein Bett, was will man mehr. Stisse», ein kaputtes Feuerzeug und ein stumpfes Messer ohne Scheide.

Auf dem Nachttisch lag ein Taschenbuch, dessen Umschlag

133

illustration einen breitbeinig stehenden Cowboy mit rauchenden Colts in den Händen zeigte.

Kollberg blätterte in dem Buch mit dem Titel «Der Revolverkampf in der Schwarzen Schlucht», und ein Foto fiel zu Boden. Es war eine farbige Amateuraufnahme und zeigte eine junge Frau, die in Shorts und einem

kurzärmligen weißen Hemd auf einem Bootssteg saß. Sie hatte dunkle Haare und sah eher unscheinbar aus. Kollberg drehte das Foto um. Am oberen Rand stand mit Bleistift *Insel Möja, ig6g* geschrieben und darunter mit blauer Tinte und in einer anderen Handschrift *Monita*. Kollberg steckte das Foto zwischen die Buchseiten zurück und zog die unterste Schublade heraus.

Sie war tiefer als die beiden anderen, und als er sie aufgezogen hatte, rief er Gunvald Larsson.

Sie blickten auf die Schublade hinunter.

«Eine seltsame Stelle, um eine Schleifmaschine aufzubewahren», meinte Kollberg. «Aber vielleicht ist es ja auch gar keine Schleifmaschine, sondern eine Art raffinierter Massageapparat?» «Ich frage mich, wozu er sie benutzt hat», erwiderte Gunvald Larsson nachdenklich. «Er kommt mir eher nicht wie ein Hobbyschreiner vor. Aber er kann sie natürlich auch geklaut oder als Bezahlung für Stoff bekommen haben.» Er kehrte ins Badezimmer zurück.

Eine gute Stunde später hatten sie die Wohnung und die gesamte Einrichtung durchsucht, ohne etwas wirklich Interessantes gefunden zu haben. Es gab kein verstecktes Geld, keine inhaltsschwere Korrespondenz, keine Waffen und keine stärkeren Medikamente als Aspirin und Alka Seltzer. Jetzt standen sie in der Küche, wo sie alle Schubladen und Schränke durchwühlten. Sie hatten festgestellt, dass der Kühlschrank nicht abgestellt und mit Lebensmitteln gefüllt war, was darauf schließen ließ, dass Mauritzon nicht die Absicht

134

hatte, längere Zeit fortzubleiben. Unter anderem lag darin ein geräucherter Aal und starnte Kollberg auffordernd an, der seit jenem Tag, an dem er beschlossen hatte, abzunehmen, ständig unter Hunger litt. Er beherrschte sich jedoch und kehrte mit knurrendem Magen dem Kühlschrank und seinen Versuchungen den Rücken zu.

Ihm fiel ein Schlüsselring mit zwei Schlüsseln ins Auge, der an einem Haken hinter der Küchentür hing. «Schlüssel zum Dachboden», meinte er und zeigte darauf. Gunvald Larsson nahm den Ring vom Haken, betrachtete die Schlüssel und sagte:

«Oder zum Keller. Komm, wir probieren es aus.» Keiner der Schlüssel passte zur Dachbodentür. Sie fuhren mit dem Aufzug ins Erdgeschoss und stiegen die Treppe in den Keller hinab.

Der größere der beiden Schlüssel passte in das Sicherheitsschloss der Brandschutztür.

Sie gelangten zunächst in einen kurzen Korridor mit Türen zu beiden Seiten, öffneten die rechte Tür und schauten in den Müllraum. Das Haus hatte Müllschlucker, und unter der Mündung des Schachts stand ein Metallgestell auf Rädern, in das ein großer gelber Plastiksack eingehängt war. Weitere drei Gestelle mit Säcken, einer randvoll mit Müll und zwei leer, standen an der Wand. In einer Ecke befanden sich ein Besen und eine Schaufel.

Die Tür gegenüber war abgeschlossen und führte einem Schild zufolge zur Waschküche. Der Korridor mündete in einen langen Gang, der sich in zwei Richtungen erstreckte. Zu beiden Seiten des Gangs gab es eine Reihe nummerierter Türen, die allesamt mit verschiedenen Arten von Vorhängeschlössern verriegelt waren.

Kollberg und Gunvald Larsson probierten den kleineren

135

Schlüssel an mehreren Schlossern aus, ehe sie das richtige fanden.

In Mauritzons Kellerverschlag befanden sich nur zwei Dinge: ein alter Staubsauger ohne Kabel und ein großer abgeschlossener Koffer. Während Kollberg das Schloss aufbrach, öffnete Gunvald Larsson den Staubsauger und lugte hinein. «Leer», sagte er.

Kollberg klappte den Koffer auf und sagte: «Der aber nicht. Schau.»

In dem Koffer befanden sich vierzehn große Flaschen fünfund-sechzigprozentiger polnischer Wodka, vier Kassettenrecorder, ein elektrischer Föhn und sechs Rasierapparate, alle fabrikneu und in Originalverpackung.

«Schmuggelware», sagte Gunvald Larsson. «Vielleicht auch nur geklautes Zeug.»

«Das hier hat er mit Sicherheit im Tausch gegen etwas anderes bekommen», sagte Kollberg. «Ich hätte nichts dagegen, den Wodka zu beschlagnahmen, aber es wird wohl das Beste sein, alles so zu lassen, wie es ist.»

Er schloss den Kofferdeckel und verriegelte ihn, dann traten sie wieder in den Kellergang hinaus.

«Naja, immerhin etwas», meinte Kollberg. «Aber nichts, womit wir zu Bulldozer gehen können. Am besten hängen wir die Schlüssel zurück und hauen ab. Mehr können wir nicht tun.» «Dieser Mauritzon ist ein vorsichtiger Mistkerl», erwiderte Gunvald Larsson. «Es würde mich nicht wundern, wenn er noch mehr Wohnungen hat.»

Er nickte in Richtung einer Tür am Kopfende des Kellergangs, auf der in roten Blockbuchstaben das Wort SCHUTZRAUM stand.

«Sollen wir mal nachsehen, ob die offen ist?», sagte er. «Wenn wir schon einmal hier sind.»

135

Die Tür war offen. Der Schutzraum schien als Fahrradkeller und Abstellkammer benutzt zu werden. Außer einigen Fahrrädern und einem auseinandergenommenen Moped befanden sich zwei Kinderwagen, ein Tretschlitten und ein altmodischer Schlitten mit Lenkrad darin. An einer Wand stand eine Hobelbank, und auf dem Fußboden darunter lagen zwei Fensterrahmen ohne Glas. In einer Ecke standen ein Brecheisen, zwei Besen, eine Schneeschaufel und zwei Spaten. «In solchen Räumen bekomme ich immer Platzangst», sagte Kollberg. «Wenn wir im Krieg eine Schutzraumübung hatten, habe ich immer dagesessen und mir vorgestellt, wie es wohl ist, unter einem zerbombten Haus eingeschlossen zu sein und nicht mehr rauszukönnen. O Mann.»

Er schaute sich um. In der Ecke hinter der Hobelbank stand eine alte Holzkiste mit der kaum lesbaren Aufschrift SAND auf der Vorderseite. Auf ihrem Deckel stand ein Zinkeimer.

«Sieh mal», sagte er. «Da steht noch eine alte Sandkiste aus dem Krieg.»

Er nahm den Eimer herunter und öffnete die Kiste. «Der Sand ist noch da», sagte er.

«Er ist ja auch nie gebraucht worden», erwiderte Gunvald Larsson.

«Jedenfalls nicht, um Brandbomben zu löschen. Was ist denn das?»

Kollberg hatte sich über die Kiste gebeugt, die Hand hineingesteckt und etwas herausgehoben. Er legte den Gegenstand auf die Hobelbank.

Es war eine grüne Segeltuchtasche, ein amerikanisches Armeemodell. Kollberg öffnete sie und legte ihren Inhalt der Reihe nach auf die Bank. Ein zerknittertes hellblaues Hemd. Eine blonde Perücke.

136

Ein blauer Jeanshut mit breiter Krempe. Eine Sonnenbrille.

Und eine Pistole, eine Llama Auto, Kaliber .45.

24

Die junge Frau, die sich Monita nannte, war Filip Trofast Mauritzon an dem Sommertag vor drei Jahren, als sie an einem Bootssteg auf der Insel Möja in den Stockholmer Schären fotografiert wurde, noch nicht begegnet.

Jener Sommer war der letzte in ihrer sechsjährigen Ehe mit Peter gewesen; im Herbst lernte er eine andere Frau kennen, und kurz nach Weihnachten verließ er Monita und ihre damals fünfjährige gemeinsame Tochter Mona. Monita fügte sich seinem Willen und beantragte aufgrund seiner Untreue ein Schnellscheidungsverfahren. Er hatte es eilig, seine neue Frau zu heiraten, die schon im fünften Monat schwanger war, als die Scheidung rechtskräftig wurde. Monita durfte die Zweizimmerwohnung in Hökarängen behalten, und es war nie etwas anderes in Betracht gezogen worden, als ihr das Sorgerecht für die Tochter zu übertragen. Peter verzichtete auf sein Recht, die Tochter regelmäßig zu sehen; später sollte sich herausstellen, dass er zudem darauf verzichtete, seine Pflicht, zum Unterhalt des Kindes beizutragen, zu erfüllen.

Die Scheidung bedeutete nicht nur eine deutliche Verschlechterung ihrer finanziellen Situation. Monita sah sich außerdem gezwungen, ihre gerade erst begonnene Weiterbildung aufzugeben, was sie mehr als alles andere an dieser traurigen Scheidungsgeschichte grämte.

136

Sie hatte sich mit der Zeit durch ihre mangelhafte Ausbildung benachteiligt gefühlt, ohne dass man ihr daran die Schuld hätte geben können, da sie im Grunde nie die Gelegenheit gehabt hatte, zu studieren oder einen Beruf zu erlernen. Als sie die obligatorischen neun Schuljahre absolviert hatte, wollte sie sich ein Jahr Pause gönnen, bevor sie sich um einen Platz auf dem Gymnasium bewarb, und als das Jahr vorüber war,

hatte sie Peter kennengelernt. Sie hatten geheiratet, und die Pläne für eine Weiterbildung wurden aufgeschoben. Im Jahr darauf wurde ihre Tochter geboren. Peter besuchte mittlerweile die Abendschule, und erst als er ein Jahr vor der Scheidung seine Ausbildung abgeschlossen hatte, war sie an der Reihe, die Abendschule zu besuchen. Mit Peters Auszug wurden ihre Chancen auf ein Studium zunichtegemacht, da keine regelmäßige Kinderbetreuung aufzutreiben war, und selbst wenn sie einen Babysitter gefunden hätte, wäre es ihr nicht möglich gewesen, ihn zu bezahlen.

In den ersten beiden Jahren nach der Geburt ihrer Tochter war Monita daheimgeblieben, aber sobald es ihr gelungen war, das Kind bei einer privaten Tagesmutter unterzubringen, hatte sie wieder angefangen zu arbeiten. Früher, also von dem Monat nach Ende ihrer Schulzeit bis wenige Wochen vor der Entbindung, hatte sie eine Reihe von Jobs gehabt. Im Laufe von zwei Jahren hatte sie als Bürogehilfin, Supermarktkassiererin, Verkäuferin, Fabrikarbeiterin und Kellnerin gearbeitet. Sie war ein unruhiger Geist, sie hatte gekündigt und sich eine neue Stelle gesucht, sobald sie sich nicht mehr wohl fühlte oder den Wunsch nach einer Abwechslung verspürte. Als sie nach zweijähriger unfreiwilliger Unterbrechung wieder anfing, Arbeit zu suchen, musste sie feststellen, dass die Situation auf dem Arbeitsmarkt schwieriger geworden war und es nicht viele freie Stellen gab. Für sie, die weder eine Ausbildung noch

137

Beziehungen hatte, kamen nur die am schlechtesten bezahlten und langweiligsten Tätigkeiten in Frage. Es war längst nicht mehr so leicht wie früher, sich einen anderen Job zu suchen, wenn die Tristesse zu groß wurde, aber als sie wieder die Schulbank drückte, erschien ihr die Zukunft gleich in einem helleren Licht und die seelisch abstumpfende Monotonie am Fließband leichter zu ertragen.

Drei Jahre behielt sie ihre Stelle als Schichtarbeiterin in einer chemisch-technischen Fabrik am südlichen Strand von Stockholm, doch als es zur Scheidung kam und sie mit ihrer Tochter allein zurückblieb, weshalb sie eine kürzere und schlechter bezahlte Schicht übernehmen musste, hatte sie das Gefühl, in einer Falle zu sitzen, und kündigte vor lauter Verzweiflung, spontan und ohne zu wissen, was sie anschließend machen sollte.

Die Arbeitslosigkeit im Land war inzwischen immer schlimmer geworden und der Mangel an offenen Stellen so groß, dass selbst Akademiker und gut ausgebildete Arbeitnehmer keine Anstellung fanden oder um schlechtbezahlte Jobs kämpfen mussten, für die sie eigentlich überqualifiziert waren. Monita war einige Zeit arbeitslos, ging stempeln und erhielt ihr mageres Arbeitslosengeld, während sie immer deprimierter wurde. Ihre Gedanken kreisten unablässig um die Frage, wie sie mit dem Geld auskommen sollte; Miete, Lebensmittel und Kleider für Mona verschlangen alles, was sie zusammenkratzen konnte. Es blieb nichts

übrig, um sich selbst etwas zum Anziehen zu kaufen, sie musste das Rauchen aufgeben, und der Stapel unbezahlter Rechnungen wurde immer höher. Schließlich schluckte sie ihren Stolz hinunter und bat Peter um Hilfe, der ihr immerhin einiges an Unterhaltszahlungen für Mona schuldig geblieben war. Er hielt ihr vor, dass er seine eigene Familie ernähren müsse, gab ihr am Ende aber doch fünf-

233

hundert Kronen, mit denen sie unverzüglich einen Teil ihrer Schulden beglich.

Abgesehen von einer dreiwöchigen Aushilfstätigkeit in einer Telefonzentrale und vierzehn Tagen als Brotpackerin in einer Großbäckerei war Monita im Herbst 1970 ohne feste Stelle. Sie hatte zwar im Grunde nichts dagegen, freizuhaben, es war nett, morgens ausschlafen und die Tage mit Mona verbringen zu können, und wenn ihr erspart geblieben wäre, sich Sorgen um ihre finanzielle Situation zu machen, hätte ihr der fehlende Job nichts ausgemacht. Sie hatte jede Lust auf Weiterbildung verloren; welchen Sinn hatte es, Zeit und Energie zu verschwenden und Studienschulden anzuhäufen, wenn der einzige Lohn für die Mühe ein paar nutzlose Zeugnisse waren und die eventuelle Befriedigung, sein Wissen ein wenig erweitert zu haben? Außerdem ahnte sie inzwischen, dass mehr nötig war als ein höherer Lohn und bequemere Arbeitsverhältnisse, um es sinnvoll erscheinen zu lassen, sich am Produktionsprozess zu beteiligen.

Kurz vor Weihnachten fuhr sie mit Mona zu ihrer älteren Schwester nach Oslo. Ihre Eltern waren fünf Jahre zuvor bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, und ihre Schwester war die einzige enge Verwandte, die sie noch hatte. Nach dem Tod der Eltern war es Tradition geworden, Weihnachten bei ihrer Schwester zu feiern. Um die Fahrkarten bezahlen zu können, ging sie mit den Eheringen der Eltern und ein paar Schmuckstücken, die sie geerbt hatte, zum Pfandhaus. Sie blieb vierzehn Tage in Oslo, und als sie im neuen Jahr nach Stockholm zurückkehrte, hatte sie drei Kilo zugenommen und fühlte sich so gut wie schon lange nicht mehr. Im Februar 1971 wurde Monita fünfundzwanzig. Ein Jahr war vergangen, seit Peter sie verlassen hatte, und sie fand, dass sie sich in diesem Jahr mehr verändert hatte als in

234

ihrer gesamten Ehe. Sie war reifer geworden und hatte neue Seiten an sich kennengelernt, und das war gut. Aber sie war auch härter geworden, resignierter und ein wenig verbittert, und das war weniger gut. Vor allem war sie sehr einsam geworden. Sie war alleinerziehende Mutter eines sechsjährigen Kindes, das all ihre Zeit in Anspruch nahm. Sie hatte eine Wohnung in einem großen Mietshaus in diesem Vorort, dessen Einwohner ängstlich auf Privatsphäre bedacht waren. Sie hatte keine Arbeit, und sie hatte kein Geld. Und aus all diesen Gründen hatte sie keine Chance, ihre Isolation zu durchbrechen. Ihre früheren Freunde und Bekannten waren es irgendwann leid gewesen, sich bei ihr zu melden. Sie

konnte nur selten die Wohnung verlassen, da sie ihre Tochter nicht allein lassen wollte, und hatte kein Geld, um auszugehen und sich zu amüsieren. In der ersten Zeit nach der Scheidung bekam sie gelegentlich noch Besuch von der einen oder anderen Freundin, aber es war weit bis Hökarängen, und die Freundinnen hatten es bald satt. Außerdem war sie zeitweise deprimiert gewesen und hatte auf andere Menschen vermutlich so beklemmend gewirkt, dass sie alle in die Flucht schlug. Sie machte lange Spaziergänge mit ihrer Tochter und schlepppte aus der Bibliothek stapelweise Bücher nach Hause, die sie in den stillen, einsamen Stunden las, wenn Mona eingeschlafen war. Ihr Telefon klingelte nur selten, und sie selbst kannte niemanden, den sie anrufen konnte, und als es schließlich abgestellt wurde, weil sie die Rechnungen nicht bezahlt hatte, bemerkte sie keinen Unterschied. Sie fühlte sich in ihrem Zuhause wie eine Gefangene, doch mit der Zeit wurde diese Gefangenschaft zu einem Stück Geborgenheit, und das Dasein außerhalb der vier Wände ihrer tristen Vorortwohnung erschien ihr immer unwirklicher und fremder. Nachts, wenn sie ziellos zwischen Wohnzimmer und Küche

235

hin- und herwanderte, zu müde zum Lesen und zu unruhig, um schlafen zu können, wurde sie manchmal von dem Gefühl gepackt, allmählich verrückt zu werden. Ihr war, als brauchte sie bloß ein klein wenig nachzugeben, um die Dämme aufreißen und den Wahnsinn hervorbrechen zu lassen. Immer wieder dachte sie an Selbstmord, ihre Hoffnungslosigkeit und Angst waren oft so groß, dass nur der Gedanke an ihr Kind sie davon abhielt, sich das Leben zu nehmen. Ihre Sorge um Mona war groß, und manchmal weinte sie ohnmächtig und verbittert, wenn sie an die Zukunft ihrer Tochter dachte. Sie wollte, dass ihr Kind in einer geborgenen, warmherzigen und menschlichen Umgebung aufwuchs, ohne den Zwang, Macht, Geld und einer gesellschaftlichen Stellung hinterherzujagen, der die Menschen einander zu Feinden machte, einer Umgebung, in der die Worte «kaufen» und «besitzen» nicht als Synonyme für Glück verstanden wurden. Sie wollte ihrem Kind die Chance geben, sich als das Individuum zu entwickeln, das es war, und ihm ersparen, sich formen zu lassen, um in eine der Schubladen zu passen, die die Gesellschaft für Mädchen vorsah. Ihr Kind sollte Freude an Arbeit, Gemeinschaft und Geborgenheit empfinden und mit Selbstachtung leben dürfen.

Sie fand es nicht zu vermassen, für ihre Tochter diese grundlegenden Voraussetzungen für ein menschenwürdiges Dasein zu begehrn, aber ihr war klar, dass sich ihre Hoffnungen nicht erfüllen lassen würden, solange sie in Schweden blieb. Sie wusste nur nicht, wie sie sich die nötigen finanziellen Mittel beschaffen sollte, um das Land zu verlassen, und ihre Verzweiflung und Mutlosigkeit drohten zeitweise in Resignation und Apathie umzuschlagen.

Als sie nach ihrem Besuch in Oslo heimkehrte, beschloss sie, sich aufzuraffen und ihre Situation zu verändern.

Um mehr Freiheit zu haben, aber auch um zu verhindern, dass Mona allzu isoliert aufwuchs, versuchte sie zum zweiten Mal, einen Platz in einem Kindergarten in der Nähe ihrer Wohnung zu finden. Zu ihrer Überraschung gab es einen freien Platz, und Mona wurde ab sofort aufgenommen.

Einigermaßen lustlos begann Monita, sich auf Stellenanzeigen zu bewerben.

Unablässig grübelte sie über ihr großes Problem nach: Wie sollte sie an Geld kommen? Wenn sie ihre Lebensumstände radikal verändern wollte, würde sie viel Geld brauchen. Sie wollte um jeden Preis das Land verlassen; sie fühlte sich in Schweden immer unwohler und hatte begonnen, diese Gesellschaft zu hassen, die mit einem Gemeinwohl prahlte, das nur wenigen Privilegierten vorbehalten war, während das einzige Privileg der großen Mehrheit darin bestand, das große Rad anzutreiben, das die Maschinerie in Gang hielt.

In Gedanken ging sie ein ums andere Mal verschiedene Möglichkeiten durch, sich Kapital zu beschaffen, ohne eine Lösung für ihr Problem zu finden.

Sich das Geld mit ehrlicher Arbeit zusammenzuverdienen war völlig ausgeschlossen. Bisher hatte das wenige, das ihr nach Abzug der Steuern geblieben war, für kaum mehr als die Miete und das Essen auf dem Tisch gereicht.

Dass sie eine größere Summe im Lotto gewinnen könnte, war wenig wahrscheinlich, trotzdem füllte sie Woche für Woche einen Schein mit ihren Zahlen aus, um wenigstens hoffen zu können.

Sie hatte niemanden, von dem sie erwarten konnte, dass er ihr ein Vermögen vermachte.

Wahrscheinlich würde kein todkranker Millionär um ihre Hand anhalten und in der Hochzeitsnacht den Löffel abgeben.

Es gab junge Frauen, die viel Geld als Prostituierte verdienten, sie kannte sogar eine von ihnen. Heutzutage musste man nicht mehr auf die Straße gehen, man konnte sich Fotomodell nennen und sich ein Atelier einrichten oder in einem Massagesalon oder einem eleganten Sexclub arbeiten. Aber sie fand den bloßen Gedanken schon abstoßend.

Also blieb ihr nur, das Geld zu stehlen - aber wie und wo? Sie war mit Sicherheit zu ehrlich, um mit so was ungeschoren davonzukommen.

Fürs Erste würde sie jedenfalls versuchen, eine gute Stelle zu finden.

Das ging leichter, als sie zu hoffen gewagt hatte. Sie bekam eine Stelle als Kellnerin in einem bekannten und gutbesuchten Restaurant in der Stockholmer Innenstadt, das nur mittags geöffnet hatte. Kurze und angenehme Arbeitszeiten und gute Chancen, einiges an Trinkgeld zu erhalten. Einer der vielen Menschen, die sich regelmäßig für dieses Restaurant entschieden, war Filip Trofast Mauritzon. Eines Tages saß er an einem von Monitas Tischen und bestellte Eisbein mit

Kohlrübenpüree, ein unauffälliger, aber gepflegter kleiner Herr. Er sagte ein paar freundliche und scherzhafte Worte zu ihr, als sie kassierte, aber es gab nichts an ihm, was Monitas Aufmerksamkeit erregt hätte.

Andererseits gab es auch nichts an Monita, was Mauritzons Interesse geweckt hätte, zumindest an jenem Tag nicht. Monita hatte ein unscheinbares Äußeres, was ihr irgendwann bewusst geworden war, weil Leute, die sie nur ein- oder zweimal gesehen hatten, sie selten wiedererkันnten, wenn sie ihr das nächste Mal begegneten. Sie hatte dunkle Haare, blaugraue Augen, gesunde Zähne und ebenmäßige Gesichtszüge. Sie war mittelgroß, eins fünfundsechzig, von normaler Statur und wog sechzig Kilo.

141

Es gab Männer, die sie hübsch fanden, aber erst, nachdem sie Monita näher kennengelernt hatten.

Als sich Mauritzon zum dritten Mal in der gleichen Woche an einem von Monitas Tischen niederließ, erkannte sie ihn wieder und nahm an, dass er Griebenwurst mit Bechamelkartoffeln bestellen würde, die Hausmannskost des Tages. Bei seinem letzten Besuch hatte er Speckpfannkuchen gegessen.

Er bestellte Griebenwurst und Milch, und als sie ihm das Essen brachte, sah er sie an und sagte:

«Sie sind anscheinend neu hier, Fräulein.»

Sie nickte. Es war nicht das erste Mal, dass er mit ihr sprach, aber wie gesagt, sie war es gewöhnt, anonym zu bleiben, und die Kellnerinnentracht machte es nicht eben leichter, sich an sie zu erinnern.

Als sie mit der Rechnung kam, gab er ihr reichlich Trinkgeld und sagte: «Ich hoffe, es wird Ihnen hier gefallen, denn mir gefällt es hier. Und das Essen ist gut, also achten Sie auf Ihre Figur.» Er zwinkerte ihr freundlich zu, bevor er ging. In den folgenden Wochen fiel Monita auf, dass der gepflegte kleine Herr, der stets Hausmannskost aß und nie etwas anderes als Milch trank, sich mit Absicht an einen ihrer Tische setzte. Er blieb an der Tür stehen und beobachtete, an welchen Tischen sie bediente, bevor er Platz nahm. Sie wunderte sich, war aber auch ein wenig geschmeichelt. Sie selbst hielt sich für eine schlechte Kellnerin, weil es ihr schwerfiel, nörgelnden oder unfreundlichen Gästen gegenüber freundlich zu bleiben, und weil sie zurückschnauzte, wenn sich jemand bei ihr beschwerte.

Außerdem war sie häufig in Gedanken und oft unkonzentriert und vergesslich. Andererseits war sie stark und schnell und behandelte Gäste, die es ihrer Meinung nach verdienten, ausnehmend freundlich, ohne sich 239

einzuschmeicheln oder herumzualbern wie einige der anderen Kellnerinnen.

Wenn Mauritzon da war, wechselte sie jedes Mal ein paar Worte mit ihm, und mit der Zeit wurde er für sie so etwas wie ein alter Bekannter. Sie war fasziniert von seinem korrekten, ein wenig altmodischen Auftreten,

das ihr so gar nicht zu seinen Ansichten über Gott und die Welt zu passen schien, die er hin und wieder in lapidaren Kommentaren zum Besten gab. Monita machte ihr neuer Job nicht gerade großen Spaß, aber sie fand ihn trotzdem relativ gut, und ihr Arbeitstag endete so früh, dass sie Mona abholen konnte, bevor der Kindergarten zumachte. Sie fühlte sich nicht mehr ganz so einsam und isoliert, hoffte jedoch weiterhin inständig, eines Tages in ein in jeder Hinsicht freundlicheres Klima ziehen zu können. Mona hatte im Kindergarten Spielkameraden gefunden und konnte es morgens kaum erwarten, hingehen zu dürfen. Ihre beste Freundin wohnte im selben Haus, und Monita lernte die jungen und sympathischen Eltern kennen. Sie verabredeten, gegenseitig nachts auf die Kinder aufzupassen, wenn sich das Bedürfnis nach einem freien Abend meldete. Monas Spielkameradin hatte schon mehrfach bei ihr übernachtet, und Mona hatte zweimal bei dem Mädchen geschlafen, obwohl Monita nichts Besseres einfallen wollte, als in der Stadt ins Kino zu gehen. Das Arrangement gab ihr jedenfalls ein Gefühl von Freiheit und sollte sich später auch für sie als praktisch erweisen. Eines Tages im April, als sie ihre neue Stelle seit gut zwei Monaten hatte, stand sie da und träumte vor sich hin, die Hände unter der Schürze gefaltet, als Mauritzon sie von seinem Tisch aus zu sich rief. Sie ging zu ihm, nickte zu dem Teller mit Erbsensuppe, von der er bisher kaum etwas gegessen hatte, und fragte: «Schmeckt es Ihnen nicht?»

«Es ist wie immer ganz vorzüglich», erwiederte Mauritzon.

240

«Aber ich habe über etwas nachgedacht. Hier sitze ich und schlage mir Tag für Tag den Bauch voll, während Sie nur arbeiten und herumrennen, Fräulein. Ich wollte Sie gerne fragen, ob ich Sie nicht zur Abwechslung einmal zum Essen einladen darf. Abends natürlich, wenn Sie freihaben. Wäre Ihnen morgen recht?»

Monita zögerte nicht lange. Sie hatte diesen Mann längst als ehrenwert, nüchtern und strebsam, ein wenig eigen, aber harmlos und ziemlich nett eingestuft. Außerdem hatte die Sache in der Luft gelegen, und sie wusste längst, was sie antworten würde, wenn er fragte. Also sagte sie: «Tja, warum nicht.»

Als Monita an jenem Freitagabend mit Mauritzon ausging, musste sie ihr Urteil nur in zwei Punkten revidieren: Er war kein Antialkoholiker und vermutlich doch nicht so strebsam, aber das machte ihn nicht weniger sympathisch. Tatsächlich fand sie ihn richtig interessant.

Sie gingen in diesem Frühjahr noch ein paarmal essen, und Monita schlug freundlich, aber bestimmt die Einladungen zu einem Schlummertrunk bei ihm zu Hause aus und erlaubte ihm auch nicht, sie nach Hökarängen zu begleiten. Den ganzen Frühsommer über sah sie ihn nicht mehr, und im Juli hatte sie zwei Wochen frei, die sie bei ihrer Schwester in Norwegen verbrachte.

Am ersten Tag nach ihrem Urlaub kam er ins Restaurant und setzte sich an seinen angestammten Tisch, und noch am selben Abend trafen sie sich

wieder. Diesmal begleitete Monita ihn in seine Wohnung in der Armfelsgatan, und sie schliefen zum ersten Mal miteinander. Monita fand ihn auch im Bett ausgesprochen umgänglich.

Ihre Beziehung entwickelte sich für beide Seiten zur vollen Zufriedenheit. Mauritzon bedrängte sie nicht und bestand nicht

241

darauf, sie öfter zu sehen, als sie es wollte, sodass sie sich ein-oder zweimal in der Woche trafen. Er war ihr gegenüber rücksichtsvoll und fürsorglich, und sie waren gern zusammen. Sie behandelte ihn ebenso rücksichtsvoll. Er hielt sich beispielsweise sehr bedeckt, wenn es darum ging, was er beruflich machte und wie er sein Geld verdiente, aber obwohl sie sich des Öfteren Gedanken darüber machte, zeigte sie ihre Neugier doch nie. Sie wollte verhindern, dass er sich zu sehr in ihr Leben mischte, vor allem was Mona betraf, und achtete deshalb penibel darauf, sich ihrerseits nicht in seine Angelegenheiten einzumischen. Wie sie selbst schien auch er nicht besonders eifersüchtig zu sein. Entweder begriff er, dass er ihr einziger Liebhaber war, oder es war ihm egal, ob sie mit anderen schlief, und er fragte sie auch nie nach ihren früheren sexuellen Erfahrungen. Im Verlauf des Herbstes gingen sie immer seltener aus, um sich zu amüsieren, sondern blieben lieber bei ihm zu Hause, aben etwas Gutes, tranken ein wenig und verbrachten den größten Teil ihrer gemeinsamen Abende und Nächte im Bett. Ab und zu war Mauritzon auf einer Geschäftsreise, sprach aber nicht darüber, wohin er reiste und um welche Art von Geschäften es ging. Monita war klug genug, schon bald zu verstehen, dass er irgendwelchen kriminellen Machenschaften nachging, und da sie glaubte, dass Mauritzon ein im Grunde sympathischer und ehrenwerter Mensch war, nahm sie an, dass es sich um Delikte handelte, bei denen keine Menschen zu Schaden kamen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass er stahl, außer vielleicht von den Reichen, um den Armen zu geben, wie Robin Hood, oder dass er in Verbrechen wie Menschenhandel oder den Verkauf von Rauschgift an Kinder verwickelt war. Wenn es sich ergab, ließ sie ihm gegenüber durchblicken, dass sie keine moralischen Bedenken hinsichtlich einer Kriminalität hatte, die sich gegen Wucherer und Profiteure oder die Ausbeutergesellschaft als

143

solche richtete, um ihn auf die Art zu bewegen, ihr eins seiner Geheimnisse zu verraten.

Kurz vor "Weihnachten sah Mauritzon sich gezwungen, Monita einen gewissen Einblick in seine Aktivitäten zu geben. In der Weihnachtszeit herrschte auch in Mauritzons Branche große Hektik, und er hatte in seinem Eifer, sich keine Gelegenheit zur Geldeinnahme entgehen zu lassen, so viele Aufträge angenommen, dass er sie alleine nicht bewältigen konnte. Es war schlicht unmöglich, sich am zweiten Weihnachtstag für eine sehr komplizierte Transaktion, die seine persönliche Anwesenheit erforderte, in Hamburg aufzuhalten und am

selben Tag eine Lieferung auf dem Flughafen Fornebu vor den Toren Oslos zu übergeben. Da Monita wie üblich Weihnachten in Oslo feiern würde, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sie zu bitten, als Stellvertreterin und Kurier zu agieren. Der Auftrag war zwar nicht besonders riskant, aber die Arrangements rund um die Übergabe der Ware waren so merkwürdig und kompliziert, dass er ihr beim besten Willen nicht einreden konnte, es handele sich um ein normales Weihnachtsgeschenk. Er gab ihr ausführliche Anweisungen, und da er wusste, dass sie dem Rauschgifthandel negativ gegenüberstand, ließ er sie in dem Glauben, das Paket enthalte gefälschte Formulare, die bei einem Postraub benutzt werden sollten.

Monita hatte nichts dagegen, seine Assistentin zu spielen, und erledigte den Auftrag ohne Komplikationen. Sie bekam ihre Reisekosten erstattet und darüber hinaus ein Honorar von einigen hundert Kronen.

Dieses leicht verdiente und dringend benötigte zusätzliche Einkommen hätte sie eigentlich auf den Geschmack bringen müssen, aber nachdem sie ein wenig Zeit zum Nachdenken gehabt hatte, war ihre Einstellung zwiespältig, was mögliche Operationen ähnlicher Art in der Zukunft betraf.

243

Sie hatte zwar nichts gegen das Geld, aber wenn sie schon Kopf und Kragen riskierte, wollte sie wenigstens wissen, warum sie es tat. Sie bereute, nicht nachgesehen zu haben, was das Paket enthielt, und hegte den Verdacht, dass Mauritzon sie hereingelegt hatte. Sie beschloss, sich zu weigern, den Boten für ihn zu spielen, falls er sie erneut darum bat. Sie hatte keine Lust, mit mysteriösen Paketen herumzulaufen, die alles von Opium bis Zeitbomben enthalten konnten.

Mauritzon musste ihre Einstellung instinkтив erfasst haben, denn er bat sie um keine weiteren Gefälligkeiten. Sein Verhalten war unverändert, aber im Laufe der Zeit entdeckte sie Seiten an ihm, die ihr vorher nicht aufgefallen waren. Sie merkte, dass er sie anlog, völlig unnötig, da sie ihn nie fragte, was er machte, wenn sie nicht zusammen waren, und nie versuchte, ihn zu zwingen, ihr Rede und Antwort zu stehen. Außerdem ahnte sie allmählich, dass er keineswegs ein Gentlemandieb war, sondern ein Kleinunternehmer in der Verbrechensbranche, der für Geld so ziemlich alles machte.

In den ersten Monaten des Jahres trafen sie sich nicht besonders oft, was weniger an Monitas zunehmendem Scharfblick lag als daran, dass Mauritzon viel zu tun hatte und oft auf Reisen war.

Monita glaubte nicht, dass er sie leid war; wenn er einen freien Abend hatte, wollte er ihn am liebsten mit ihr verbringen. Ein einziges Mal bekam er Besuch, als sie bei ihm war. Es war an einem Abend Anfang März, und die Besucher, die Mohrén und Malmström hießen und etwas jünger waren als Mauritzon, schienen Geschäftsfreunde zu sein. Ihr hatte vor allem der eine der beiden gut gefallen, aber sie war ihnen nie mehr begegnet.

Für Monita entwickelte sich der Winter 1972 zu einer düsteren Zeit. Das Restaurant, in dem sie arbeitete, wechselte den Besitzer,

145

wurde zu einer Kneipe umgebaut und verlor seine alten Gäste, ohne neue anzulocken, weshalb man die Angestellten schließlich entließ und aus dem Lokal eine Bingohalle machte. Sie war mal wieder arbeitslos und fühlte sich einsamer als je zuvor, da Mona jetzt in der Woche tagsüber im Kindergarten war und an den Wochenenden mit ihren Freundinnen spielte. Es ärgerte sie, dass sie Mauritzon nicht den Laufpass gegeben hatte, aber am meisten ärgerte sie sich eigentlich über ihn, wenn er nicht da war. Wenn sie sich trafen, fühlte sie sich in seiner Gesellschaft recht wohl, und dass er unübersehbar verliebt in sie war, schmeichelte ihr. Außerdem war er, abgesehen von Mona, der Einzige, der sie zu brauchen schien.

Jetzt, da sie tagsüber nichts zu tun hatte, ging sie manchmal zu seiner Wohnung in der Armfelsgatan, wenn sie wusste, dass er nicht zu Hause war. Sie saß dort gern und las oder hörte Schallplatten oder ging einfach nur zwischen seinen Sachen umher, die ihr immer noch so fremd erschienen, obwohl sie sich doch mittlerweile an sie gewöhnt haben sollte. Abgesehen von ein paar Büchern und Platten gab es in seiner Wohnung nichts, was sie sich jemals in ihr eigenes Zuhause gestellt hätte, aber dennoch fühlte sie sich dort auf seltsame Weise wohl. Er hatte ihr nie einen Schlüssel zu seiner Wohnung gegeben, aber sie hatte sich einen Zweitschlüssel anfertigen lassen, als er ihr einmal seinen geliehen hatte. Es war der einzige Einbruch in seine Privatsphäre gewesen, und am Anfang hatte sie deshalb ein schlechtes Gewissen gehabt.

Sie achtete stets sorgfältig darauf, dass nichts ihren Aufenthalt in seiner Wohnung verriet, und ging nur hin, wenn sie genau wusste, dass er verreist war. Sie fragte sich, wie er reagieren würde, wenn er davon wüsste. Natürlich stöberte sie gelegentlich in seinen Sachen, hatte aber nie etwas gefunden, das ihr sonderlich belastend erschien wäre. Sie hatte sich den

245

Schlüssel nicht besorgt, um herumzuschnüffeln, sondern um dort sein zu können, ohne dass irgendwer davon wusste. Nicht dass jemand nach ihr gesucht oder sich dafür interessiert hätte, wo sie sich aufhielt, aber es gab ihr trotzdem ein Gefühl von Unerreichbarkeit und Souveränität, das sie daran erinnerte, wie es war, wenn sie als Kind Verstecken spielten und sie ein so gutes Versteck gefunden hatte, dass kein Mensch auf der Welt sie jemals finden würde. Hätte sie ihn gefragt, hätte er ihr vermutlich einen Schlüssel gegeben, aber dann wäre alles kaputt gewesen.

Eines Tages Mitte April, als Monita ungewöhnlich rastlos und unruhig war, ging sie zu der Wohnung in der Armfelsgatan. Sie würde in Mauritzons hässlichstem und schönstem Sessel sitzen, Vivaldi auflegen und hoffen, dass sich dieses eigentümliche Gefühl von Frieden und

völliger Unerreichbarkeit einstellte. Mauritzon war in Spanien und würde erst am nächsten Tag heimkehren.

Sie hängte Mantel und Schultertasche an einen Haken im Flur, nahm Zigaretten und Streichhölzer aus der Tasche und ging ins Wohnzimmer. Es hatte sich nicht verändert und war wie immer sauber und aufgeräumt. Mauritzon putzte seine Wohnung selbst, und zu Anfang ihrer Bekanntschaft hatte sie ihn gefragt, warum er keine Putzfrau anstelle, worauf er geantwortet hatte, er putze gern und habe keine Lust, dieses Vergnügen jemand anderem zu überlassen.

Sie legte Zigaretten und Streichhölzer auf die breite Armlehne des Sessels, ging ins andere Zimmer und machte den Plattenspieler an. Sie legte «Die vier Jahreszeiten» auf, und während sie den ersten Tönen des Frühlings lauschte, holte sie eine Untertasse aus dem Küchenschrank und stellte sie auf die Armlehne. Sie dachte daran, wie erbärmlich ihre Beziehung zu Mauritzon war. Sie kannten sich seit einem Jahr, und ihr Verhältnis zuein

146

ander war in dieser Zeit weder inniger noch reifer geworden, eher im Gegenteil. Sie konnte sich nicht erinnern, worüber sie sich bei ihren Treffen unterhielten, wahrscheinlich, weil sie nie über etwas Wichtiges sprachen. Wenn sie in ihrem Lieblingsessel saß und das Bücherregal mit den vielen albernen kleinen Eimerchen und Vasen betrachtete, fand sie, dass er eine ungewöhnlich lächerliche Gestalt war, und fragte sich zum hundertsten Mal, warum sie ihm nicht den Laufpass gab und sich einen anständigen Mann suchte.

Sie zündete sich eine Zigarette an, blies den Rauch in einem schmalen Strahl zur Decke und dachte, dass sie aufhören musste, an diese Witzfigur zu denken, bevor sie wirklich schlechte Laune bekam.

Sie machte es sich im Sessel bequem, schloss die Augen und versuchte, das Denken abzuschalten, während sie die Hand mit der Zigarette sachte im Takt der Musik bewegte. Mitten im Largo stieß sie den Aschenbecher an, der auf den Fußboden fiel und zerbrach.

«So ein Mist», murmelte sie.

Sie stand auf und ging in die Küche.

Sie öffnete den Unterschrank der Spüle und tastete nach dem Handfeger, der normalerweise rechts neben der Mülltüte hing. Er war nicht da, und sie ging in die Hocke und lugte in den Schrank hinein. Der Handfeger lag auf dem Boden, und als sie sich nach ihm streckte, fiel ihr Blick auf eine Aktentasche, die hinter der Mülltüte stand. Die Aktentasche war alt und abgewetzt, und Monita hatte sie noch nie gesehen. Er hatte sie dort sicher abgestellt, um sie in den Müllraum hinunterzutragen, da sie vermutlich nicht in den Müllschlucker passte. Dann entdeckte sie, dass eine dicke Schnur viele Male um die Aktentasche geschlungen und an mehreren Stellen fest verknotet war.

146

Sie hob die Tasche heraus und stellte sie auf den Küchenfußboden. Sie war schwer.

Jetzt war sie neugierig. Sie löste die Knoten vorsichtig, versuchte sich aber zu merken, wie sie geknüpft waren. Sie wickelte die Schnur ab und öffnete die Aktentasche.

Sie war voller Steine; schwarze, flache Schieferstücke, die ihr vage bekannt vorkamen und die sie erst kürzlich irgendwo gesehen zu haben glaubte.

Sie runzelte die Stirn, richtete sich auf und warf die Zigarettenkippe in den Ausguss, während sie nachdenklich die Aktentasche anstarrte.

Warum hatte er eine alte Aktentasche voller Steine gestopft, fest verschniürt und in den Schrank gestellt?

Sie sah sich die Aktentasche genauer an. Sie war aus echtem Leder und mit Sicherheit schön und ziemlich teuer gewesen, als sie neu war. Sie warf einen Blick auf die Innenseite des Schlosses. Kein Name. Ihr fiel etwas Merkwürdiges auf; jemand hatte alle vier Ecken am Boden mit einem scharfen Messer oder einer Rasierklinge abgeschnitten, und zwar erst kürzlich, denn die Schnittflächen im braunen Leder waren noch ganz frisch. Plötzlich begriff sie, was er mit der Aktentasche vorhatte. Er wollte sie im Meer versenken! Naja, zumindest im Strömmen. Aber warum? Sie bückte sich und begann, die Tasche auszupacken, und während sie die Steine in einem Haufen auf dem Fußboden aufschichtete, fiel ihr auch wieder ein, wo sie solche Schieferstücke gesehen hatte. Unten im Hauseingang, vor der Tür zum Hof, lag ein Stapel Schieferplatten, mit denen der Hof hinter dem Haus gepflastert werden sollte. Dort musste er sich die Bruchstücke geholt haben.

Als sie dachte, sie hätte die Tasche bald geleert, spürte sie etwas Hartes und Glattes unter den Fingerspitzen. Sie hob den Gegen

147

stand hoch, hielt ihn in der Hand und musterte ihn, während allmählich ein Gedanke, der schon lange in den hintersten Winkeln ihres Bewusstseins gegärt hatte, Gestalt annahm. Hier hatte sie vielleicht die Lösung; in diesem glänzenden stählernen Ding lag vielleicht die Freiheit, von der sie geträumt hatte.

Die Pistole war ungefähr zwanzig Zentimeter lang, hatte einen kräftigen Lauf und einen massiven Kolben, und auf dem blanken, blauschimmernden Stahl über dem Abzugsbügel stand ein Name eingraviert: *Llama*. Sie wog die Waffe in der Hand. Sie war schwer. Monita ging in den Flur und legte die Pistole in ihre Tasche. Dann kehrte sie in die Küche zurück, packte alle Steine in die Tasche zurück, umwickelte sie mit der Schnur, versuchte sie so zu verknoten wie zuvor und stellte die Aktentasche wieder in den Schrank zurück.

Anschließend nahm sie den Handfeger, kehrte die Scherben im Wohnzimmer auf, ging in den Hausflur und kippte sie in den Müllschlucker. Als sie wieder hereinkam, schaltete sie den Plattenspieler ab, stellte die Platte an ihren Platz zurück und ging in die Küche, wo sie

die Kippe aus dem Ausguss fischte und in der Toilette hinunterspülte. Sie zog ihren Mantel an, machte ihre Tasche zu und hängte sie sich über die Schulter, und ehe sie die Wohnung verließ, drehte sie eine Runde durch die Zimmer, um zu kontrollieren, dass alles so war, wie es sein sollte. Sie vergewisserte sich, dass der Schlüssel in der Tasche lag, ehe sie die Tür zuschlug und die Treppen hinabließ. Sobald sie zu Hause war, würde sie nachdenken.

148

25

Gunvald Larsson stand am Freitag, dem 7. Juli, sehr früh am Morgen auf. Zwar nicht bei Sonnenaufgang, aber das wäre auch ein wenig übertrieben gewesen. Namenstag hatte laut Kalender an diesem Tag jeder, der Klas hieß, und die Sonne zeigte sich bereits elf Minuten vor drei über dem Horizont von Stockholm.

Um halb sieben hatte er geduscht, gefrühstückt und sich angezogen, und eine halbe Stunde später stand er bereits auf der Treppe des Reihenhauses am Sängarvägen in Sollentuna, das Einar Rönn vier Tage zuvor besucht hatte. Alles würde an diesem Freitag passieren. Mauritzon würde sich erneut mit Bulldozer Olsson konfrontiert sehen, diesmal allerdings in hoffentlich weniger herzlicher Atmosphäre. Außerdem war unter Umständen der Moment gekommen, Malmström und Mohren zu schnappen und ihren großen Coup zu vereiteln. Doch ehe die Sonderkommission in Aktion trat, gedachte Gunvald Larsson ein kleines Problem zu lösen, das ihn die ganze Woche irritiert hatte. In einem größeren Zusammenhang betrachtet, war es eine Bagatelle, aber eben eine, die ihn nervte. Er wollte sie aus der Welt schaffen und sich außerdem beweisen, dass er zu einer richtigen Schlussfolgerung gekommen war. Sten Sjögren war nicht bei Sonnenaufgang aufgestanden. Es dauerte, bis er, gähnend und am Bademantelgürtel herumfummelnd, öffnete.

Gunvald Larsson war nicht unfreundlich, kam aber sehr direkt zur Sache. «Sie haben die Polizei belogen», sagte er. «Habe ich?»

148

«Vor einer Woche haben Sie zweimal einen Bankräuber beschrieben, der auf den ersten Blick eine Frau zu sein schien. Außerdem haben Sie sich ausführlich über ein Auto ausgelassen, das besagte Person auf ihrer Flucht benutzt haben soll, und von zwei Männern, die ebenfalls in dem Wagen saßen, einem Renault 16.» «Das stimmt.»

«Und letzten Montag haben Sie die gleiche Geschichte Wort für Wort wiederholt. In Anwesenheit eines Ersten Kriminalassistenten, der hier war und sich mit Ihnen unterhalten hat.» «Das stimmt auch.»

«Des Weiteren stimmt, dass fast alles gelogen war.»

«Ich habe diese blonde Person wirklich beschrieben, so gut ich konnte.»

«Ja, weil Sie wussten, dass andere den Bankräuber auch gesehen hatten. Sie waren zudem clever genug, sich auszurechnen, dass

die Überwachungskamera in der Bankfiliale wahrscheinlich alles auf Film aufgenommen hatte.»

«Aber ich glaube wirklich, dass es eine Frau war.»

«Und warum?»

«Ich weiß es nicht. Man hat doch einen gewissen Instinkt, wenn es um Frauen geht.»

«Nun hat sich dieser Instinkt aber möglicherweise geirrt. Aber deshalb bin ich nicht hier. Ich will, dass Sie zugeben, die Geschichte von dem Auto und den beiden Männern frei erfunden zu haben.» «Warum wollen Sie das?»

«Meine Gründe tun hier nichts zur Sache. Sie sind übrigens rein privater Natur.»

Sjögren war nun nicht mehr so verschlafen. Er sah Gunvald Larsson fragend an und sagte langsam:

«Soweit ich weiß, ist es kein Verbrechen, unvollständige oder

149

falsche Aussagen zu machen, solange man nicht unter Eid steht.»

«Völlig richtig.»

«Aber wenn das stimmt, dann ist dieses Gespräch sinnlos.» «Nicht für mich. Ich möchte die Sache gern überprüfen. Wir können ja sagen, dass ich zu einer gewissen Schlussfolgerung gekommen bin und wissen will, ob ich richtig liege.» «Und wie lautet diese Schlussfolgerung?» «Dass Sie der Polizei den Bären nicht zu Ihrem eigenen Vorteil aufgebunden haben.»

«Es gibt schon genug, die in dieser Gesellschaft nur an ihren eigenen Vorteil denken.» «Sie nicht?»

«Ich versuche es jedenfalls zu vermeiden. Viele verstehen das nicht. Zum Beispiel meine Frau. Deshalb habe ich jetzt keine Frau mehr.»

«Sie finden es also richtig, Banken auszurauben, und halten die Polizei für den natürlichen Feind des Volkes?» «Etwas in der Art könnte man denken. Obwohl es nicht ganz so einfach ist.»

«Eine Bank auszurauben und einen Sportlehrer zu erschießen ist keine politische Tat.»

«Nein, nicht hier und jetzt. Aber man kann es ideologisch sehen.

Außerdem gibt es auch noch die historische Perspektive. Manchmal haben Banküberfälle klare politische Motive gehabt. Während der Revolution in Irland zum Beispiel. Aber der Protest kann auch unbewusst sein.»

«Wollen Sie damit sagen, dass man gewöhnliche Kriminelle als eine Art Revolutionäre betrachten kann?» «Das ist ein interessanter Gedanke», erwiderte Sjögren. «Aber auch prominente sogenannte Sozialisten lehnen ihn ab. Lesen Sie Artur Lundkvist?»

149

«Nein.»

Gunvald Larsson las meistens Jules Regis und ähnliche Autoren. Derzeit pflügte er sich durch die Werke S.A. Duses. Das hatte allerdings nichts

mit der Sache zu tun. Seine literarischen Gewohnheiten wurden von einem Unterhaltungsbedürfnis diktiert, er hatte kein Verlangen nach Bücherwissen. «Lundkvist hat doch den Leninpriis bekommen», sagte Sten Sjögren. «In einer Anthologie mit dem Titel <Ein sozialistischer Mensch> schreibt er ungefähr, ich zitiere frei: Manchmal geht es so weit, dass Verbrecher dargestellt werden, als verkörperten sie einen bewussten Protest gegen die Missstände, fast wie eine Art Revolutionäre ... etwas, das gerade in einem sozialistischen Land nicht toleriert würde.»

«Weiter», sagte Gunvald Larsson.

«Ende des freien Zitats», erklärte Sjögren. «In meinen Augen ist der ganze Gedankengang idiotisch. Erstens können Menschen dazu getrieben werden, gegen Missstände zu protestieren, ohne ein ideologisches Bewusstsein zu haben. Und zweitens, ich meine, der Sache mit den sozialistischen Ländern fehlt doch jedes Fünkchen Logik. Warum zum Teufel sollten die Leute sich selbst berauben?»

Gunvald Larsson schwieg längere Zeit. Schließlich sagte er:

«Es gibt also keinen beigeblauenen Renault?»

«Nein.»

«Nein? Auch keinen unnatürlich blassen Fahrer in einem weißen T-Shirt oder einen schwarzgekleideten Typen, der wie Harpo Marx aussah?»

«Nein.»

Gunvald Larsson nickte vor sich hin. Dann legte er los: «Nun ist es aber so, dass wir den Bankräuber anscheinend gefunden haben. Und er ist kein unbewusster Revolutionär, sondern eine miese Ratte, die am Kapitalismus schmarotzt und davon

150

gelebt hat, Drogen und Pornos zu verhökern, und immer nur an ihren Profit gedacht hat. Will sagen, ihren eigenen Vorteil. Außerdem hat der Kerl auf der Stelle seine Kumpels verpfiffen, um die eigene Haut zu retten.» Sjögren zuckte mit den Schultern.

«Von denen gibt es auch viele», meinte er. «Aber wer die Bank ausgeraubt hat, ist auf jeden Fall eine Art Underdog, wenn Sie verstehen, was ich meine.»

«Ich verstehe genau, was Sie meinen.»

«Wie haben Sie das herausgefunden?»

«Denken Sie nach», erwiederte Gunvald Larsson. «Versetzen Sie sich in meine Situation.»

«Wie zum Teufel konnten Sie nur Polizist werden», sagte Sjögren.

«Reiner Zufall. Eigentlich bin ich Seemann. Außerdem ist das lange her, und damals machte vieles einen anderen Eindruck.

Aber das tut hier nichts zur Sache. Jetzt habe ich erfahren, was ich wissen wollte.»

«War das alles?»

«Allerdings. Auf Wiedersehen.»

«Auf Wiedersehen», sagte Sjögren. «Tschüs.»

Er sah wirklich verblüfft aus, aber das konnte Gunvald Larsson

nicht sehen, da er schon aus dem Haus war, und so hörte er auch nicht Sjögrens abschließende Worte:

«Ich bin mir jedenfalls sicher, dass es eine Frau war.»

Am selben frühen Morgen stand Frau Svea Mauritzon in ihrer Küche in der Pilgatan in Jönköping und backte, denn der verlorene Sohn war heimgekehrt und sollte mit frischen Zimtschnecken zum Morgenkaffee bewirtet werden. Sie schwebte in glücklicher Unwissenheit darüber, mit welchen Worten man zeitgleich in einem dreihundert Kilometer entfernten

151

Reihenhaus über ihren Sohn sprach, aber wenn sie gehört hätte, dass jemand ihren Liebling Ratte nannte, hätte sie der betreffenden Person unverzüglich eins mit dem Nudelholz übergebraten.

Das Schrillen der Türklingel durchschnitt den morgendlichen Frieden, und sie stellte das Blech mit den frischgebackenen Zimtschnecken auf die Spüle, wischte sich die Hände an der Schürze ab und eilte mit kurzen, schlurfenden Schritten in schlappenden Pantoffeln zur Tür. Sie sah auf der Pendeluhr, dass es erst halb acht war, und warf einen ängstlichen Blick auf die verschlossene Schlafzimmertür.

Ihr Sohn schlief dahinter; sie hatte die Couch im Wohnzimmer für ihn bezogen, aber die Pendeluhr hatte ihn gestört, und mitten in der Nacht hatte er sie geweckt, worauf sie den Schlafplatz getauscht hatten. Er war völlig überarbeitet, der arme Junge, und musste sich mal richtig ausschlafen. Sie selbst war fast taub und hörte die Pendeluhr gar nicht. Zwei großgewachsene Herren standen vor ihrer Tür. Sie verstand nicht jedes Wort, das sie sagten, aber sie waren hartnäckig und verlangten, umgehend ihren Sohn zu sprechen. Vergeblich versuchte sie ihnen zu erklären, dass es noch zu früh war und sie doch etwas später wiederkommen sollten, wenn er ausgeschlafen hatte.

Sie blieben unerbittlich und behaupteten, die Angelegenheit sei ungeheuer wichtig, und am Ende ging sie widerwillig zu ihrem Sohn hinein und weckte ihn sanft. Er stützte sich auf den Ellbogen, sah zur Uhr auf dem Nachttisch und sagte empört: «Spinnst du? Musst du mich mitten in der Nacht wecken? Ich hab dir doch gesagt, dass ich mich ausschlafen muss.» Sie sah ihn unglücklich an.

«Da sind zwei Herren, die dich sprechen möchten», erklärte sie.

151

«Was?», schrie er und sprang aus dem Bett. «Du hast sie doch hoffentlich nicht hereingelassen?»

Mauritzon begriff, dass Malmström und Mohren von seinem Verrat erfahren und herausgefunden hatten, wo er sich versteckte, und sich nun an ihm rächen wollten. Seine Mutter schüttelte den Kopf und sah ihn verwundert an, als er hastig in seine Kleider schlüpfte, ohne sich die Zeit zu nehmen, vorher den Pyjama auszuziehen, während er gleichzeitig durchs Zimmer rannte, seine verstreuten Habseligkeiten einsammelte und in seinen Koffer warf. «Was ist denn?», fragte sie ängstlich. Er

schloss den Koffer, packte sie am Arm und zischte: «Du musst sie abwimmeln! Sag ihnen, dass ich nicht hier bin. Sag ihnen, dass ich nach Australien verreist bin oder irgendwas!»

Sie hörte nicht, was er sagte, und entdeckte, dass ihr Hörgerät noch auf dem Nachttisch lag. Sie setzte es ein, während Mauritzon zur Tür schlich, das Ohr ans Türblatt legte und lauschte. Kein Mucks zu hören. Sie standen da draußen und warteten, womöglich hatten sie ihr ganzes Arsenal schussbereit. Seine Mutter kam zu ihm und flüsterte: «Was ist denn, Filip? Was sind das für Männer?» «Sorg einfach dafür, dass sie abhauen», wisperte er. «Sag ihnen, ich wäre ins Ausland verreist.» «Aber ich habe ihnen schon gesagt, dass du hier bist. Ich wusste doch nicht, dass du sie nicht sehen willst.»

Mauritzon knöpfte sein Jackett zu und nahm seine Tasche.

«Willst du schon gehen?», sagte seine Mutter enttäuscht. «Ich habe Teilchen gebacken. Zimtschnecken, die magst du doch so gern.»

Er drehte sich zu ihr um und sagte aufgebracht:

«Was quatschst du denn hier von Zimtschnecken, wenn»

152

Er verstummte und horchte in den Flur. Er hörte leises Stimmengemurmel. Jetzt kamen sie, um ihn zu holen. Oder ihn auf der Stelle zu liquidieren. Ihm brach der kalte Schweiß aus, und er schaute sich verzweifelt im Zimmer um. Seine Mutter wohnte im siebten Stock, das Fenster war als Fluchtweg also ausgeschlossen, und die einzige Tür des Zimmers führte zum Flur, in dem Malmström und Mohren warteten. Er ging zu seiner Mutter, die verwirrt am Bett stand. «Geh raus», sagte er. «Sag ihnen, dass ich komme, aber dass es noch ein bisschen dauert. Versuch sie in die Küche zu locken. Biete ihnen Zimtschnecken an. Beeil dich. Los!» Er schob sie zur Tür und stellte sich mit dem Rücken an die Wand. Als sie gegangen war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, presste er das Ohr an die Tür. Er hörte Stimmen und nach einer Weile schwere, näherkommende Schritte, und als sie vor der Tür stehenblieben, statt zu den Zimtschnecken in der Küche weiterzugehen, wie er gehofft hatte, wusste er plötzlich, was mit der Redewendung, nach der sich einem alle Haare sträuben, eigentlich gemeint war.

Stille. Ein metallisches Geräusch, möglicherweise ein Magazin, das in eine Pistole gesteckt wurde. Ein Räuspern. Ein festes Klopfen und eine Stimme, die sagte:

«Kommen Sie jetzt raus, Mauritzon. Hier ist die Kriminalpolizei.»

Mauritzon öffnete die Tür und fiel mit einem Stöhnen der Erleichterung fast kopfüber Kriminalassistent Högflygt von der Kripo Jönköping in die Arme, der die Handschellen bereithielt.

Eine halbe Stunde später saß er mit einer großen Tüte Zimtschnecken auf dem Schoß im Flugzeug nach Stockholm. Die Handschellen waren ihm erspart geblieben, nachdem er Högflygt von seinem Willen zur Zusammenarbeit überzeugt hatte.

Er mampfte Zimtschnecken, blickte auf die sonnenbeschienene Landschaft Östergötlands hinab und war trotz allem ziemlich zufrieden mit seinem Leben.

Ab und zu hielt er die Tüte seinem Reisebegleiter hin, der mit jedem Mal verbissener den Kopf schüttelte, denn Kriminalassistent Högflygt litt an Flugangst und fühlte sich gar nicht gut. Die Maschine landete planmäßig fünf vor halb zehn auf dem Flughafen Bromma, und zwanzig Minuten später befand sich Mauritzon erneut im Polizeipräsidium auf Kungsholmen. Während der Autofahrt hatte er ängstlich darüber spekuliert, was Bulldozer jetzt wohl im Visier hatte, und das befreende Gefühl der Erleichterung, das seinem schockartigen Erwachen am Morgen gefolgt war, hatte sich verflüchtigt und war bösen Vorahnungen gewichen.

Ungeduldig erwartete Bulldozer Olsson mit einem ausgewählten Teil seiner Sonderkommission, bestehend aus Einar Rönn und Gunvald Larsson, Mauritzons Ankunft. Die übrigen Mitglieder der Gruppe waren unter Kollbergs Leitung dabei, die für den Nachmittag geplante Aktion gegen die Mohren-Bande zu organisieren, ein kompliziertes Manöver, das minutiöse Planung erforderte.

Bulldozer wäre vor Freude fast verrückt geworden, als man ihm von dem Fund in dem Schutzraum erzählte, und in der Nacht hatte er vor Aufregung und Vorfreude auf den großen Tag kein Auge zugemacht. Mauritzon hatte er schon in der Tasche, genau wie Mohren und Konsorten, sobald sie ihren großen Coup zu landen versuchten. Geschah das nicht diesen Freitag, würde es mit Sicherheit am nächsten passieren, und in dem Fall konnte man die heutige Operation immer noch als nützliche Generalprobe betrachten. Wenn er erst einmal die ganze Mohren-Bande hinter Schloss und Riegel hatte, würde es sicher nicht mehr lange dauern, bis ihm auch Werner Roos ins Netz ging.

Bulldozers rosig schimmernde Träume wurden vom Klingeln des Telefons unterbrochen, und er riss den Hörer an sich, lauschte drei Sekunden und rief fröhlich: «Her mit ihm, aber sofort!» Er knallte den Hörer auf die Gabel, klatschte in die Hände und sagte energisch:

«Meine Herren, er ist im Anmarsch. Sind wir bereit?» Gunvald Larsson brummte, und Rönn sagte ohne größeren Enthusiasmus: «Jau.» Er wusste, dass seine und Gunvald Larssons Hauptaufgabe darin bestand, Zuhörer zu spielen. Bulldozer liebte es, vor Publikum zu agieren, und die heutige Vorstellung gehörte zweifellos ihm. Er spielte nicht nur die Hauptrolle, sondern war auch der Regisseur und hatte unter anderem die Stühle seiner Mitspieler sicher fünfzehnmal umgestellt, ehe er zufrieden war. Jetzt saß er auf dem Hochsitz hinter dem Schreibtisch, Gunvald Larsson in der Ecke am Fenster und Rönn am Tischende zu

seiner Rechten. Mauritzons Stuhl befand sich gegenüber von Bulldozers, jedoch so weit vom Tisch weggerückt, dass er mitten im Zimmer stand. Gunvald Larsson stocherte mit einem abgebrochenen Streichholz in seinen Zähnen herum, während er verstohlene Blicke auf Bulldozers sommerlich heitere Kleidung warf: senfgelber Anzug, blau-weiß gestreiftes Hemd und eine Krawatte mit einem Muster aus grünen Margeriten auf orangefarbenem Grund.

Es kloppte an der Tür, und Mauritzon wurde hereingeführt. Mittlerweile war er ziemlich besorgt und wurde nicht gerade ruhiger, als er die inzwischen so vertrauten Gesichter in Bulldozers Zimmer sah. Lauter grimmige Mienen. Dass der große Blonde, Larsson oder wie er hieß, keine sonder

154

lieh herzlichen Gefühle für ihn hegte, hatte er längst begriffen, und der Nordschwede mit der Säufernase war eigentlich immer mürrisch, aber es verhieß nichts Gutes, dass sogar Bulldozer, der bei ihrer letzten Begegnung freundlich wie ein Weihnachtsmann an Heiligabend gewesen war, ihn nun mit harschem Missfallen betrachtete.

Mauritzon setzte sich auf den ihm zugewiesenen Stuhl, sah sich im Zimmer um und sagte: «Guten Tag.»

Niemand erwiderte seinen Gruß, und er fuhr fort: «In den Papieren, die ich von Ihnen bekommen habe, Herr Staatsanwalt, stand nichts davon, dass ich die Stadt nicht verlassen durfte, und soweit ich weiß, war nichts dergleichen Bestandteil unserer Übereinkunft.»

Bulldozer hob die Augenbrauen, und Mauritzon beeilte sich hinzuzufügen:

«Aber ich bin natürlich gerne zu Diensten, wenn ich kann.» Bulldozer beugte sich nach vorn, faltete die Hände vor sich auf der Tischplatte, sah ihn einen Moment an und sagte dann mit samtener Stimme: «Soso, Herr Mauritzon ist gerne zu Diensten. Das ist natürlich äußerst freundlich von Ihnen, Herr Mauritzon, aber jetzt werden Sie, Herr Mauritzon, uns keine Dienste mehr erweisen müssen. Nein, jetzt sind wir an der Reihe, Ihnen, Herr Mauritzon, einen Dienst zu erweisen. Sie sind uns gegenüber nicht ganz ehrlich gewesen, nicht wahr, Herr Mauritzon? Uns ist bewusst, wie sehr Sie das bedrücken muss, Herr Mauritzon, und deshalb haben wir uns die Mühe gemacht, diese kleine Zusammenkunft zu arrangieren, damit Sie, Herr Mauritzon, uns hier in aller Ruhe Ihr Herz ausschütten können.» Mauritzon sah Bulldozer unsicher an und sagte: «Ich verstehe nicht...»

154

«Nicht? Haben Sie etwa gar nicht das Bedürfnis, uns Ihr Herz auszuschütten, Herr Mauritzon?» «Ich ... verstehe nicht, worum es dabei gehen sollte.» «Wirklich nicht? Und wenn ich nun sage, dass es um letzten Freitag geht, verstehen Sie dann, Herr Mauritzon?» «Letzten Freitag?»

Mauritzons Blick flackerte, und er rutschte unruhig auf seinem Stuhl umher. Er sah von Bulldozer zu Rönn und wieder zu Bulldozer, begegnete Gunvald Larssons kaltem, porzellanblauem Blick und schaute schließlich zu Boden. Es war vollkommen still im Raum, bis Bulldozer weitersprach: «Freitag vor einer Woche, ja. Es kann doch nun wirklich nicht sein, dass Sie nicht mehr wissen, was Sie da gemacht haben, Herr Mauritzon? Zumindest können Sie nicht vergessen haben, welchen Schnitt Sie an dem Tag gemacht haben, nicht wahr, Herr Mauritzon? Neunzigtausend sind kein Pappenstiel, oder was meinen Sie, Herr Mauritzon?» «Was denn für neunzigtausend? Ich weiß nichts von irgendwelchen neunzigtausend.»

Mauritzon klang jetzt selbstsicherer, und Bulldozers Stimme war nicht mehr ganz so samtweich, als er sagte: «Sie haben natürlich nicht die geringste Ahnung, wovon ich spreche, was, Herr Mauritzon?»

Mauritzon schüttelte den Kopf.

«Nein, ich weiß es nicht», antwortete er.

«Möchten Sie vielleicht, dass ich mich klarer ausdrücke, Herr Mauritzon? Möchten Sie das, Herr Mauritzon?»

«Ja, das wäre nett», sagte Mauritzon demütig.

Gunvald Larsson richtete sich auf und sagte gereizt:

«Sitz da nicht rum und spiel uns was vor! Du weißt genau, worum es geht.»

«Sicher weiß er das», sagte Bulldozer gutmütig. «Herr Maurit
155

zon will uns nur zeigen, wie clever er ist. Das gehört dazu, aber es geht schnell vorbei. Man könnte sich natürlich vorstellen, dass es ihm nicht so leichtfällt, die richtigen Worte zu finden.» «Damit hatte er jedenfalls keine Probleme, als es darum ging, seine Kumpels zu verpfeifen», erwiderte Gunvald Larsson säuerlich.

«Nun, wir werden sehen», meinte Bulldozer.

Er lehnte sich nach vorn und stierte Mauritzon an. Dann sagte er:

«Du willst, dass ich mich klarer ausdrücke? Okay, dann werde ich es tun. Wir wissen nur zu gut, dass du letzten Freitag die Bank in der Hornsgatan ausgeraubt hast, und es hat überhaupt keinen Sinn, es zu leugnen, denn wir haben Beweise. Nun blieb es ja bedauerlicherweise nicht bei dem Raub, der an sich schon ernst genug gewesen wäre, und ich muss sicher nicht darauf hinweisen, dass du ziemlich in der Patsche steckst. Du kannst natürlich behaupten, dass du überrumpelt warst und nicht geschossen hast, um zu töten, aber das ändert nichts an den Tatsachen. Der Mann ist in jedem Fall tot.» Mauritzon war blass geworden, an seinem Haarsatz bildeten sich kleine Schweißperlen. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber Bulldozer sprach weiter.

«Ich hoffe, du siehst ein, wie ernst deine Situation ist und dass es keinen Sinn hat, Mätzchen zu machen, und damit alles nicht noch schlimmer

wird, dürfte es das Beste sein, du zeigst ein bisschen guten Willen. Ist das klar?»

Mauritzon schüttelte mit weit aufgerissenem Mund den Kopf und sagte schließlich stammelnd: «Ich ... ich weiß nicht, wovon ... wovon Sie reden.» Bulldozer stand auf und ging vor Mauritzon auf und ab. «Mein lieber Mauritzon, ich habe eine Engelsgeduld, wenn es sein muss, aber wenn es etwas gibt, was ich nur schwer ertragen

156

kann, dann ist es Dummheit», sagte er in einem Tonfall, der andeutete, dass selbst die unendlichste Geduld Grenzen hat. Mauritzon schüttelte weiter den Kopf, während Bulldozer, gravitätisch zwischen Schreibtisch und Mauritzon auf und ab schreitend, weitersprach:

«Ich finde, dass ich mich klar ausgedrückt habe, aber ich wiederhole mich gern: Wir wissen, dass du allein in die Bankfiliale in der Hornsgatan gegangen bist, einen Bankkunden erschossen hast und mit neunzigtausend Kronen in Scheinen entkommen bist. Das alles wissen wir, und es wird dir nichts nützen, es abzustreiten. Im Gegenteil. Aber du kannst deine Situation bis zu einem gewissen Grad - nicht viel, das gebe ich gerne zu - aber bis zu einem gewissen Grad verbessern, indem du ohne weiteres Herumdrucksen gestehst und ein bisschen guten Willen zeigst. Und den zeigst du am besten, wenn du uns deine Version der Ereignisse schilderst und uns sagst, was du mit dem Geld gemacht und wie du den Tatort verlassen hast und wer deine Komplizen gewesen sind. Na, habe ich mich klar genug ausgedrückt?»

Bulldozer brach seinen Spaziergang ab und ließ sich wieder hinter dem Schreibtisch nieder. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und warf erst einen Blick auf Rönn, dann auf Gunvald Larsson, als wollte er Beifall heischen. Rönn wirkte eher skeptisch, und Gunvald Larsson bohrte mit gedankenverlorener Miene in seiner Nase. Bulldozer, der angesichts dieser vorbildlich präzisen und psychologisch genauen Ausführungen bewundernde Gesichter erwartet hatte, dachte resigniert «Perlen vor die Säue» und wandte sich erneut Mauritzon zu. Der starzte ihn mit einer Mischung aus Misstrauen und panischer Angst an.

«Aber ich habe damit nichts zu tun», sagte er erregt. «Ich habe keinen blassen Schimmer von einem Bankraub.»

156

«Schluss mit dem Unsinn. Du hast gehört, was ich gesagt habe. Uns liegen Beweise vor.»

«Was denn für Beweise? Ich habe weder eine Bank ausgeraubt noch jemanden erschossen. Das ist doch alles völlig absurd.» Gunvald Larsson stand seufzend auf und stellte sich ans Fenster, mit dem Rücken zum Zimmer.

«Es ist sinnlos, sich mit so einem freundlich zu unterhalten», sagte er über die Schulter hinweg. «Eins auf die Schnauze ist das Einzige, was der kapiert.»

Bulldozer wedelte beruhigend mit der Hand in seine Richtung und sagte:

«Wart's ab, Gunvald.»

Er setzte die Ellbogen auf die Tischplatte, stützte das Kinn in die Hände und betrachtete Mauritzon mit bekümmter Miene. «Nun, Mauritzon, wie wollen wir es haben?» Mauritzon breitete die Hände aus.

«Aber ich habe es doch nicht getan. Ich verspreche es! Ich schwöre!» Bulldozer sah ihn weiter bekümmert an. Dann beugte er sich hinunter und zog die unterste Schublade seines Schreibtisches auf, während er sagte:

«Ja, ja, das sagst du. Aber ich behalte mir das Recht vor, an deinen Worten zu zweifeln.»

Er richtete sich wieder auf, warf die grüne Segeltuchtasche auf den Tisch und sah Mauritzon triumphierend an, der die Tasche mit einem verblüfften Gesichtsausdruck betrachtete.

«Wie du siehst, Mauritzon, haben wir alles hier.»

Er holte der Reihe nach die Sachen aus der Tasche und breitete sie auf dem Tisch aus.

«Die Perücke, das Hemd, die Brille, den Hut und, last but not least, die Pistole. Na, was sagt du jetzt?»

Mauritzon stierte die verschiedenen Gegenstände zunächst

157

verständnislos an, dann aber veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und er starrte auf den Tisch, während er langsam bleich wurde.

«Was ... was ist das?», stotterte er.

Seine Stimme trug nicht richtig, und er räusperte sich und wiederholte seine Frage.

Bulldozer warf ihm einen müden Blick zu und wandte sich an Rönn.

«Einar», sagte er. «Würdest du bitte mal nachsehen, ob die Zeugen gekommen sind.»

«Jau», sagte Rönn, stand auf und ging.

Er kehrte nach wenigen Minuten zurück, blieb in der Tür stehen und sagte:

«Jau.»

Bulldozer schoss vom Stuhl hoch.

«Schön», sagte er. «Dann kommen wir sofort.»

Rönn verschwand erneut. Bulldozer packte die Habseligkeiten wieder in die Tasche und sagte:

«Na los, Mauritzon, wir gehen in ein anderes Zimmer. Wir werden eine kleine Modenschau aufführen. Kommst du mit, Gunvald?»

Er stürzte mit der Tasche im Arm zur Tür. Gunvald Larsson folgte ihm und scheuchte Mauritzon unsanft vor sich her. Sie gingen in einen Raum im hinteren Teil des Flurs. Das Zimmer unterschied sich kaum von den übrigen Büros. Es gab darin einen Schreibtisch, Stühle, Aktenschränke und einen Schreibmaschinentisch. In die Wand war ein Spiegel eingelassen. Auf der anderen Seite der Wand funktionierte dieser Spiegel als Fenster, sodass man aus dem Nebenzimmer in den Raum sehen konnte, in dem sich Mauritzon nun mit Bulldozer und Gunvald Larsson aufhielt.

Einar Rönn stand an der Glasscheibe und sah zu, wie Bulldozer

158

Mauritzon dabei half, das blaue Hemd anzuziehen und die Perücke mit den langen blonden Haaren aufzusetzen, um ihm schließlich Hut und Sonnenbrille zu reichen. Mauritzon ging zum Spiegel und betrachtete erstaunt sein Abbild, während es für Rönn auf der anderen Seite ein unangenehmes Gefühl war, selbst unsichtbar dem anderen durch die Rückseite des Spiegels in die Augen zu sehen. Dann setzte Mauritzon die Brille und den Hut auf. Die Sachen schienen ihm perfekt zu passen. Rönn holte die erste Zeugin herein, die Hauptkassiererin der Bank in der Hornsgatan. Mauritzon stand mit der Tasche über der Schulter mitten im Raum, und als Bulldozer etwas zu ihm sagte, begann er, im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Kassiererin betrachtete ihn durch die Scheibe, dann sah sie Rönn an und nickte. «Sehen Sie genau hin», sagte Rönn.

«Natürlich ist sie das. Daran gibt es gar keinen Zweifel. Ich glaube, sie trug eine engere Hose, aber das ist der einzige Unterschied.»

«Sind Sie sicher?»

«O ja. Hundertprozentig.»

Der nächste Zeuge war der Filialleiter.

Er warf einen Blick auf Mauritzon.

«Das ist sie», sagte er mit Nachdruck.

«Sie müssen genau hinsehen», erläuterte Rönn. «Wir wollen jeden Irrtum ausschließen.»

Der Filialleiter betrachtete Mauritzon, der im Raum auf und ab spazierte, eine Weile.

«Doch, doch, ich erkenne sie wieder. Der Gang und die Körperhaltung und die Haare ... ja, ich bin mir vollkommen sicher. Schade um ein so süßes Mädel.»

Bulldozer widmete Mauritzon den restlichen Vormittag, brach die Vernehmung jedoch gegen ein Uhr ab, ohne dass es ihm

158

gelungen wäre, Mauritzon ein Geständnis abzuringen. Bulldozer rechnete jedoch fest damit, seinen Verteidigungsmechanismus bald zu brechen, und im Übrigen waren die Beweise gegen ihn völlig ausreichend.

Mauritzon bekam Gelegenheit, einen Anwalt anzurufen, und wurde anschließend in Erwartung des Haftprüfungsverfahrens in Gewahrsam genommen. Bulldozer war zufrieden mit seinem Vormittag, nahm in der Kantine auf die Schnelle ein Mittagessen zu sich, das aus gebratenem Hering und Kartoffelpüree bestand, und stürzte sich anschließend mit neuen Kräften auf die nächste Aufgabe: das Einfangen der Mohren-Bande.

Kollberg hatte ein hartes Stück Arbeit hinter sich. Starke Einsatzkräfte waren mobilisiert und an den beiden Hauptpunkten postiert worden, an denen man den Angriff erwartete: in der Rosenlundsgatan und der näheren Umgebung der Bank. Die mobilen Einsatzkräfte hatten Anweisung erhalten, sich im Umkreis dieser beiden Areale in Bereitschaft

zu halten, aber möglichst keine Aufmerksamkeit zu erregen. Auch an den Fluchtrouten befanden sich sicherheitshalber Fahrzeuge, die rasch den Fluchtweg absperren konnten, falls die Bankräuber wider Erwarten so weit kommen sollten. Im Polizeipräsidium auf Kungsholmen gab es kein einziges Motorrad mehr, Hof und Garage waren geräumt und sämtliche Fahrzeuge auf strategische Positionen in der Stadt verteilt. Bulldozer selbst würde sich zum kritischen Zeitpunkt im Polizeipräsidium aufhalten, wo er über Funk die Entwicklung der Ereignisse verfolgen und die am Coup beteiligten Männer in Empfang nehmen konnte, sobald sie gebracht wurden. Die Mitglieder der Sonderkommission würden sich, abgesehen von Rönn, dem man die Überwachung der Rosenlundsgatan übertragen hatte, in der Bank und ihrer näheren Umgebung aufhalten.

267

Als es zwei Uhr war, Heß sich Bulldozer in einem grauen Volvo Amazon mit ortsfremdem Kennzeichen zur Inspektion fahren. Auf den Straßen rund um die Rosenlundsgatan gab es möglicherweise ein paar Streifenwagen zu viel, aber im Umkreis der Bank war von einer Überwachung nichts zu merken und die Zahl der Polizeifahrzeuge nicht auffällig hoch. Rundum zufrieden mit den Vorbereitungen, fuhr Bulldozer in die Kungsholmsgatan zurück, um die kritische Uhrzeit abzuwarten. Es wurde 14.45 Uhr, aber in der Rosenlundsgatan blieb alles ruhig. Eine Minute später passierte ebenso wenig am Polizeipräsidium. Als die Bank auch um 14.50 Uhr nicht attackiert wurde, stand fest, dass dies nicht der Tag des großen Coups war. Bulldozer wartete sicherheitshalber bis halb vier, ehe er die Aktion abblies, die man nun als eine geglückte Generalprobe betrachten konnte.

Er rief die Sonderkommission zur Besprechung und Analyse der Operation zusammen, deren Konzeption und Details man bei Bedarf eine Woche lang justieren und korrigieren konnte. Sämtliche Anwesenden waren sich jedoch einig, dass alles plamäßig verlaufen war.

Jeder hatte seine Aufgabe zur Zufriedenheit erledigt. Das Zeitschema war eingehalten worden. Alle hatten sich zur richtigen Zeit am richtigen Ort befunden.

Es war nur der falsche Tag gewesen, aber in einer Woche würde das Ganze mit womöglich noch größerer Präzision und Effektivität wiederholt werden.

Hoffentlich würden sich dann auch Malmström und Mohren einfinden. An diesem Freitag traf ein, was alle am meisten gefürchtet hatten. Der Reichspolizeichef bildete sich ein, jemand habe vor,

159

den Botschafter der Vereinigten Staaten mit Eiern zu bewerfen. Die Botschaft selbst vielleicht mit Tomaten. Oder das Sternenbanner anzuzünden.

Der Staatsschutz war besorgt. Er lebte in einer Scheinwelt, in der es von gefährlichen Kommunisten, Bomben werfenden Anarchisten und Schlägern nur so wimmelte, die alle versuchten, die Gesellschaft ins

Verderben zu stürzen, indem sie gegen Einwegverpackungen und die Vandalisierung der städtischen Umwelt protestierten. Seine Informationen bezog der Staatsschutz zu einem Großteil von der Ustascha und anderen faschistischen Organisationen, mit denen er bis auf weiteres noch fröhlich zusammenarbeitete, um an Informationen über angebliche Aktivitäten der Linken zu kommen.

Der Reichspolizeichef persönlich war noch besorgter. Er wusste nämlich etwas, was bis jetzt nicht einmal der Staatsschutz mitbekommen hatte: Ronald Reagan war im Anmarsch. Der wenig populäre Gouverneur war bereits in Dänemark gesichtet worden, wo er mit der Königin zu Mittag gegessen hatte. Es ließ sich nicht ausschließen, dass er auch in Schweden aufkreuzte, und es war nicht gesagt, dass sich dieser Besuch geheim halten lassen würde.

Deshalb kam die für diesen Abend geplante Vietnam-Demonstration wirklich denkbar unpassend. Viele tausend Menschen waren empört über die Bombenteppiche auf Dämme und ungeschützte Dörfer in Nordvietnam, das nun aus Prestigegründen in die Steinzeit zurückgebombt werden sollte. Einige der Demonstranten versammelten sich auf dem Hakberget, wo früher die Kundgebungen zum i. Mai stattfanden. Man wollte eine Resolution verabschieden und anschließend versuchen, das Schreiben einem Hausmeister der amerikanischen Botschaft zu übergeben.

Das durfte nicht sein. Die Situation war sensibel, der Polizei-
160

Präsident nicht im Dienst und der Leiter der Schutzpolizei im Urlaub. Tausende Störenfriede hielten sich in bedrohlicher Nähe des sakrosanktesten Gebäudes der Stadt auf, des Glas-palasts der US-amerikanischen diplomatischen Vertretung. Der Reichspolizeichef traf in dieser Situation eine historische Entscheidung: Er würde persönlich dafür sorgen, dass die Demonstration friedlich verlief, indem er selbst den Demonstrationszug an einen unverfänglichen Ort führte, fort von der gefährlichen Nachbarschaft. Dieser ungefährliche Ort war der Humlegården, ein Park im Stadtzentrum. Dort würde man die verdammte Resolution verlesen, woraufhin die Demonstration aufgelöst werden konnte. Die Demonstranten waren friedfertig und ließen sich auf alles ein. Der Zug setzte sich auf dem Karlavägen Richtung Norden in Bewegung. Jeder diensttaugliche Polizist in Reichweite wurde mobilisiert, um die Operation zu überwachen.

So auch Gunvald Larsson, der plötzlich in einem Hubschrauber saß und auf die lange Reihe von Menschen mit Spruchbändern und FNL-Flaggen hinabstarre, die sich im Schneckentempo nordwärts bewegte. Er sah, was passierte, konnte aber nicht viel tun. Er hatte ohnehin keine große Lust.

An der Ecke Karlavägen und Sturegatan führte der Reichspolizeichef persönlich den Demonstrationszug in ein großes und ausgesprochen schlecht gelautes Fußballpublikum, das aus dem Stadion strömte,

teilweise angetrunken, vor allem aber unzufrieden nach einem schlechten Spiel. Das nun folgende Handgemenge erinnerte am ehesten an den Rückzug aus Waterloo oder den Besuch des Papstes in Jerusalem. Innerhalb von drei Minuten schlügen Polizisten aller Art auf alles und jeden ein, Fußballfans und Pazifisten wurden mit Schlagstockhieben überzogen, Motorradpolizisten und berittene Abteilungen drängten sich aus allen Richtungen in die verwirrte Menschenmenge.

161

Demonstranten und Fußballanhänger begannen, sich zu prügeln, ohne zu wissen, warum, und am Ende knüppelten die uniformierten Polizisten auch ihre Kollegen in Zivil nieder. Der Reichspolizeichef musste mit einem Hubschrauber in Sicherheit gebracht werden.

Allerdings nicht mit dem, in dem Gunvald Larsson saß, denn der hatte schon nach einer Minute gesagt:

«Fliegen Sie, verdammt nochmal, egal wohin, Hauptsache weit weg.» Hundert Menschen wurden festgenommen und weitaus mehr verletzt. Keiner von ihnen kannte den Grund.

Es herrschte Chaos in Stockholm.

Und der Reichspolizeichef sagte aus alter Gewohnheit:

«Davon darf nichts an die Öffentlichkeit dringen.»

26

Martin Beck ritt wieder. Geduckt und im gestreckten Galopp über eine Ebene und umgeben von Personen in Raglanmänteln. Vor sich sah er die russische Artilleriestellung, eine Geschützmündung lugte zwischen den Sandsäcken hervor und starrte ihn mit dem schwarzen Auge des Todes an. Er sah die Kugel direkt auf sich zukommen, sie wuchs und wurde immer größer, bis sie das ganze Blickfeld ausfüllte und das Bild schwarz wurde. Das musste Balaklawa sein. Dann stand er auf der Kommandobrücke der *Lions*. Die *Indefatigable* und die *Queen Mary* waren soeben explodiert und vom Meer verschlungen worden. Ein Läufer eilte heran und schrie: Die *Princess Royal* ist in die Luft geflogen! Beatty beugte sich vor und sagte mit ruhiger, lauter

271

Stimme, das Tosen des Gefechtslärms übertönenend: «Beck, mit unseren verdamnten Schiffen scheint heute was nicht zu stimmen. Gehen Sie zwei Strich näher an den Feind heran.» Dann folgte die übliche Szene mit Garfield und Guiteau, er warf sich vom Pferd, rannte durch den Bahnhof und fing die Kugel mit dem Körper ab. Als er seinen letzten Seufzer fahrenließ, kam gleichzeitig der Reichspolizeichef zu ihm, heftete ihm einen Orden an die durchschossene Brust, rollte etwas aus, das einer Pergamentrolle glich, und knurrte: «Du bist zum Kriminaldirektor mit der Gehaltsstufe B 3 ernannt worden.» Der Präsident lag zusammengesunken da, sein Zylinder kullerte über den Bahnsteig. Dann rollte die Welle brennenden Schmerzes heran, und er schlug die Augen auf.

Er lag nass geschwitzt im Bett. Die Klischees wurden immer schlimmer. An diesem Morgen hatte Guiteau wieder ausgesehen wie der ehemalige Streifenpolizist Eriksson, James Garfield wie ein gepflegter älterer Herr, der Reichspolizeichef wie der Reichspolizeichef und Beatty wie auf der Friedenstasse von 1919 abgebildet, von einem Lorbeer umkränzt und mit einem leicht arroganten Gesichtsausdruck. Ansonsten war der Traum auch diesmal voller Absurditäten und falscher Zitate gewesen. David Beatty hatte nie gesagt: «Gehen Sie zwei Strich näher an den Feind heran.»

Allen zugänglichen Quellen zufolge lautete die Replik: «Chatfield, there seems to be something wrong with our bloody ships today. Turn two points to port.»

In der Sache spielte das allerdings keine Rolle. Zwei Strich backbord war in diesem Fall dasselbe wie zwei Strich näher an den Feind heran.

Und wenn Guiteau aussah wie Carradine, war die Pistole eine Hämmerli International. Wenn er wie jetzt Eriksson ähnelte, war die Waffe eine Derringer.

162

Außerdem war doch nur Fitzroy James Henry Somerset persönlich bei Balaklawa in einem Raglanmantel aufgetreten. In diesen Träumen hatte nichts Hand und Fuß. Er stand auf, zog seinen Pyjama aus und duschte. Während er von dem kalten Wasser eine Gänsehaut bekam, dachte er an Rhea.

Auf dem Weg zur U-Bahn dachte er an sein eigenes seltsames Auftreten am Vorabend.

An seinem Schreibtisch in Västberga fühlte er sich plötzlich unangenehm einsam.

Kollberg kam herein und erkundigte sich, wie es ihm ging. Das war eine knifflige Frage, und er brachte nur hervor: «Es muss.»

Kollberg ging fast sofort wieder. Er war verschwitzt und abgehetzt. In der Tür stehend, sagte er:

«Das Ding in der Hornsgatan scheint aufgeklärt zu sein. Außerdem haben wir gute Chancen, Malmström und Mohren auf frischer Tat zu schnappen. Allerdings nicht vor nächstem Freitag. Wie läuft es eigentlich mit deinem verschlossenen Raum?»

«Ganz gut. Besser als gedacht jedenfalls.»

«Tatsächlich», sagte Kollberg.

Er blieb noch ein paar Sekunden und meinte:

«Ich finde, du siehst heute etwas besser aus. Tschüs.»

«Tschüs.»

Dann war Martin Beck wieder allein und dachte an Svärd. Gleichzeitig dachte er an Rhea.

Sie hatte ihm mehr gegeben als erwartet. Ermittlungstechnisch gesehen. Drei Anhaltspunkte, vielleicht sogar vier. Svärd war krankhaft geizig gewesen.

Svärd hatte immer, zumindest seit Jahren, seine Wohnung verbarrikadiert, obwohl sich darin nichts Wertvolles befand.

273

Svärd war krank gewesen und hatte kurz vor seinem Tod in der Strahlenklinik gelegen.

Konnte Svärd Geld zurückgelegt haben? Wenn ja, wo? Hatte Svärd sich vor etwas gefürchtet? Wenn ja, wovor? Das einzig denkbar Wertvolle in seiner verriegelten Absteige war sein eigenes Leben gewesen.

An welcher Krankheit hatte Svärd gelitten? Strahlenklinik, das klang nach Krebs. Aber wenn er dem Tode geweiht gewesen war, warum hatte er sich dann solche Mühe gegeben, sich vor jemandem oder etwas zu schützen?

Hatte er Angst vor einer bestimmten Person gehabt? Wenn ja, vor wem? Und warum war er in eine teurere und vermutlich schlechtere Wohnung gezogen? Wenn er doch so geizig war?

Fragen.

Schwierige, aber nicht gänzlich unlösbare. Die Antworten würden sich kaum in zwei Stunden finden lassen, höchstens in Tagen. Wenn nicht Wochen oder Monaten. Vielleicht Jahren. Oder nie.

Und was war eigentlich mit der ballistischen Untersuchung? Das war der Punkt, an dem er ansetzen musste. Martin Beck griff zum Telefon.

Das war nicht sonderlich hilfreich an diesem Tag, und er musste sechs Telefonate führen, von denen vier damit endeten, dass jemand

«Augenblick» sagte und sich anschließend nicht mehr meldete. Aber endlich erwischte er die junge Frau, die siebzehn Tage zuvor Svärds Brustkorb geöffnet hatte. «Ja, natürlich», sagte sie. «Jetzt erinnere ich mich wieder. Ein Polizist hat angerufen und wegen der Kugel gemeckert.» «Der Erste Kriminalassistent Rönn.»

«Mag sein, dass er so hieß, daran erinnere ich mich nicht mehr. Es war jedenfalls nicht der Mann, der den Fall vorher bearbei-

274

tet hat. Aldor Gustavsson, meine ich. Der hier schien weniger Erfahrung zu haben. Er hat übrigens jeden Satz mit <jau> angefangen.»

«Was ist dann passiert?»

«Nun ja, wie ich Ihnen neulich schon sagte, hat die Polizei anfangs kein übertriebenes Interesse an dem Fall gezeigt. Bis dieser Nordschwede hier angerufen hat, ist keiner auf die Idee gekommen, eine ballistische Untersuchung zu verlangen. Ich wusste nicht recht, was ich mit der Kugel machen sollte. Aber ...» «Ja?»

«Es erschien mir falsch, sie einfach wegzwerfen, also habe ich sie in einen Umschlag gesteckt und meine Beobachtungen beigefügt, was mir aufgefallen war und so. Als wäre es um einen richtigen Mord gegangen. Aber ich habe sie nicht an die Kriminaltechnik geschickt, weil ich zufällig weiß, dass die in Arbeit ersticken.»

«Was haben Sie dann gemacht?»

«Den Umschlag weggelegt. Später habe ich ihn nicht gleich gefunden. Ich bin hier nur zur Aushilfe und habe keine eigenen Schränke und so. Aber am Ende fand ich ihn dann doch und habe die Kugel eingeschickt.» «Zur Untersuchung?»

«Ich gebe so was ja nicht in Auftrag. Aber ich nehme mal an, wenn ein Ballistiker eine Kugel bekommt, untersucht er sie, auch wenn es um einen Selbstmord geht.» «Selbstmord?»

«Ja, ich habe dazu eine Notiz verfasst. Die Polizei hatte mir ja sofort mitgeteilt, dass es um einen Suizid geht.»

«Nun, dann werde ich mich wohl erkundigen müssen», sagte Martin Beck. «Aber ich wollte Sie noch nach etwas anderem fragen.»

275

«Was denn?»

«Ist Ihnen bei der Obduktion etwas aufgefallen?»

«Ja, dass er sich erschossen hat. Das geht aus dem Gutachten hervor.»

«Ich dachte eher an etwas anderes. Haben Sie irgendwas gefunden, was daraufhin deutete, dass Svärd schwer krank war?» «Nein, eigentlich nicht. Die inneren Organe schienen mir gesund zu sein. Aber ...» «Aber?» «Aber ich habe ihn auch nicht besonders gründlich untersucht. Nur die Todesursache festgestellt. Folglich habe ich mir nur die Organe im Thorax genau angesehen.» «Das heißt?»

«In erster Linie Herz und Lunge. Die waren in Ordnung. Abgesehen davon, dass er tot war, natürlich.» «Ansonsten könnte er fast alles gehabt haben?» «Ja, sicher. Alles von Podagra bis Leberkrebs. Sagen Sie, warum stellen Sie eigentlich ausgerechnet hierzu so viele Fragen? Das war doch ein Routinefall.»

«Fragen gehören zur Routine», erwiederte Martin Beck. Er beendete das Gespräch und versuchte stattdessen, einen Ballistiker im Labor zu erreichen. Das Unterfangen scheiterte, sodass er sich schließlich an den Abteilungsleiter wenden musste, einen gewissen Oskar Hjelm, der zwar ein hervorragender Kriminaltechniker war, vor allem aber jemand, mit dem man sich nur ungern unterhielt.

«Sieh einer an, du bist's», sagte Hjelm säuerlich. «Ich dachte, du sollst Kriminaldirektor werden. Aber die Hoffnung war wohl vergeblich.»

«Wieso?»

«Kriminaldirektoren sitzen herum und denken an ihre Karriere», sagte Hjelm. «Wenn sie nicht gerade Golf spielen oder

164

im Fernsehen Bockmist verzapfen. Vor allem aber rufen sie einen nicht an und fragen nach Selbstverständlichkeiten. Und, worum geht es diesmal?» «Nur um eine ballistische Prüfung.»

«Nur? Und um welche, wenn ich fragen darf? Hier schickt doch jeder Schwachkopf alles hin. Wir haben körbweise Untersuchungsobjekte und kein Personal. Vor ein paar Tagen haben wir eine Plumps Klo-Tonne von Melander hereinbekommen. Er wollte wissen, wie viele verschiedene

Personen hineingeschissen haben. Das Ding war randvoll und seit mindestens zwei Jahren nicht mehr geleert worden.» «Klingt nicht sehr angenehm.»

Fredrik Melander war eigentlich Mordfall-Ermittler und viele Jahre einer von Martin Becks wertvollsten Mitarbeitern gewesen. Vor einiger Zeit hatte ihn allerdings jemand ins Diebstahldezernat versetzt, vermutlich in der Hoffnung, dass er das dort herrschende völlige Chaos in den Griff bekommen würde. «Nein», sagte Hjelm. «Unsere Arbeit ist nicht angenehm. Das scheint nur leider keiner zu verstehen. Der Reichspolizeichef ist schon seit Jahren nicht mehr hier gewesen, und als ich ihn im Frühjahr um ein Gespräch gebeten habe, hat er mir ausrichten lassen, er sei auf absehbare Zeit nicht zu sprechen. Auf absehbare Zeit, ja, wo sind wir denn?»

«Ich weiß, ihr habt unglaublich viel zu tun», warf Martin Beck ein.

«Gelinde gesagt», erwiederte Hjelm eine Spur versöhnlicher. «Du kannst dir gar nicht vorstellen, was hier los ist. Wir sind schon dankbar für jedes Fünkchen Aufmunterung und Verständnis.

Aber so was bekommt man natürlich nie.»

Der Mann war ein unverbesserlicher Querulant, aber auch tüchtig, wie gesagt, und außerdem durchaus empfänglich für Schmeicheleien.

277

«Es ist ein Wunder, wie ihr das alles scharrt», sagte Martin Beck.

«Mehr als das», bestätigte Hjelm geradezu freundlich. «Es ist ein Mirakel. Was war das jetzt für eine ballistische Frage?»

«Es geht um eine Kugel, durch die ein Mann namens Svärd ums Leben gekommen ist. Karl Edvin Svärd.»

«Ah ja», sagte Hjelm. «Ich kenne den Vorgang. Ein typischer Fall. Ein Selbstmord, hieß es. Die Obduzentin schickt sie her, ohne uns zu sagen, was wir damit machen sollen. Sollen wir sie vergolden lassen und ins Polizeimuseum schicken? Oder sollte es ein Wink sein, dass man sich genauso gut gleich die Kugel geben kann?»

«Was für ein Projektil ist es?»

«Eine Pistolenkugel. Abgefeuert. Hast du die Waffe nicht?» «Nein.»

«Wie kann es dann Selbstmord sein?» Gute Frage.

Martin Beck schrieb in seinen Block.

«Weist sie spezielle Charakteristika auf?»

«Aber ja. Könnte aus einer automatischen Fünfundvierziger stammen. Fabrikate dieser Art gibt es natürlich viele. Wenn du mir die Patronenhülse schickst, kann ich dir Genauereres sagen.»

«Ich habe die Hülse nicht gefunden.»

«Nicht? Was hat dieser Svärd eigentlich gemacht, als er sich erschossen hat?» «Keine Ahnung.»

«Jemand mit so einer Kugel im Leib ist im Allgemeinen nicht mehr so munter», meinte Hjelm. «Kann sich die Dinge nicht aussuchen. Im Großen und Ganzen heißt es umkippen und sterben.»

«Ja», sagte Martin Beck. «Vielen Dank.»

278

«Wofür?»

«Deine Hilfe. Und viel Glück.»

«Keine makaberen Scherze, wenn ich bitten darf», erwiderte Hjelm und legte auf.

Damit wäre das geklärt. Ob nun Svärd selbst oder ein anderer den tödlichen Schuss abgefeuert hatte, der Betreffende war jedenfalls kein Risiko eingegangen. Mit einer Fünfundvierziger konnte man ziemlich sicher sein, das gewünschte Ergebnis zu erzielen, selbst wenn man nicht direkt ins Herz traf. Aber was war denn bei dem Gespräch eigentlich herausgekommen?

Mit einer Kugel als Beweisstück kam man schließlich nicht weit, solange man nicht die Waffe oder zumindest die Patronenhülse hatte.

Es gab jedoch ein positives Detail. Hjelm hatte von einer automatischen Fünfundvierziger gesprochen, und er war dafür bekannt, nur Informationen weiterzugeben, bei denen er sich vollkommen sicher war. Folglich war Svärd mit einer automatischen Pistole erschossen worden. Ansonsten war alles noch genauso unbegreiflich wie zuvor. Svärd schien keinen Selbstmord begangen zu haben, und ein anderer hatte ihn nicht erschießen können. Martin Beck arbeitete weiter.

Er begann mit den Banken, da er aus Erfahrung wusste, dass das dauern konnte. Zwar war das Bankgeheimnis in Schweden nicht viel wert, aber dafür gab es umso mehr Geldinstitute, und wegen der lächerlichen Zinsen zogen es viele Kleinsparer vor, ihr Geld in einem der Nachbarländer anzulegen, vorzugsweise in Dänemark. Er telefonierte weiter.

Kriminalpolizei, guten Tag. Es geht um eine Person, die so und so heißt, geboren dann und dann, wohnhaft unter einer der

279

folgenden Adressen. Hat diese Person ein Konto oder vielleicht auch ein Bankfach bei Ihnen gehabt?

Die Frage klang simpel, musste aber vielen gestellt werden. Vor Anfang nächster Woche mit einer Antwort zu rechnen erschien unrealistisch. Außerdem musste er sich mit dem Krankenhaus in Verbindung setzen, in dem Svärd gelegen hatte, aber das hatte Zeit bis Montag. Mittlerweile neigte sich der Freitag, aus dienstlicher Perspektive gesehen, seinem Ende zu.

In Stockholm herrschte zu diesem Zeitpunkt völliges Chaos, die Polizei war hysterisch und ein Großteil der Bevölkerung in Panik.

Martin Beck wusste davon nichts. Der Teil vom Venedig des Nordens, den er von seinem Fenster aus sehen konnte, bestand aus einer

stinkenden Autobahn und einem Industriegebiet, und die Aussicht war weder verwirrender noch abstoßender als sonst auch.

Um sieben war er immer noch nicht nach Hause gegangen, obwohl er schon seit zwei Stunden Feierabend hatte und ermittlungstechnisch nichts mehr tun konnte.

Das Ergebnis seines Tagewerks war mager. Spürbarstes Resultat war ein wunder rechter Zeigefinger nach der ganzen Telefoniererei.

Seine letzte Amtshandlung an diesem Tag bestand darin, Rhea Nielsen im Telefonbuch nachzuschlagen. Ihr Name fand sich darin ohne Berufsangabe, und er hatte schon die Hand auf der Wähl scheibe, als ihm bewusst wurde, dass er keine Fragen hatte, jedenfalls keine, die Svärd betrafen.

Die Amtshandlung war also nichts als Selbstbetrug.

Er wollte nur hören, ob sie zu Hause war, und die einzige Frage, die er ihr wirklich stellen wollte, war sehr einfach.

280

Darf ich vorbeikommen?

Martin Beck zog die Hand vom Telefon zurück und legte die Telefonbücher ordentlich aufgestapelt an ihren angestammten Platz.

Dann räumte er seinen Schreibtisch auf, warf ein paar Zettel mit überflüssigen Notizen weg und legte die Stifte in die Stiftablage, wie es sich gehörte.

Er machte das alles langsam und penibel und schaffte es auf diese Weise, verblüffend lange dafür zu brauchen. Er widmete fast eine halbe Stunde einem Kugelschreiber mit kaputter Feder, ehe er entschied, dass er unbrauchbar war, und ihn in den Papierkorb warf.

Das Polizeipräsidium Süd war alles andere als menschenleer, und irgendwo in der Nähe hörte er zwei Kollegen lautstark und erregt über etwas diskutieren.

Es interessierte ihn nicht die Bohne, worüber sie sprachen. Er verließ das Gebäude und ging zur U-Bahn-Station Midsom markransen. Musste ziemlich lange auf einen Zug der grünen Linie warten, der äußerlich tadellos schien, innen jedoch schwer vandalisiert worden war. Die Sitze waren aufgeschlitzt worden und alles, was nicht niet- und nagelfest war, abgeschraubt oder abgerissen.

Er stieg in Gamla stan aus und ging zu Fuß nach Hause. Als er seinen Pyjama angezogen hatte, schaute er nach einem Bier im Kühlschrank und Wein in der Speisekammer, obwohl er wusste, dass er weder das eine noch das andere finden würde. Martin Beck öffnete eine Dose russische Krabben und machte sich zwei Brote. Holte eine Flasche Mineralwasser heraus. Aß. An seinem Abendessen war nichts auszusetzen, im Gegenteil, aber es war verdammt langweilig, hier ganz allein zu hocken und zu kauen. Am Mittwoch war es zwar genauso trist gewesen, aber da hatte es noch keine Rolle gespielt.

Von dem Bedürfnis getrieben, etwas zu tun, ging er mit einem seiner vielen ungelesenen Bücher ins Bett. Seine Wahl fiel rein zufällig auf Ray Parkins Dokumentarroman über die Schlacht in der Javasee. Er las ihn in einem Rutsch durch und fand ihn schlecht. Begriff nicht, warum er ins Schwedische übersetzt worden war, und sah nach, welcher Verlag für die Veröffentlichung verantwortlich zeichnete. Norstedts. Seltsam. In «The Two-Ocean War» hatte Samuel Eliot Morison das Thema auf neun Seiten ausführlicher und wesentlich spannender abgehandelt, als es Parkin auf zweihundertsiebenundfünfzig gelungen war. Vor dem Einschlafen dachte er an Spaghetti mit Hackfleischsauce. Gleichzeitig empfand er so etwas wie Vorfreude auf den nächsten Tag.

Es war vermutlich dieses unmotivierte Gefühl, das Samstag und Sonntag dann so unerträglich inhaltslos erscheinen ließ. Zum ersten Mal seit Jahren war er rastlos und fühlte sich qualvoll eingesperrt. Er ging raus, und am Sonntag fuhr er sogar mit dem Dampfer bis Mariefred und zurück, aber es half alles nichts. Im Freien fühlte er sich genauso eingeschlossen. Etwas war grundsätzlich verkehrt an seinem Leben, und er war nicht mehr bereit, das mit demselben Gleichmut wie früher zu akzeptieren. Als er die Menschen um sich herum beobachtete, gewann er den Eindruck, dass sich viele in der gleichen Situation befanden wie er selbst, es jedoch entweder nicht erkannten oder aber nicht wagten, es zuzugeben.

Montagmorgen ritt er wieder. Guiteau sah aus wie Carradine und schoss mit einer automatischen Fünfundvierziger, und als Martin Beck seine rituelle Opferhandlung vollzogen hatte, trat Rhea Nielsen zu ihm und fragte: «Was zum Teufel machst du denn da?»

Später saß er im Polizeipräsidium Süd und bearbeitete das Telefon.

168

Er begann mit der Strahlenklinik. Nach vielem Wenn und Aber bekam er eine Antwort, die jedoch ziemlich unbefriedigend war.

Svärd war am Montag, dem 6. März, aufgenommen worden. Schon am nächsten Tag hatte man ihn allerdings zur Infektionsstation des Krankenhauses Söder überwiesen. Warum?

«Das lässt sich im Nachhinein nicht so leicht sagen», meinte die Sekretärin, der es schließlich gelungen war, Svärd's Namen in den Akten zu finden. «Offenbar war sein Fall nichts für uns. Die Krankenblätter sind nicht mehr hier, nur eine Notiz, dass er eine Überweisung von seinem Hausarzt hatte, als er herkam.»

«Von welchem Arzt?»

«Einem Doktor Berglund, Allgemeinmediziner. Hier haben wir es. Tja, es lässt sich unmöglich entziffern, was auf der Überweisung steht, Sie wissen ja, wie Ärzte schreiben. Außerdem ist es eine schlechte Kopie.»

«Aber die Adresse?» «Seiner Praxis? Odengatan 30.» «Die ist also leserlich», sagte Martin Beck. «Gestempelt», erwiderte die Sekretärin

lakonisch. Doktor Berglunds Anrufbeantworter teilte ihm mit, dass die Praxis geschlossen sei und erst am 15. August wieder öffnen werde. Der Doktor war natürlich in Urlaub.

Martin Beck hatte jedoch keine Lust, mehr als einen Monat auf die Information zu warten, an welcher Krankheit Svärd gelitten hatte. Also rief er im Krankenhaus Söder an, einem sehr großen Betrieb mit lebhaftem Telefonverkehr. Er benötigte fast zwei Stunden, um die Bestätigung dafür zu erhalten, dass man Karl

169

Edvin Svärd tatsächlich im März auf der Infektionsstation aufgenommen hatte, genauer gesagt von Dienstag, dem 7., bis Samstag, dem 18., als er allem Anschein nach wieder heimkehren durfte.

Aber war er nun als gesunder oder als todkranker Mensch entlassen worden?

Es schien nicht möglich zu sein, auf diese Frage eine Antwort zu erhalten; der Stationsarzt hatte zwar Dienst, war aber unabkömmlich und konnte nicht ans Telefon gehen. Für Martin Beck war es offenbar an der Zeit, wieder einmal Leute aufzusuchen.

Er nahm ein Taxi zum Krankenhaus Söder und fand nach einigem Umherirren den richtigen Korridor. Nur zehn Minuten später saß er dem Menschen gegenüber, der alles über Svärds Gesundheitszustand wissen sollte. Der Arzt war ein Mann in den Vierzigern, klein, dunkelhaarig und mit unbestimmbarer Augenfarbe, Graublau mit Einschlägen von Grün und Hellbraun. Während Martin Beck in seinen Taschen nach nicht vorhandenen Zigaretten suchte, setzte der Mann eine Hornbrille auf und vertiefe sich in die Krankenblätter. Nach zehn Minuten absoluter Stille schob er die Brille in die Stirn, sah seinen Besucher an und sagte: «Aha. Was wollten Sie wissen?» «An welcher Krankheit litt Svärd?» «An keiner.»

Martin Beck dachte über diesen ein wenig überraschenden Bescheid nach. Dann sagte er:

«Warum hat er dann fast zwei Wochen hier gelegen?»

«Elf Tage, um genau zu sein. Wir haben ihn gründlich auf den Kopf gestellt. Er hatte gewisse Symptome und außerdem eine Überweisung von seinem Hausarzt.»

«Doktor Berglund.»

169

«Das ist korrekt. Der Patient glaubte, schwer krank zu sein. Zum einen hatte er zwei kleinere Geschwülste am Hals und zum anderen eine Beule am linken Oberbauch. Sie ließ sich leicht ertasten. Wie viele andere Patienten auch bildete er sich ein, Krebs zu haben. Er ging zum Arzt, der die Symptome alarmierend fand. Nun ist es aber so, dass Allgemeinmediziner nur selten über die Ausrüstung verfügen, die erforderlich ist, um Fälle dieser Art beurteilen zu können. Manchmal steht es auch um ihr Urteilsvermögen nicht zum Besten. Im vorliegenden Fall wurde eine falsche Diagnose gestellt und der Patient kurzerhand in

die Strahlenklinik geschickt. Dort konnte man nur feststellen, dass keine Untersuchungen durchgeführt worden waren, deshalb hat man ihn an uns überwiesen. Er hat sich einer ganzen Reihe von Untersuchungen unterziehen müssen, wir sind sehr gründlich vorgegangen.»

«Und dabei ist herausgekommen, dass Svärd gesund war?» «Im Großen und Ganzen, ja. Die Auffälligkeiten am Hals konnten wir sofort entfernen. Es handelte sich um gewöhnliche Fettablagerungen, völlig ungefährlich. Die Geschwulst am Bauch erforderte eine genauere Kontrolle. Wir haben unter anderem eine vollständige Aortographie machen lassen und das gesamte Verdauungssystem geröntgt. Außerdem haben wir eine Leberbiopsie durchgeführt und» «Was ist das?»

«Eine Leberbiopsie? Einfach ausgedrückt könnte man sagen, dass man dem Patienten ein Rohr in die Seite sticht und ein kleines Stück der Leber entnimmt. Das habe ich übrigens selbst gemacht. Anschließend geht die Probe dann ins Labor, wo untersucht wird, ob beispielsweise Krebszellen nachweisbar sind. Nun, wir haben nichts dergleichen gefunden. Die Geschwulst erwies sich als eine isolierte Zyste am Kolon»

«Verzeihung?»

170

«Am Darm. Eine Zyste, wie gesagt. Nichts Lebensbedrohliches. Man hätte sie chirurgisch entfernen können, aber ein solcher Eingriff erschien uns nicht notwendig. Der Patient hatte keinerlei Beschwerden. Früher hatte er zwar behauptet, schwere Schmerzen zu haben, aber die waren offenbar psychosomatischer Natur.»

Der Arzt machte eine Pause, warf Martin Beck einen Blick zu, wie er sonst nur für Kinder und hoffnungslos ungebildete Erwachsene reserviert war, und erklärte:

«Mit anderen Worten, eingebildete Schmerzen.»

«Hatten Sie persönlichen Kontakt zu Svärd?»

«Ja, natürlich. Ich habe täglich mit ihm gesprochen, und vor seiner Entlassung haben wir uns lange unterhalten.»

«Wie hat er reagiert?»

«Anfangs war sein Verhalten ganz von seiner eingebildeten Krankheit geprägt. Er war überzeugt, an einer unheilbaren Krebserkrankung zu leiden und bald sterben zu müssen. Er glaubte, er hätte nicht viel mehr als noch einen Monat zu leben.»

«Das hatte er auch nicht», sagte Martin Beck.

«Tatsächlich? Ist er überfahren worden?»

«Erschossen. Möglicherweise hat er Selbstmord begangen.»

Der Arzt nahm seine Brille ab und putzte sie nachdenklich mit einem Zipfel seines weißen Kittels.

«Letzteres erscheint mir ausgesprochen unwahrscheinlich», sagte er.

«Warum?»

«Bevor Svärd entlassen wurde, habe ich, wie gesagt, ein langes Gespräch mit ihm geführt. Er war ungeheuer erleichtert, als ihm klar wurde, dass

er gesund war. Bis dahin war er völlig am Boden zerstört gewesen, aber auf einmal war er ein ganz anderer Mensch. Kurzum: Er freute sich. Schon vorher hatten

171

wir festgestellt, dass seine Beschwerden verschwanden, wenn er sehr schwache schmerzlindernde Mittel bekam. Tabletten, die unter uns gesagt nicht in der Lage sind, echte körperliche Schmerzen zu lindern.» «Sie glauben also nicht, dass er Selbstmord begangen haben könnte?»

«Er war nicht der Typ.»

«Was für ein Typ war er dann?»

«Ich bin kein Psychiater, aber ich hatte den Eindruck, dass er ein harter und verschlossener Mann war. Ich weiß, dass das Pflegepersonal einige Probleme mit ihm hatte und ihn anstrengend und nörglerisch fand. Aber diese Charakterzüge zeigten sich erst in den letzten Tagen, als er erkannt hatte, dass seine Beschwerden nicht lebensbedrohlich waren.» Martin Beck dachte nach. Dann sagte er: «Sie wissen nicht zufällig, ob er Besuch bekommen hat, als er hier war?»

«Nein. Das weiß ich nicht. Mir gegenüber hat er gesagt, er habe keine Freunde.» Martin Beck stand auf.

«Danke», sagte er. «Das wäre dann wohl alles. Auf Wiedersehen.»

Er war schon an der Tür, als der Arzt sagte:

«Apropos Besuch und Freunde, da ist mir gerade noch etwas eingefallen.»

«Was denn?»

«Naja, ein Verwandter von Svärd hat sich bei uns gemeldet. Ein Neffe. Er hat in meiner telefonischen Sprechstunde angerufen und sich nach dem Befinden seines Onkels erkundigt.» «Und was haben Sie ihm geantwortet?»

«Dieser Neffe rief an, als die Untersuchungen gerade abgeschlossen waren. Also konnte ich ihm die freudige Nachricht

171

übermitteln, dass Svärd gesund war und gute Aussichten hatte, noch viele Jahre zu leben.» «Wie hat der Anrufer reagiert?»

«Er wirkte überrascht. Offenbar hatte Svärd auch ihn davon überzeugt, dass er schwer krank war und den Krankenhausaufenthalt kaum überleben würde.» «Hat der Neffe seinen Namen genannt?»

«Wahrscheinlich, aber ich erinnere mich nicht mehr.» «Mir fällt da gerade noch etwas ein», sagte Martin Beck. «Geben Patienten bei der Aufnahme nicht eigentlich immer Namen und Adresse eines Angehörigen oder Bekannten an, ich meine, für den Fall, dass ...» Er ließ den Satz in der Schwebe.

«Doch, das ist richtig», antwortete der Arzt und setzte seine Brille auf.

«Mal sehen. Es müsste hier einen Namen geben. Ja, hier steht er.»

«Und?»

«Rhea Nielsen.»

Martin Beck ging in Grübeleien versunken durch den Tanto-lunden-Park. Er wurde nicht ausgeraubt, nicht einmal niedergeschlagen, und sah nur jede Menge Alkoholiker, die zwischen den Sträuchern verstreut lagen, vermutlich auf Pflege wartend.

Er hatte einigen Stoff zum Nachdenken bekommen.

Karl Edvin Svärd hatte keine Geschwister gehabt.

Wie konnte er dann einen Neffen haben?

Jetzt hatte Martin Beck einen Grund, in die Tulegatan zu gehen, und er war an diesem Montagabend auch schon unterwegs dorthin.

Doch als er bereits bis zum Hauptbahnhof gekommen war, wo er in eine andere Linie hätte umsteigen müssen, überlegte er

172

es sich anders, fuhr stattdessen zwei Stationen zurück und stieg am U-Bahnhof Slussen aus. Dann ging er den Skeppsbron-Kai entlang, um zu schauen, ob es dort ein paar interessante Schiffe zu sehen gab. Es waren nicht viele.

Auf einmal merkte er, dass er hungrig war. Da er es versäumt hatte, einzukaufen, ging er in das Restaurant Den Gyldene Freden und aß Bayonneschinken, wobei er von diversen Touristen begafft wurde, die das Personal ständig mit schwachsinnigen Fragen quälten, welche Prominenten in dem Lokal saßen. Ihm selbst war es im letzten Jahr gelungen, ziemlich bekannt zu werden, aber die Leute vergaßen schnell, und inzwischen war sein Ruhm schon wieder verblasst.

Bei der Bezahlung der Rechnung wurde ihm bewusst, dass dies sein erster Restaurantbesuch seit langem war. Im Laufe seiner enthaltsamen Phase waren die früher schon sagenhaft hohen Preise noch deutlich gestiegen.

Zu Hause war er rastloser dennje, und er wanderte lange in der kleinen Wohnung auf und ab, ehe er mit einem Buch ins Bett ging. Es war nicht langweilig genug, um ihn einzuschlafen, und nicht interessant genug, um ihn wach zu halten. Gegen drei stand er auf und nahm zwei Schlaftabletten, was er sonst nach Möglichkeit vermied. Sie setzten ihn schnell außer Gefecht, und als er erwachte, war er immer noch grogg. Dennoch hatte er deutlich länger geschlafen als sonst und nichts geträumt. Als er in sein Büro kam, begann er die Ermittlungsarbeit des Tages damit, sich konzentriert seine gesammelten Aufzeichnungen durchzulesen. Damit war er bis zum Mittagessen beschäftigt, das sich in seinem Fall auf eine Tasse Tee und zwei Skorpa beschränkte. Danach ging er auf die Toilette und wusch sich die Hände. Als er zurückkam, passierte etwas.

172

Das Telefon klingelte. «Kommissar Beck?» «Ja.»

«Handelsbanken, guten Tag.»

Der Mann sagte, in welcher Filiale er arbeitete, und fuhr dann fort:

«Wir haben eine Anfrage zu einem Kunden namens Karl Edvin

Svärd bekommen.»

«Ja?»

«Er hat ein Konto bei uns.» «Ist Geld darauf?»

«Ja. Eine recht ansehnliche Summe.» «Wie viel?»

«Etwa sechzigtausend. Es ist...»

Der Mann verstummte.

«Was wollten Sie sagen?», fragte Martin Beck.

«Nun, nach meinem Empfinden ist es ein seltsames Konto.»

«Haben Sie die Unterlagen dort?»

«Ja, natürlich.»

«Dann könnte ich vorbeikommen und sie mir ansehen?»

«Selbstverständlich. Fragen Sie einfach nach Filialleiter Bengtsson.»

Er empfand es als große Erleichterung, sich bewegen zu dürfen. Die Zweigstelle lag an der Ecke Odengatan und Sveavägen, und trotz des Verkehrs war er in weniger als einer halben Stunde dort.

Der Filialleiter hatte recht. Es war ein merkwürdiges Konto. Martin Beck saß an einem Tisch hinter dem Tresen, studierte die Unterlagen und war ausnahmsweise dankbar für ein System, das der Polizei und anderen Behörden die Möglichkeit gab, ungehemmt in den privaten Verhältnissen der Menschen herumzustöbern.

173

Der Bankangestellte sagte:

«Mich hat stutzig gemacht, dass der Kunde so viel Geld auf einem Girokonto hat. Ein Sparbuch, das mehr Zinsen abwirft, wäre zum Beispiel naheliegender gewesen.» Das war eine korrekte Beobachtung, noch auffälliger war jedoch die Regelmäßigkeit der Einzahlungen. Das Konto war Monat für Monat um 750 Kronen aufgestockt und der Betrag stets zwischen dem 15. und dem 20. verbucht worden. «Wenn ich recht sehe, wurde das Geld nicht hier eingezahlt», sagte Martin Beck..

«Nein, nie. Die Einzahlungen wurden immer woanders vorgenommen. Wenn Sie hier schauen, Herr Kommissar, dann erkennen Sie, dass sie jedes Mal in einer anderen Filiale erfolgten, oft auch bei anderen Banken als unserer. Technisch gesehen spielt das natürlich keine Rolle, da das Geld so oder so auf Svärds Girokonto bei uns landet. Aber die ständigen Wechsel scheinen fast einer Art Systematik zu folgen.»

«Sie meinen, dass Svärd das Geld selbst eingezahlt hat, aber nicht erkannt werden wollte?»

«Tja, das wäre sicher am naheliegendsten. Wenn man Geld auf sein eigenes Girokonto einzahlt, gibt man ja nicht an, wer der Einzahler ist.»

«Aber muss man das Formular nicht auf jeden Fall selbst ausfüllen?»

«Nicht unbedingt. Häufig läuft es so ab, dass der Kunde den Geldbetrag dem Kassierer übergibt und sagt, dass er ihn auf sein Konto einzahlen will. Für viele Leute ist das ja ungewohnt. Und dann trägt der Kassierer im Allgemeinen Namen, Konto- und Filialnummer ein. Eine reine Serviceleistung.» «Aber was passiert mit dem Beleg?»

«Der Kunde bekommt eine Kopie als Quittung. Wenn es sich um eine Einzahlung auf ein eigenes Konto handelt, schickt die

174

Bank dem Kunden keine Benachrichtigung. Benachrichtigungen über Zahlungseingänge werden generell nur auf Wunsch versandt.»

«Und wo befinden sich die Originale?» «Sie werden zentral archiviert.» Martin Beck fuhr mit dem Finger die Zahlenreihen entlang. Dann sagte er:

«Hat Svärd nie etwas abgehoben?»

«Nein, das ist in meinen Augen das Seltsamste überhaupt. Er hat nie auch nur einen einzigen Scheck auf dieses Konto ausgestellt, und als ich das überprüfen wollte, bin ich darauf gestoßen, dass er nicht einmal ein Scheckheft angefordert hat, jedenfalls seit Jahren nicht mehr.»

Martin Beck rieb sich energisch die Nasenwurzel. Ein Scheckheft war bei Svärd nicht aufgetaucht, ebenso wenig wie Einzahlungsquittungen oder Bankbenachrichtigungen. «Haben Ihre Mitarbeiter gewusst, wie Svärd aussah?» «Nein, keiner von uns hat ihn jemals gesehen.» «Wie alt ist dieses Konto?» «Es ist im April 1966 eröffnet worden.»

«Und seither sind jeden Monat 750 Kronen hinzugekommen?»

«Ja. Die letzte Einzahlung ist allerdings auf den 16. März dieses Jahres datiert.»

Der Mann sah in seinen Kalender.

«Das war ein Donnerstag. Im Monat darauf ist kein Geld gekommen.»

«Dafür gibt es eine einfache Erklärung», sagte Martin Beck. «Svärd ist in dieser Zeit gestorben.»

«Oh. Davon hat man uns nicht unterrichtet. Für gewöhnlich melden sich die Erben des Verstorbenen in solchen Fällen.» «Es hat so gut wie nichts zu vererben gegeben.»

174

Der Filialleiter wirkte verwirrt.

«Jedenfalls bis jetzt», ergänzte Martin Beck. «Auf Wiedersehen.»

Es war besser, er ging, bevor die Bank überfallen wurde. Wenn das passierte, während er sich in der Filiale aufhielt, würde er es kaum vermeiden können, in die Aktivitäten der Sonderkommission eingebunden zu werden. Detachiert. Abkommandiert.

Neue Aspekte in seinem Fall. Sechs Jahre lang 750 Kronen im Monat.

Das war ein ausgesprochen regelmäßiges Einkommen, und da Svärd nie etwas abhob, hatte sich mit der Zeit ein ansehnlicher Betrag auf dem mysteriösen Konto angehäuft. 54 000 Kronen plus Zinsen. Für Martin Beck war das viel Geld.

Für Svärd musste es mehr als das gewesen sein, fast ein Vermögen.

Rhea war also gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt gewesen, als sie von Geld in der Matratze gesprochen hatte. Der Unterschied war nur, dass Svärd rationaler und moderner gehandelt hatte.

Die neue Entwicklung ermunterte zu besonderen Aktivitäten.

Der nächste Schritt bestand zum einen darin, mit dem Finanzamt zu sprechen, und zum anderen einen Blick auf die Einzahlungsbelege zu werfen, die möglicherweise archiviert waren. Das Finanzamt wusste nichts von Svärd. Dort hatte man ihn für arm gehalten und sich deshalb auf jene raffinierte Form von Ausbeutung beschränkt, die unter dem Namen Mehrwertsteuer auf Lebensmittel läuft und eingeführt wurde, um die Armen und schlechter Gestellten in der Gesellschaft besonders hart zu treffen.

Selbst durchs Telefon meinte Martin Beck jedoch hören zu kön

175

nen, wie sich der Steuerbeamte bei dem Gedanken an das Girokonto mit den 54000 plus Zinsen die Lippen leckte. Die Summe würde man natürlich unter irgendeinem Vorwand beschlagnahmen, selbst wenn sich herausstellen sollte, dass Svärd es geschafft hatte, das Geld auf die Art zusammenzusparen, die man früher ehrlich nannte, zum Beispiel durch Arbeit. Nun ja, Svärd war bestimmt nicht durch Arbeit an das Geld gekommen, und der Gedanke, dass jemand aus seiner sozialen Schicht einen Teil seiner Rente auf die Seite legen konnte, war abwegig.

Und die Einzahlungsbelege?

Die Zentrale der Bank trieb rasch die letzten zweiundzwanzig auf - alles in allem musste es zweiundsiebzig geben, wenn er richtig gerechnet hatte -, und noch am selben Nachmittag starzte Martin Beck auf die vor ihm liegenden Belege. Sie stammten sämtlich aus verschiedenen Bankfilialen und schienen alle in verschiedenen Handschriften ausgefüllt worden zu sein, zweifellos von Bankangestellten. Früher oder später konnte man diese Menschen natürlich aufsuchen und fragen, ob sie sich an den Kunden erinnerten. Das würde allerdings mit einem riesigen Arbeitsaufwand verbunden sein, der noch dazu große Chancen hatte, ergebnislos zu bleiben.

Wer erinnerte sich schon an jemanden, der vor vielen Monaten 750 Kronen auf sein eigenes Girokonto eingezahlt hatte?

Die Antwort war einfach: Kein Mensch.

Etwas später saß Martin Beck zu Hause und trank Tee aus der Friedenstasse.

Er betrachtete sie und dachte, wenn der mysteriöse Einzahler ausgesehen hätte wie Feldmarschall Haig, hätte ihn natürlich jeder erkannt.

Aber wer sah schon aus wie Haig? Keiner, nicht einmal in den ambitioniertesten Filmen und Theaterinszenierungen.

175

An diesem Abend war alles wieder irgendwie anders. Er war noch immer rasdos und unzufrieden, doch das lag nun zumindest teilweise daran, dass ihm seine Arbeit nicht aus dem Kopf gehen wollte. Svärd.

Dieser idiotische verschlossene Raum. Der mysteriöse Einzahler.

Wer war der mysteriöse Einzahler? Konnte es nicht doch Svärd selbst gewesen sein?

Nein.

Es erschien ihm unwahrscheinlich, dass sich Svärd solche Umstände gemacht haben sollte.

Überhaupt war kaum anzunehmen, dass Svärd, ein Lagerarbeiter, von selbst auf die Idee gekommen war, sich ein Girokonto zuzulegen.

Nein, das Geld hatte ein anderer eingezahlt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mann, da man wohl nicht davon ausgehen konnte, dass eine Frau in die Bank ging und sagte, ihr Name sei Karl Edvin Svärd und sie wolle 750 Kronen auf ihr Girokonto einzahlen.

Warum sollte eigentlich überhaupt jemand Svärd Geld zukommen lassen?

Die Frage musste bis auf weiteres unbeantwortet bleiben. Dann hatte er es noch mit einer weiteren nebulösen Gestalt zu tun.

Dem mysteriösen Neffen.

Und am schemenhaftesten war die Person, der es irgendwann im April oder Anfang Mai gelungen war, Svärd zu erschießen, obwohl dieser sich in einer veritablen Festung aufhielt, einem von innen verschlossenen und verriegelten Raum. Waren diese drei womöglich ein und dieselbe Person? Der Einzahler, der Neffe und der Mörder?

176

O ja, das war eine Frage, über die man sich lang und breit den Kopf zerbrechen konnte.

Er stellte die Tasse ab und sah auf die Uhr. Die Zeit war wie im Flug vergangen. Schon fast zehn. Es war zu spät, noch irgendwohin zu gehen. Wohin hätte er auch gehen sollen?

Martin Beck suchte eine Bach-Schallplatte heraus und machte den Plattenspieler an. Dann legte er sich hin.

Überlegte weiter. Wenn man einmal von allen Lücken und Fragezeichen absah, ließ sich aus dem, was er mittlerweile wusste, eine Geschichte zusammensetzen. Der Neffe, der Einzahler und der Mörder waren identisch. Svärd war ein Erpresser von bescheidenem Format und hatte diese Person sechs Jahre lang gezwungen, 750 Kronen im Monat zu bezahlen. Wegen seines krankhaften Geizes hatte Svärd jedoch nie etwas von dem Geld ausgegeben, und das Opfer hatte Jahr um Jahr weitergezahlt. Am Ende war es der Betreffende allerdings leid gewesen. Martin Beck fiel es im Grunde nicht weiter schwer, sich Svärd als Erpresser vorzustellen. Aber ein Erpresser musste etwas in der Hand haben, eine latente Bedrohung für den Menschen sein, der erpresst werden sollte.

In Svärds Wohnung hatte sich nichts befunden, womit man jemanden hätte belasten können.

Er konnte natürlich ein Bankfach gemietet haben. Wenn es so war, würde die Polizei es bald erfahren.

Jedenfalls musste ein Erpresser im Besitz irgendeiner Information sein.

Wo konnte ein Lagerarbeiter an eine solche Information gelangen?

An seinem Arbeitsplatz.

Eventuell in dem Haus, in dem er wohnte.

Diese beiden Orte waren seines Wissens die einzigen, an denen Svärd jemals eine Rolle gespielt hatte. Zu Hause und auf der Arbeit.

Aber Svärd war im Juni 1966 in Rente gegangen; zwei Monate vorher war die erste Einzahlung auf sein Girokonto erfolgt. Das war mehr als sechs Jahre her. Was hatte Svärd seither getrieben?

Der Plattenteller drehte sich immer noch, als er aufwachte.

Wenn er etwas geträumt hatte, dann hatte er es vergessen.

Es war Mittwoch, und er wusste genau, wie sein Arbeitstag beginnen würde.

Mit einem Spaziergang.

Aber nicht zur U-Bahn. Das Büro in Västberga lockte ihn nicht, und heute glaubte er gute Gründe zu haben, nicht dorthin zu gehen.

Er wollte stattdessen an den Kais entlangspazieren und begann damit, in südlicher Richtung die Skeppsbron hinabzugehen. Anschließend setzte er seinen Weg an Slussen vorbei und weiter in östlicher Richtung, den Stadsgärden entlang, fort. Das war der Teil Stockholms, den er immer am meisten gemocht hatte. Vor allem in seiner Kindheit, als alle Schiffe mit ihren Ladungen von nah und fern hier vor Anker lagen. Heute war viel Platz zwischen den richtigen Schiffen, ihre Zeit war vorbei, und ihren Platz hatten die Besäufnisfähren zu den Åland-Inseln eingenommen. Ein schwacher Ersatz. Vom Aussterben bedroht war auch die alte Garde der Schauermänner und Seeleute, die damals diesem Teil des Hafens seine Anziehungskraft verliehen hatten.

Er fühlte sich heute wieder etwas anders. So machte es ihm beispielsweise wieder Spaß, draußen zu sein, schnell und zielstrebig zu gehen und seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Er grübelte über das nicht verstummen wollende Gerücht von

297

seiner Beförderung nach, das ihm immer größere Sorgen machte. Bis zu seinem bedauerlichen Fehler vor fünfzehn Monaten hatte Martin Beck stets Angst davor gehabt, einen Posten zu bekommen, der ihn vollends an den Schreibtisch fesseln würde. Er hatte immer im Außeneinsatz arbeiten oder zumindest die Möglichkeit haben wollen, zu kommen und zu gehen, wann es ihm gefiel.

Der Gedanke an ein Büro mit einem Konferenztisch, zwei echten Ölgemälden, Bürostuhl, Besuchersesseln, Teppichboden und eigener Sekretärin erschien ihm heute wesentlich furchteinflößender als noch vor einer Woche. Nicht weil er erkannt hatte, dass die Gerüchte aus gutem Grund kursierten, sondern weil ihm die Konsequenzen mehr ausmachten. Was aus seinem Leben wurde, war vielleicht doch nicht völlig bedeutungslos. Ein zügiger halbstündiger Marsch brachte ihn ans Ziel. Das Packhaus war alt und würde bald abgerissen werden, da es nicht für Containerverkehr ausgelegt war und nicht den Anforderungen der neuen Zeit entsprach.

In Inneren des Gebäudes tat sich kaum etwas. Der Verschlag, in dem eigentlich der Lagerverwalter sitzen sollte, war leer, und die Glasscheiben, durch die er früher die Arbeiten überwacht hatte, waren verstaubt. Eine von ihnen war eingeschlagen und der Wandkalender zwei Jahre alt.

Neben einem nicht sonderlich beeindruckenden Stapel Stückgut stand ein Gabelstapler, hinter dem sich zwei Männer aufhielten, der eine in einem knallgelben Overall und der andere in einem grauen Kittel.

Sie saßen auf Plastikbierkästen, und zwischen ihnen stand eine umgestülpte Kiste. Der eine der beiden Männer war relativ jung, der andere schien um die siebzig zu sein, obwohl er vermutlich kaum so alt sein konnte. Der Jüngere las die Abendzeitung vom Vortag und rauchte eine Zigarette, der Ältere tat nichts.

298

Beide sahen Martin Beck desinteressiert an, und der jüngere Mann ließ bei seiner Ankunft demonstrativ die Zigarette zu Boden fallen und trat die Glut mit dem Absatz aus. «Im Packhaus rauchen», meinte der Ältere und schüttelte den Kopf. «Das war was gewesen ...»

«.... damals», ergänzte der Jüngere gelangweilt. «Aber wir leben nicht mehr damals, hast du das immer noch nicht kapiert, du alter Halunke?» Er wandte sich an Martin Beck und sagte abweisend:

«Was wollen Sie? Das ist Privatgelände. Das steht sogar an der Tür. Können Sie nicht lesen?»

Martin Beck holte seine Brieftasche heraus und zeigte seinen Dienstausweis.

«Ein Bulle», sagte der Jüngere voller Abscheu. Der andere sagte nichts, beschränkte sich nur darauf, zu Boden zu starren, sich zu räuspern und zielgenau auszuspucken. «Wie lange arbeiten Sie schon hier?»

«Sieben Tage», antwortete der Jüngere. «Morgen auch noch. Danach geht's zurück zum Lkw-Terminal. Aber was geht Sie das an?»

Martin Beck antwortete nicht. Und der Mann sagte, ohne eine Antwort abzuwarten:

«Bald ist Schluss mit dem Ganzen. Aber mein Kumpel hier erinnert sich noch an die Zeiten, als in dieser verdammten Bruchbude fünfundzwanzig Mann und zwei Vorarbeiter gearbeitet haben. Das hat er mir diese Woche bestimmt tausendmal erzählt. Stimmt's, Opa?»

«Dann erinnert er sich wahrscheinlich auch an einen Mann namens Svärd. Karl Edvin Svärd.»

Der Ältere warf Martin Beck einen erloschenen Blick zu und sagte:

«Was soll das? Ich weiß von nichts.»

299

Es war nicht schwer zu verstehen, wo der Schuh drückte. Jemand aus dem Büro hatte schon Bescheid gesagt, dass sich die Polizei nach Leuten umhörte, die Svärd gekannt hatten. Martin Beck sagte:

«Svärd ist tot und begraben.»

«Soso. Er ist tot? Wenn das so ist, erinnere ich mich an ihn.» «Gib nicht so an, Opa», sagte der Gabelstaplerfahrer. «Als Johansson vor ein paar Tagen gefragt hat, konntest du dich nicht erinnern. Du bist doch weich in der Birne.» Offenbar hielt er Martin Beck für harmlos, denn er zündete sich völlig ungeniert eine neue Zigarette an und ergänzte erklärend: «Der Alte ist total verkalkt. Nächste Woche wird er freigestellt, und zum Jahreswechsel geht er in Rente. Das heißt, wenn er dann noch lebt.» «Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis», erwiderte der alte Mann beleidigt. «Natürlich erinnere ich mich an Kalle Svärd. Aber mir hat keiner gesagt, dass er tot ist.» Martin Beck blieb stumm.

«Toten kann ja nicht mal die Bullerei was anhängen», fuhr der Mann philosophisch fort.

Der Gabelstaplerfahrer stand auf, nahm den Bierkasten, auf dem er gesessen hatte, und ging zum Hallentor.

«Hoffentlich kommt der verdammte Lastwagen bald», sagte er.

«Damit ich endlich aus diesem Altersheim rauskomme.»

Mit diesen Worten setzte er sich draußen in die Sonne.

«Wie war Kalle Svärd denn so?», erkundigte sich Martin Beck.

Der Mann schüttelte den Kopf, räusperte sich erneut und spuckte. Diesmal zielte er nicht, und die Spucke landete nur zwei Zentimeter von Martin Becks rechtem Schuh entfernt.

300

«Wie er war? Das willst du wissen?» «Ja.»

«Und er ist auch wirklich tot?» «Ja.»

«Ja, wenn das so ist, kann ich dem werten Herrn erzählen, dass Kalle Svärd das größte verdammte Arschloch war, das es in diesem Scheißland je gegeben hat. Zumaldest, das ich getroffen habe.»

«In welcher Hinsicht?» Der Mann lachte heiser. Dann meinte er: «In jeder verdammten Hinsicht, die es nur gibt. Ich habe nie mit einem übleren Burschen zusammengearbeitet, und das will schon was heißen, denn ich bin ein Mann, der auf allen Weltmeeren zu Hause gewesen ist, yes Sir. Nicht mal so eine faule Socke wie der da draußen kann es mit Kalle Svärd aufnehmen. Und dabei sind es Typen wie die Pappnase da, die einen guten Beruf zu einem richtigen Scheißjob gemacht haben.»

Er nickte zur Tür.

«Hatte Svärd was Besonderes an sich?»

«Was Besonderes? Und ob der was Besonderes war. Vor allem war er der faulste Sack, der mir jemals untergekommen ist. Keiner konnte so eine ruhige Kugel schieben wie der. Und keiner war so geizig und unsolidarisch. Der hätte nicht mal einem Sterbenden einen Schluck Wasser gegeben.» Der Mann verstummte. Dann sagte er verschmitzt: «Obwohl er natürlich auch seine guten Seiten hatte.» «Welche?»

Der Blick des Manns flackerte ein wenig, und er zögerte, bevor er antwortete:

«Naja, den Vorarbeitern in den Arsch kriechen, das konnte er gut. Und andere für sich arbeiten lassen. Sich krank stellen. Er

301

hat es ja auch hingekriegt, Frührentner zu werden, bevor es mit den Entlassungen losging.»

Martin Beck setzte sich auf die Kiste.

«Sie wollten was anderes sagen», meinte er.

«Wollte ich?»

«Ja, was wollten Sie sagen?»

«Stimmt das auch wirklich, dass Kalle den Löffel abgegeben hat?»

«Ja, er ist tot. Ehrenwort.»

«Bullen und Ehrenwort, dass ich nicht lache. Eigentlich soll man ja von den Toten nicht schlecht reden, aber ich bin immer schon der Meinung gewesen, dass das nicht so wichtig ist, Hauptsache, man verhält sich den Lebenden gegenüber solidarisch.» «Das sehe ich genauso», erwiderte Martin Beck. «Und, was konnte Kalle Svärd denn jetzt so gut?»

«Er hatte echt was darin weg, die richtigen Kisten zu zerdeppern. Aber das hat er meistens nur während der Überstunden gemacht, damit kein anderer was abkriegte.» Martin Beck stand auf. Das war eine Information und sicher die einzige, die der Mann ihm geben konnte. Die richtigen Kisten kaputt zu schlagen war in diesem Job von jeher wichtig gewesen, ein Arbeitstrick und wohlgehütetes Geheimnis. Alkohol, Tabak und Lebensmittel eigneten sich besonders gut für Transportschäden. Und natürlich diverse gut verkäufliche Artikel in passender Größe.

«Tja», meinte der Arbeiter. «Jetzt ist es mir rausgerutscht. Das war es doch, was du wissen wolltest. Und jetzt hau ab. Tschüs, Genosse.»

Karl Edvin Svärd war nicht beliebt gewesen, aber keiner konnte behaupten, dass man ihn nicht solidarisch behandelt hatte, jedenfalls solange er lebte. «Wiedersehen», sagte der Mann. «Wiedersehen.»

302

Martin Beck hatte einen Schritt Richtung Tür gemacht und schon den Mund geöffnet, um «Vielen Dank» oder etwas in der Art zu sagen, hielt dann jedoch inne und kehrte zu der Kiste zurück.

«Ich setz mich gern noch einen Moment und unterhalte mich», meinte er.

«Hä?», sagte der Mann.

«Schade, dass wir kein Bier haben. Aber ich kann welches holen gehen.» Der Mann starre ihn an. Langsam wich die Resignation in seinem Gesicht einem Ausdruck von Verwunderung. «Hä?», wiederholte er misstrauisch. «Du willst reden? Mit mir?»

«Ja, sicher.»

«Ich hab was da», sagte der Mann. «Bier, meine ich. Unter der Kiste, auf der du sitzt.»

Martin Beck stand auf, und der Mann holte zwei Büchsen Carlsberg Hof hervor.

«Ist es okay, wenn ich bezahle?», fragte Martin Beck. «Das finde ich verdammt okay. Aber du musst nicht unbedingt.»

Martin Beck holte einen Fünfer heraus, überreichte ihn, setzte sich und sagte:

«Du bist zur See gefahren, hast du gesagt. Wann hast du angemustert?»

«1922 in Sundsvall. Auf einem Kutter, der *Vorwärts* hieß. Der Skipper hieß Jansson. Wenn es jemals ein Dreckschwein gegeben hat, dann ihn.»

Als sie sich eine Weile unterhalten und beide eine weitere Bierbüchse geöffnet hatten, kam der Gabelstaplerfahrer herein. Er starre sie

verblüfft an und sagte: «Sind Sie wirklich Polizist?»

303

Martin Beck antwortete nicht.

«Verdammtd, man sollte Sie anzeigen», sagte der Fahrer und kehrte zu seinem Platz in der Sonne zurück.

Martin Beck ging erst, als gut eine Stunde später der Lastwagen kam.

Das Gespräch war aufschlussreich gewesen. Es war oft interessant, alten Arbeitern zuzuhören, und völlig unverständlich, dass sich keiner mehr die Zeit dazu nahm. Der Mann hatte sowohl an Land als auch auf See so einiges erlebt. Warum kamen solche Menschen nie in den Massenmedien zu Wort? Hörten die Politiker und Technokraten ihnen jemals zu?

Bestimmt nicht, sonst hätten viele fatale Fehlentscheidungen in Beschäftigungs- und Umweltfragen vermieden werden können. Was Svärd betraf, gab es jetzt ein weiteres loses Ende, dem er nachgehen musste.

Aber Martin Beck fühlte sich dazu im Moment nicht fähig. Er war es nicht gewohnt, vor dem Mittagessen drei Dosen Bier zu trinken, und die Folgen machten sich bereits bemerkbar. Ein leichtes Schwindelgefühl und bohrende Kopfschmerzen. Doch das waren keine unheilbaren Gebrechen. Bei Slussen nahm er ein Taxi zum Zentralbad, setzte sich fünfzehn Minuten in die Sauna, danach zehn Minuten eine Bank höher, tauchte mehrere Male prustend ins Kaltwasserbecken ein und beendete das Ganze mit einer Stunde Schlaf auf der Pritsche in seiner Kabine. Die Kur zeigte die erhoffte Wirkung, und als er kurz nach Mittag zum Büro der Speditionsfirma an der Skeppsbron kam, war er wieder vollkommen klar.

Er hatte ein Anliegen vorzubringen und rechnete damit, auf wenig Verständnis zu stoßen. Die Reaktion fiel wie erwartet aus.

«Transportschäden?»

304

Genau.

«Natürlich gibt es Transportschäden. Wissen Sie, wie viele Tonnen an Gütern wir im Jahr umschlagen?» Die Frage war rhetorisch. Man wollte ihn möglichst schnell wieder loswerden, aber er ließ nicht locker.

«Heutzutage, mit den neuen Systemen, gibt es natürlich weniger

Transportschäden, aber dafür sind die Verluste umso größer, wenn es einmal zu Schäden kommt. Der Containerverkehr ...»

Martin Beck interessierte sich nicht für den Containerverkehr. Er wollte wissen, was zu Svärds Zeit vorgefallen sein konnte. «Vor sechs Jahren?» «Ja, oder noch früher. Sagen wir, in den Jahren 65 und 66.» «Es ist völlig absurd, was Sie da von uns verlangen. Wie sollten wir so etwas beantworten können? Ich sagte Ihnen ja bereits, in den alten Packhäusern gab es öfter Transportschäden. Manchmal sind Kisten kaputtgegangen, aber eventuelle Verluste waren natürlich immer durch Versicherungen abgedeckt. Einzelne Lagerarbeiter sind selten verantwortlich gemacht worden. Sicher, es ist schon mal vorgekommen, dass jemand entlassen wurde, aber das waren meistens Aushilfskräfte. Unfälle ließen sich nun einmal nicht völlig vermeiden.» Er wollte nicht wissen, ob man jemanden entlassen hatte. Stattdessen erkundigte er sich, ob nicht festgehalten wurde, wenn ein Schadensfall eintrat und wer die Verantwortung dafür trug. Doch, der Vorarbeiter machte natürlich einen Vermerk im Lagerbuch.

Gab es diese Lagerbücher noch?

Denkbar.

Wenn ja, wo?

In irgendeiner alten Kiste auf dem Dachboden. Unmöglich zu finden. Jedenfalls nicht auf die Schnelle.

305

Die Firma war uralt und hatte ihre Hauptverwaltung von jeher in der Altstadt gehabt. In Ecken und Nischen gab es mit Sicherheit so manches Schriftstück.

Martin Beck ließ nicht locker und hatte sich binnen kürzester Zeit sehr unbeliebt gemacht. Diesen Preis bezahlte er jedoch gern. Nach einer weiteren kurzen Diskussion über die Frage, welche Bedeutung der Begriff «unmöglich» eigentlich hatte, sah man ein, dass die einfachste Art, ihn wieder loszuwerden, wahrscheinlich die war, sich seinem Willen zu beugen. Ein junger Mann wurde auf den Speicher geschickt und kehrte umgehend mit leeren Händen und resignierter Miene zurück. Martin Beck fiel auf, dass der Jüngling nicht einmal Staub auf dem Jackett hatte, und bot an, ihn bei seiner nächsten Expedition zu begleiten.

Auf dem Dachboden war es sehr heiß, Staub wirbelte in den Sonnenstrahlen, die durch die Dachluken hereinfielen, aber ansonsten war es eine relativ leichte Arbeit. Nach einer halben Stunde fanden sie die richtige Kiste. Die Hauptbücher waren altertümlich, mit Leinenrücken und grau gesprankelten Pappeinbändern. Die Nummern der einzelnen Packhäuser standen genau wie die Jahreszahlen auf Etiketten. Insgesamt fanden sie fünf Bände mit der richtigen Nummer für das zweite Halbjahr 65 und das erste Halbjahr 66.

Der junge Mann aus dem Büro sah jetzt nicht mehr ganz so tadellos aus. Sein Jackett war reif für die chemische Reinigung und sein Gesicht

staubig. Und schweißverschmiert. Im Büro betrachtete man die Hauptbücher mit Widerwillen und Erstaunen.

Nein, man wollte keine Quittung für die Bücher haben, es spielte keine Rolle, ob sie jemals wieder zurückgeschickt wurden. «Ich hoffe, ich habe Ihnen keine zu großen Umstände gemacht», bemerkte Martin Beck liebenswürdig.

306

Seine Helfer sahen ihm teilnahmslos hinterher, als er sich mit seiner Beute unter dem Arm entfernte.

Er hatte nicht das Gefühl, die größte Serviceeinrichtung des Landes beliebter gemacht zu haben. So hatte der Reichspolizeichef die Polizei kürzlich in einer Verlautbarung genannt, die auch unter Polizisten an Bestürzung grenzende Verblüffung ausgelöst hatte.

In Västberga brachte er die Schwarten auf die Toilette und entstaubte sie. Anschließend wusch er sich, ging in sein Büro und setzte sich, um zu lesen.

Es war drei, als er anfing, und fünf, als er der Meinung war, fertig zu sein. Die Lagerbücher waren einigermaßen ordentlich geführt worden, für einen Außenstehenden jedoch größtenteils ein Buch mit sieben Siegeln. Die Aufzeichnungen waren Tag für Tag geführt worden und hatten die umgeschlagene Gütermenge in einer stark verkürzten Terminologie festgehalten. Aber es fand sich auch das, wonach Martin Beck suchte. In unregelmäßigen Abständen gab es Anmerkungen zu beschädigten Gütern. Zum Beispiel:

Transportschaden 1 Kiste Suppenkonserpen, Warenan. Svanbergs Großhandel, Huvudstagat. 16, Solna.

Die Notiz hielt stets die Art der Ware und den Empfänger fest. Dagegen enthielt sie keine Informationen über Umfang, Art oder Verursacher des Schadens.

Es war wirklich nicht besonders oft passiert, aber im Vergleich zu anderen beschädigten Gütern bildeten Alkohol, Lebensmittel und andere Waren des täglichen Gebrauchs die überwältigende Mehrheit.

Martin Beck übertrug sämtliche Schadensberichte mit Datum in seinen Notizblock und kam auf insgesamt etwa fünfzig Posten. Als er mit den Büchern fertig war, trug er den Stapel in

307

die Verwaltung und notierte auf einem Zettel, dass sie an die Spedition zurückgeschickt werden sollten.

Auf den Stapel legte er eine der weißen Korrespondenzkarten der staatlichen Polizei und schrieb:

Vielen Dank für Ihre Hilfe! Beck.

Auf dem Weg zur U-Bahn dachte er, dass die Firma so ein paar zusätzliche Güter bearbeiten musste, und empfand zu seinem Erstaunen eine gewisse kindliche Schadenfreude. Während er auf den vandalisierten Zug der grünen Linie wartete, dachte er an den modernen Containerverkehr; niemand konnte versehentlich einen Stahlcontainer

mit Cognacflaschen fallen lassen, die man anschließend zerschlug, um den Inhalt liebevoll in Eimern und Kanistern aufzufangen. Dagegen konnten die Verbrechersyndikate von heute praktisch alles Mögliche in Containern einschmuggeln, was auch tagtäglich geschah, da der Zoll der Entwicklung der Dinge hoffnungslos hinterherhinkte und sich vor allem mit der sinnlosen Verfolgung einzelner Reisender beschäftigte, die höchstens eine Stange Zigaretten oder eine nicht deklarierte Flasche Whisky in ihrem Gepäck hatten.

Die U-Bahn kam.

Am Hauptbahnhof nahm er eine andere Bahn und stieg an der Haltestelle Handelshögskolan aus.

Im Systembolaget, dem staatlichen Geschäft für alkoholhaltige Getränke in der Surbrunnsgatan, starre die Verkäuferin misstrauisch auf sein Jackett, das von seinem Besuch auf dem Dachboden der Spedition staubig und verknittert war. «Ich hätte gerne zwei Flaschen Rotwein», sagte er. Sie griff sofort unter den Verkaufstresen und drückte den Knopf, der die rote Kontrolllampe aufleuchten ließ. «Darf ich Sie bitten, sich auszuweisen», sagte sie grimmig. Martin Beck zeigte ihr seinen Dienstausweis, und sie errötete

184

leicht, so als wäre sie das Opfer eines ungewöhnlich dummen und unpassenden Scherzes geworden. Dann ging er zu Rhea.

Er zog an der Glockenschnur und drückte anschließend die Klinke herunter. Die Tür war abgeschlossen. Aber im Flur brannte Licht, und nach etwa einer halben Minute versuchte er es noch einmal.

Sie öffnete. Heute trug sie eine braune Cordhose und eine lila Strickjacke, die halb die Oberschenkel bedeckte.

«Ach, du bist's», sagte sie säuerlich.

«Ja. Darf ich hereinkommen?»

Sie sah ihn an.

«Okay.»

Sie machte abrupt kehrt, und er folgte ihr in den Flur. Nach zwei Schritten hielt sie an und blieb mit gesenktem Kopf stehen. Dann ging sie zur Tür zurück und öffnete das Schnappschloss. Anschließend überlegte sie es sich anders, sperrte wieder ab und ging vor ihm in die Küche.

«Ich habe zwei Flaschen Wein gekauft.»

«Stell sie in die Vorratskammer», sagte sie und setzte sich an den Küchentisch, auf dem zwei aufgeschlagene Bücher, einige Blätter, ein Stift und ein rosa Radiergummi lagen.

Er nahm die Flaschen aus der Tüte und stellte sie weg. Sie schielte zu ihm herüber und sagte schlecht gelaunt:

«Warum hast du so einen teuren gekauft?»

Er setzte sich ihr gegenüber. Sie starre ihm in die Augen und sagte:

«Svärd, was?»

«Nein», antwortete er sofort. «Allerdings benutze ich ihn als Vorwand.»

«Du brauchst einen Vorwand?» «Ja, ich schon.»

309

«Gut», meinte sie. «Okay. Dann kochen wir Tee.»

Sie schob die Bücher zur Seite, stand auf und fing an, mit den Küchenutensilien zu klappern.

«Eigentlich wollte ich heute Abend lernen», sagte sie. «Aber das macht nichts. Es ist so verdammt langweilig, allein zu sein. Hast du schon gegessen?» «Nein.»

«Gut. Dann mach ich uns was.»

Sie stand breitbeinig da, eine Hand auf der Hüfte, und kratzte sich mit der anderen im Nacken.

«Reis», sagte sie. «Das schmeckt immer. Ich kische Reis, und dann mache ich noch was rein, damit es lecker wird.» «Ja, klingt gut.»

«Das dauert allerdings ein bisschen, zwanzig Minuten vielleicht. Wir trinken erst mal Tee.»

Sie stellte Tassen auf den Tisch und schenkte ein. Setzte sich, schloss ihre kräftigen breiten Hände um die Tasse und blies auf den Tee, während sie ihn ansah, immer noch ein wenig mürrisch.

«Was Svärd betrifft, hattest du übrigens recht. Er hatte Geld auf der Bank. Ziemlich viel sogar.» «Mhmm», machte sie.

«Jemand hat ihm 750 Kronen im Monat gezahlt. Hast du eine Ahnung, wer das gewesen sein könnte?» «Nein. Er kannte doch niemanden.»

«Warum könnte er umgezogen sein?» Sie zuckte mit den Schultern.

«Ich kann mir höchstens vorstellen, dass er sich nicht wohl gefühlt hat. Er war doch so seltsam. Mehrmals hat er sich beschwert, dass ich die Haustür abends nicht früher abschließe. Anscheinend hat er gedacht, das Haus wäre nur für ihn da.» «Ja, stimmt.»

310

Sie schwieg eine ganze Weile. Dann sagte sie: «Was stimmt? Gibt es über Svärd irgendwas Interessantes?» «Ich weiß nicht, ob du es interessant findest», erwiderte Martin Beck. «Jemand muss ihn erschossen haben.»

«Merkwürdig», sagte sie. «Erzähl.»

Sie fing wieder an, mit ihren Töpfen zu klappern, war aber ganz Ohr und unterbrach ihn nicht, runzelte jedoch hin und wieder die Stirn.

Als er fertig war, lachte sie schallend los.

«Das ist ja großartig», sagte sie. «Liest du keine Krimis?»

«Nein.»

«Ich lese jede Menge Krimis, alle möglichen, und vergesse das meiste, was ich lese, gleich wieder. Aber das ist ein klassischer Fall. Der verschlossene Raum, darüber gibt es lange Abhandlungen. Ich habe erst neulich eine gelesen. Warte mal kurz. Stell schon mal die Teller auf den Tisch. Nimm die Sojasauce aus dem Regal. Deck den Tisch ein bisschen nett.» Er gab sein Bestes. Sie war ein paar Minuten weg und kehrte mit einer Zeitschrift in der Hand zurück. Legte sie aufgeschlagen neben ihren Teller und begann anschließend, Essen aufzufüllen.

«Iss», befahl sie. «Solange es noch heiß ist.» «Schmeckt gut», erklärte er. «Mhmm», sagte sie. «Ich habe es wieder einmal geschafft.» Sie schlängelte eine ordentliche Portion hinunter, guckte dann in die Zeitschrift und sagte:

«Hör zu. Der verschlossene Raum. Eine Untersuchung. Es gibt drei Hauptkategorien, A, B und C. A: Das Verbrechen ist in einem verschlossenen Raum begangen worden, der wirklich verschlossen und verriegelt war und aus welchem der Mörder verschwunden ist, weil sich gar kein Mörder in dem Raum aufgehalten hat. B: Das Verbrechen ist in einem Raum begangen

311

worden, der nur scheinbar hermetisch verschlossen war und aus dem man auf irgendeine mehr oder weniger listige Art verschwinden konnte. C: Morde, bei denen der Mörder dableibt und sich versteckt hält.» Sie verteilte einen Nachschlag auf den Tellern. «Kategorie C scheinen wir ausschließen zu können», meinte sie. «Niemand kann sich zwei Monate versteckt halten, vor allem, wenn er nur eine halbe Büchse Katzenfutter zum Leben hat. Aber hier gibt es jede Menge Unterkategorien. Zum Beispiel A 5: Mord mit Hilfe von Tieren. Oder B 2: Man verschafft sich Zugang durch die Seite der Tür, an der die Scharniere sitzen, während Schlosser und Riegel nicht angerührt werden, woraufhin man die Scharniere wieder festschraubt.» «Wer hat das geschrieben?» Sie sah nach.

«Er heißt Göran Sundholm. Er zitiert auch andere. A 7 ist auch nicht schlecht. Mord durch Illusion, durch fehlerhafte Zeitfolge. Eine nette Variante ist auch A 9: Das Opfer erhält den tödlichen Schlag an einem anderen Ort, worauf es sich in den fraglichen Raum begibt und sich einschließt, bevor es stirbt. Aber lies selbst.»

Sie gab ihm die Zeitschrift. Martin Beck überflog den Artikel und legte ihn weg.

«Wer spült?», fragte sie.

Er stand auf und begann abzuräumen.

Sie zog die Beine hoch, stellte die Fersen aufs Sitzpolster und legte die Arme um ihre Knie.

«Du bist doch Polizist», sagte sie. «Eigentlich müsste es dir Spaß machen, wenn mal was passiert, das anders ist als sonst. Denkst du, dass dieser seltsame Mörder im Krankenhaus angerufen hat?»

«Weiß nicht.»

312

«Ich finde, es klingt plausibel.»

Sie zuckte mit den Schultern.

«Das Ganze ist natürlich total simpel», meinte sie.

«Wahrscheinlich.»

Er hörte, wie jemand die Klinke der Wohnungstür herunterdrückte, aber die Glocke klingelte nicht, und Rhea reagierte auch nicht.

Es gab hier ein funktionierendes System. Wenn man seine Ruhe haben wollte, schloss man ab. Wenn jemand andererseits etwas Wichtiges wollte, klingelte er. Das erforderte ein vertrauensvolles Verhältnis zu seiner Umwelt. Martin Beck setzte sich.

«Vielleicht sollten wir mal den teuren Wein probieren», sagte sie. Er schmeckte wirklich gut. Lange Zeit sagte keiner von ihnen etwas. «Kommst du damit klar, Polizist zu sein?» «Tja.»

«Wir können ein anderes Mal darüber sprechen.» «Man will mich anscheinend zum Kriminaldirektor befördern.»

«Und das möchtest du nicht», stellte sie fest.

Wieder etwas später fragte sie:

«Was für Musik magst du? Ich habe alles Mögliche.»

Sie gingen in das Zimmer mit dem Plattenspieler und den zusammengewürfelten Sesseln. Legten etwas auf.

«Jetzt zieh doch endlich mal das Jackett aus. Und die Schuhe.»

Sie hatte die zweite Flasche geöffnet, aber sie tranken jetzt langsam.

«Als ich gekommen bin, warst du sauer», sagte er. «Ja und nein.»

187

Mehr sagte sie nicht. Ihr Verhalten war ein Signal gewesen. Dass man sie nicht einfach flachlegte. Sie begriff, dass er das verstanden hatte, und er wusste, dass sie es wusste. Martin Beck trank einen Schluck Wein. In diesem Moment ging es ihm unverschämt gut.

Er blinzelte zu ihr hinüber, während sie mit finsterer Miene und den Ellbogen auf dem Tisch dasaß.

«Sollen wir ein Puzzle legen?», sagte sie unvermittelt.

«Ich habe zu Hause ein gutes», erwiderte er. «Die alte Queen Elizabeth.»

Das war nicht gelogen. Er hatte es vor etwa zwei Jahren gekauft, dann aber nie wieder einen Gedanken daran verschwendet, dass er es besaß.

«Bring es mit, wenn du das nächste Mal kommst», sagte sie. Sie wechselte schnell und unvermittelt die Sitzhaltung, ging in den Schneidersitz und stützte das Kinn in die Hände. Sie sagte:

«Ich sollte dir vielleicht sagen, dass man bis auf weiteres überhaupt nicht mit mir schlafen kann.» Er warf ihr einen schnellen Blick zu, und sie fuhr fort: «Du weißt ja, wie das mit Frauen ist. Infektionen und so weiter.» Martin Beck nickte.

«Mein Sexleben ist uninteressant», erklärte sie. «Und deins?» «Nicht vorhanden.» «Nicht gut», sagte sie.

Sie legte eine neue Platte auf, und sie tranken noch etwas. Er gähnte.

«Du bist müde», sagte sie. Er erwiderte nichts.

«Aber du willst nicht nach Hause gehen», sagte sie. «Okay, dann geh nicht nach Hause.»

187

Unmittelbar darauf sagte sie:

«Ich denke, ich werde doch noch versuchen, ein wenig zu lernen.
Außerdem mag ich diese verdammte Hose nicht. Eng und idiotisch.»
Sie riss sich die Kleider vom Leib und knallte sie in einem Haufen auf den Fußboden. Anschließend zog sie ein dunkelrotes Flanellnachthemd an, das ihr bis zu den Füßen reichte und generell sehr seltsam aussah.
Er beobachtete sie interessiert, während sie sich umzog. Nackt sah sie genau so aus, wie er sie sich vorgestellt hatte. Ein fester Körper, kräftig und gut gebaut. Blonde Haare. Gewölbter Bauch, kleine runde Brüste. Recht große, hellbraune Brustwarzen.

Er dachte: Keine Narben, Muttermale oder andere besondere Kennzeichen.

«Warum legst du dich nicht etwas hin», sagte sie. «Du siehst völlig fertig aus.»

Martin Beck gehorchte. Er war wirklich geschafft und schief praktisch sofort ein. Als Letztes sah er, wie sie sich, den blonden Kopf über die Bücher gesenkt, an den Tisch setzte. Als er die Augen wieder aufschlug, stand sie über ihn gebeugt und sagte:

«Wach auf. Es ist zwölf. Ich habe einen Mordshunger. Kannst du runtergehen und die Tür abschließen, während ich uns im Ofen ein Sandwich mache? Der Schlüssel hängt am linken Türpfosten, an einer grünen Schnur.»

188

27

Malmström und Mohren überfielen die Bank am Freitag, dem 14. Juli. Exakt Viertel vor drei marschierten sie in Donald-Duck-Masken, Gummihandschuhen und orangefarbenen Overalls zur Tür herein. Sie hielten ihre großkalibrigen Pistolen in den Händen, und Mohren schoss als Erstes in die Decke. Damit alle Anwesenden begriffen, was los war, rief er danach in sehr gebrochenem Schwedisch:

«Das ist ein Banküberfall!»

Hauser und Hoff trugen ihre übliche Straßenkleidung sowie große schwarze Kapuzen mit Löchern für die Augen. Hauser war darüber hinaus mit einer Maschinenpistole und Hoff mit der abgesägten Schrotflinte der Marke Maritza ausgerüstet. Sie blieben an den Türen stehen, um den Fluchtweg zu den Autos frei zu halten.

Hoffließ die Mündung seiner Schrotflinte hin und her pendeln, um Unbeteiligte auf Distanz zu halten, während Hauser seine vorgesehene taktische Position einnahm, sodass er entweder in die Bankfiliale hinein oder auf den Bürgersteig hinaus feuern konnte.

In der Zwischenzeit leerten Malmström und Mohren systematisch die Kassen.

Nie zuvor war etwas so exakt nach Plan verlaufen. Fünf Minuten zuvor war auf einem Garagengrundstück in der Rosenlundsgatan in Söder ein Schrottauto explodiert. Unmittelbar nach dem Knall feuerte jemand eine Reihe von Schüssen in verschiedene Richtungen ab, und in einem Haus brach Feuer aus. Unternehmer A, der diese spektakulären Ereignisse

inszeniert hatte, ging in aller Ruhe quer durch den Häuserblock zur nächsten Straße, um in seinen Wagen zu steigen und nach Hause zu fahren.

Eine Minute später setzte ein gestohlener Möbelwagen in die Toreinfahrt zum Hof des Polizeipräsidiums zurück, und zwar so schief, dass er sich in der Ausfahrt verkeilte. Sein Laderaum spuckte einen Berg Pappkartons aus, die mit ölgetränkter Holzwolle gefüllt waren und sofort in Flammen aufgingen. In der Zwischenzeit spazierte Unternehmer B seelenruhig auf dem Bürgersteig davon, scheinbar gleichgültig angesichts des Chaos, das er verursacht hatte.

Ja, das Ganze verlief nach Plan. Alles stimmte bis ins letzte Detail und wurde nach dem verabredeten Schema punktgenau ausgeführt.

Aus Sicht der Polizei funktionierte im Großen und Ganzen auch alles wie erwartet. Alles geschah, wie man es vorhergesehen hatte, und zur berechneten Zeit. Es gab da nur ein kleines Problem.

Malmström und Mohren überfielen keine Bank in Stockholm.

Sie überfielen eine Bank in Malmö.

Per Mänsson, Kriminalhauptmeister im Ermittlungsdezernat der Malmöer Polizei, saß in seinem Zimmer und trank Kaffee. Er hatte Aussicht auf den Hof und verschluckte sich an seinem Kopenhagener, als es knallte und große, dicke Rauchwolken von der Ausfahrt zu ihm hereinqualmten. Im selben Moment riss Benny Skacke, ein vielversprechender junger Mann, der es trotz großer Bemühungen um seine Karriere bis jetzt nur zum Kriminalassistenten gebracht hatte, Mänssons Tür auf und rief, es sei Katastrophenalarm. In der Rosenlundsgatan sei ein Bombenanschlag verübt worden, außerdem werde wüst geschossen und mindestens ein Gebäude stehe in Brand.

Obwohl Skacke seit dreieinhalb Jahren in Malmö lebte, hatte er noch nie von der Rosenlundsgatan gehört und wusste folglich nicht, wo sie lag. Das wusste dagegen Per Mänsson, der seine Stadt in- und auswendig kannte und dem es sehr merkwürdig vorkam, dass jemand einen Anschlag in dieser gottvergessenen Straße im friedlichen Stadtteil Sofielund, im Volksmund auch Söder genannt, verübt haben sollte. Aber weder er noch irgendein anderer Polizist hatte im Grunde eine Chance, nachzudenken. Während alles verfügbare Personal in südliche Richtung dirigiert wurde, schien gleichzeitig das Polizeipräsidium selbst bedroht zu sein; es dauerte eine ganze Weile, bis man begriff, dass die taktische Reserve auf dem Hof eingesperrt war. Einige erreichten die Rosenlundsgatan per Taxi oder in Privatwagen, die keinen Funk hatten. Mänsson selbst war um 15.07 Uhr vor Ort. Da hatte die linke städtische Feuerwehr den Brand bereits gelöscht, der offensichtlich gelegt worden war und eine leerstehende Garage leicht beschädigt hatte. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich beträchtliche Polizeikräfte in dem Gebiet, aber außer einem übel zugerichteten alten Auto entdeckte man nichts

Verdächtiges. Acht Minuten später schnappte ein Motorradpolizist einen Funkspruch auf, dem zufolge mitten in der Stadt eine Bank überfallen wurde.

Zu der Zeit hatten Malmström und Mohren Malmö bereits verlassen. Sie waren in einem blauen Fiat davongefahren und nicht verfolgt worden. Bereits fünf Minuten später hatten sie sich getrennt und auf zwei andere Autos verteilt. Als es der Polizei schließlich gelungen war, das Durcheinander vor der eigenen Haustür zu beseitigen und den Umzugslaster und die lästigen Kartons loszuwerden, sperre man die Ausfallstraßen ab. Es wurde landesweit Alarm ausgelöst und nach dem Fluchtauto gefahndet.

190

Drei Tage später fand man es zusammen mit Overalls, Donald-Duck-Masken, Gummihandschuhen, Pistolen und diversen anderen Gegenständen in einem Verschlag auf dem Ostgelände des Hafens. Hauser und Hoff waren die üppigen Honorare wert, die man auf die Girokonten ihrer Frauen überwiesen hatte. Zehn Minuten hielten sie die Stellung, nachdem Malmström und Mohren verschwunden waren. Tatsächlich machten sie sich erst aus dem Staub, als sich die ersten Polizisten blicken ließen. Es handelte sich um zwei zufällig vorbeikommende Beamte auf Fußstreife, die außer mit Schulkindern, die an öffentlichen Plätzen Leichtbier tranken, nur sehr wenig Erfahrung hatten und sich darauf beschränkten, bis zur Heiserkeit in ihre tragbaren Funkgeräte zu schreien. Zu diesem Zeitpunkt gab es kaum einen Polizisten in Malmö, der nicht in ein Funkgerät schrie, jedoch praktisch niemanden, der zuhörte. Hauser gelang sogar die Flucht, womit niemand, am wenigsten er selbst, gerechnet hatte. Er verließ das Land unbehelligt mit der Fähre von Heisingborg nach Helsingør. Hoff wurde aufgrund eines merkwürdigen Versehens gefasst. Um fünf vor vier ging er nämlich an Bord der Eisenbahnfähre *Malmöhus*, und zwar in einem grauen Anzug, weißem Hemd, Krawatte und einer schwarzen Kapuze, Modell Ku-Klux-Klan. Er war ein wenig zerstreut und hatte vergessen, sie abzunehmen. Die Polizisten und Zollbeamten am Fährhafen ließen ihn in dem Glauben durch, es müsse sich um eine Maskeradenparty oder einen Junggesellenabschied an Bord handeln, aber das Personal auf dem Schiff fand, dass er sich seltsam benahm, und bei seiner Ankunft im Freihafen auf dänischer Seite wurde er einem unbewaffneten, älteren dänischen Streifenpolizisten übergeben, der fast seine Flasche Carlsberg Hof fallen gelassen hätte, als der Festgenommene gutmütig zwei geladene Pistolen, ein Bajonett und eine scharfe Handgranate in einem kleinen Büro am Freiha

190

fenbahnhof auf den Tisch legte. Der Däne erholte sich schnell; es war ja auch besonders stimulierend, einen Gefangenen mit einem so netten Namen zu haben, der einen eher an Bier als an Banküberfälle denken ließ.

Außer einer Fahrkarte nach Frankfurt hatte Hoff einiges Geld dabei, genau genommen vierzig deutsche Mark, zwei dänische Zehner und drei Kronen und fünfunddreißig Ore in schwedischer Währung.

Das war alles, was man von der Beute antraf. Somit beschränkte sich der Verlust der Bank auf 2 613 496 Kronen und fünfundsechzig Ore. In Stockholm taten sich merkwürdige Dinge. Am schlimmsten erging es Einar Rönn.

Er hatte mit sechs weiteren Polizeibeamten den weniger wichtigen Auftrag erhalten, die Rosenlundsgatan zu bewachen und Unternehmer A zu ergreifen. Da die Straße ziemlich lang war, verteilte er seine kleine Truppe taktisch klug: eine mobile Einheit von zwei Mann in einem Wagen und die Übrigen an strategischen Punkten.

Bulldozer Olsson hatte ihm eingeschärft, Ruhe zu bewahren und sich, ganz gleich was geschah, vor allem nicht aus der Fassung bringen zu lassen.

Um 14.38 Uhr stand er gegenüber der Parkanlage Bergsgruvan auf dem Bürgersteig und war einigermaßen gefasst, als zwei junge Männer zu ihm traten. Sie sahen aus, wie die Leute heutzutage meistens aussahen, nämlich schmutzig. «Haste mal 'ne Fluppe?», sagte der eine. «Jau, nein», antwortete Rönn friedfertig. «Das heißt, ich habe keine.»

Eine Sekunde später war ein Stilett auf seinen Bauch gerichtet, während gleichzeitig in beunruhigender Nähe seines Kopfs eine Fahrradkette geschwungen wurde.

191

«Jetzt aber, du dreckiger Freier», sagte der Jüngling mit dem Stilett. Und im gleichen Atemzug zu seinem Komplizen:

«Du schnappst dir das Portemonnaie. Ich nehm die Uhr und den Bing. Dann schlitzen wir den Alten auf.»

Rönn war zwar weder in Jiu-Jitsu noch in Karate eine große Leuchte, aber ein bisschen war ihm aus der Turnhalle noch in Erinnerung geblieben.

Also stellte er dem Messerstecher clever ein Bein, woraufhin der auf seinem Hintern landete. Die Fortsetzung war nicht ganz so geglückt. Obwohl Rönn schnell den Kopf wegzog, traf ihn ein harter Schlag der Kette über dem rechten Ohr, aber als ihm schwarz vor Augen wurde, packte er gleichzeitig Räuber Nummer zwei und zog ihn mit sich auf den Bürgersteig hinunter. «Jetzt hat dein letztes Stündlein geschlagen, Alter», zischte der Bursche mit dem Stilett.

Doch im gleichen Moment war die mobile Einheit zur Stelle, und als Rönn wieder klar sehen konnte, hatten die Polizisten die liegenden Gewalttäter schon mit Schlagstöcken und Pistolenkolben verprügelt und ihnen außerdem Handschellen angelegt.

Der Mann mit der Fahrradkette erholte sich als Erster, schaute sich um, während ihm Blut übers Gesicht lief, und sagte ungläubig: «Was ist passiert?»

«Du bist geradewegs in eine Polizeifalle getappt, Junge», antwortete einer der Beamten.

«Polizeifalle? Für uns? Habt ihr sie noch alle? Wir wollten doch nur einen Freier ausnehmen.»

Rönn hatte eine Beule am Kopf, was übrigens der einzige körperliche Schaden war, welcher der Sonderkommission an diesem Tag zugefügt wurde.

192

Ansonsten konnte man höchstens von psychischen Leiden sprechen. In dem technisch bestens ausgerüsteten grauen Bus, der die Einsatzzentrale beherbergte, hüpfte Bulldozer Olsson vor lauter Vorfreude pausenlos herum, was nicht nur für den Funker, der seinen Job zu machen versuchte, ausgesprochen störend war, sondern auch für den ebenfalls anwesenden Kollberg. Nachdem die Spannung um 14.45 Uhr ihren Höhepunkt erreicht hatte, zogen sich die Sekunden in die Länge und verstrichen mit quälender Langsamkeit.

Um 15.00 Uhr drängte das Bankpersonal darauf, zu schließen, und das ansehnliche Polizeiaufgebot in der Bank, angeführt von Gunvald Larsson, konnte sie schlecht daran hindern, ihre Arbeit zu tun.

Ein Gefühl großer Leere bemächtigte sich aller, aber Bulldozer Olsson sagte:

«Meine Herren, wir sind nur kurzfristig überlistet worden. Vielleicht nicht einmal das. Roos hat Lunte gerochen und hofft, dass wir die Schlacht jetzt verloren geben. Er lässt Malmström und Mohren nächsten Freitag zuschlagen, also heute in einer Woche. Das ist im Grunde ein Zeitverlust für ihn selbst, nicht für uns.»

Um 15.30 Uhr ging der erste wirklich besorgniserregende Bericht ein. Er war so alarmierend, dass man sich augenblicklich ins Hauptquartier auf Kungsholmen zurückzog und dort die weitere Entwicklung abwartete. In den folgenden Stunden ratterten unaufhörlich neue Nachrichten aus den Fernschreibern.

Das Bild wurde mit der Zeit klarer, aber es dauerte.

«Milano hat anscheinend doch nicht das bedeutet, was du gedacht hast», bemerkte Kollberg kühl.

«Nein», erwiderte Bulldozer. «Malmö, das war clever.»

192

Er hatte tatsächlich längere Zeit still gesessen. «Wer zum Teufel kann denn auch ahnen, dass es den gleichen Straßennamen in Malmö gibt», sagte Gunvald Larsson. «Und dass fast alle neuen Bankfilialen nach dem gleichen Grundriss gebaut werden», ergänzte Kollberg. «Wir hätten es wissen müssen, meine Herren», rief Bulldozer. «Roos hat es gewusst. Doch jetzt sind wir gewarnt. Wir haben die Rationalisierung vergessen. Es ist eben billiger, immer nach demselben Schema zu bauen. Roos hat dafür gesorgt, dass wir auf Stockholm fixiert waren. Aber beim nächsten Mal gelingt ihm das nicht. Jetzt heißt es, die Ärmel hochkremeln.»

Bulldozer stand auf und fragte sichtlich erholt: «Und wo ist Werner Roos?»

«In Istanbul», antwortete Gunvald Larsson. «Er hat ein paar Tage frei und macht dort Urlaub.»

«Soso», meinte Kollberg. «Ich frage mich, wo Malmström und Mohren sich erholen.»

«Das spielt keine Rolle», erklärte Bulldozer mit einem Anflug seines alten Enthusiasmus. «Leicht erbeutet, leicht vergeudet. Die sind bald wieder zurück. Dann sind wir am Drücker.» «Meinst du wirklich?», sagte Kollberg zweifelnd. Die Situation war inzwischen nicht mehr besonders rätselhaft, aber andererseits war es auch später Abend. Malmström war zum Beispiel in seinem Hotel in Genf eingetroffen, wo er für die nächsten knapp drei Wochen ein Zimmer gebucht hatte.

Mohren war in Zürich, hatte jedoch vor, schon am nächsten Tag nach Südamerika weiterzureisen.

In den wenigen Minuten beim Autetausch in dem Verschlag hatten sie nur ein paar Worte wechseln können.

«Jetzt wirf dein sauer verdientes Geld nicht für Unterhosen und 193

unwürdige Frauen zum Fenster hinaus», sagte Mohren ermahnd.

«Verdammst viel Kohle», erwiderte Malmström. «Was sollen wir mit den Mäusen machen?»

«Auf die Bank bringen natürlich», sagte Mohren. «Was hast du denn gedacht?»

Ein, zwei Tage später saß Werner Roos in der Bar des Hilton Istanbul und nippte an einem Daiquiri, während er die *Herald Tribune* las.

Es war ihm zum ersten Mal gelungen, in diesem wählervischen Nachrichtenorgan erwähnt zu werden. Ein einspältiger Artikel, ganz kurz, unter der lakonischen Überschrift: *Schwedischer Bankraub*.

Im Text wurden wichtigere Fakten erwähnt, zum Beispiel die Summe. Mindestens eine halbe Million Dollar. Und eine weniger wichtige Information:

Ein Vertreter der schwedischen Polizei teilte heute mit, dass man zu wissen glaubt, welche Organisation hinter dem Coup steckt. Etwas weiter unten stand eine weitere Nachricht aus Schweden:

Massenflucht aus Gefängnis. Fünfzehn der gefährlichsten Bankräuber Schwedens sind heute über die Mauer des als ausbruchssicher geltenden Gefängnisses in Koomla geflohen.

Bulldozer Olsson erreichte diese Nachricht, als er sich gerade zum ersten Mal seit Wochen in das gleiche Bett wie seine Frau gelegt hatte. Er sprang sofort auf und trabte durchs Schlafzimmer, während er begeistert immer wieder ausrief: «Was für Möglichkeiten! Was für phantastische Möglichkeiten! Jetzt gibt es Krieg auf Leben und Tod!»

Martin Beck kam Freitag um Viertel nach fünf zu dem Haus in der Tulegatan. Er hatte das Puzzle unter dem Arm und eine Tüte des Systembolaget in der Hand. Er begegnete Rhea im Erdgeschoss. Sie kam in ihren roten Holzsandalen die Treppe herabgeklappert und hatte nichts weiter an als ihre lange violette Strickjacke. In jeder Hand trug sie eine Mülltüte. «Hallo», begrüßte sie ihn. «Schön, dass du da bist. Ich möchte dir was zeigen.»

«Ich kann sie dir abnehmen», sagte er.

«Das ist mein Müll», erwiderete sie. «Außerdem trägst du ja schon was. Das Puzzle?»

«Ja.»

«Gut. Du kannst mir aufmachen.»

Er hielt ihr die Tür zum Hof auf und sah ihr nach, während sie zu den Mülltonnen ging. Die Beine waren wie alles andere an ihr. Stabil, muskulös und wohl geformt. Als der Deckel der Mülltonne zugeknallt war, machte sie abrupt kehrt und eilte zurück. Sie rannte wie ein Läufer, zielstrebig, schnurgerade und mit gesenktem Kopf.

Sie hastete auch die Treppen im Laufschritt hinauf, und er musste mehrere Stufen auf einmal nehmen, um mit ihr Schritt zu halten.

In der Küche saßen zwei Leute und tranken Tee, das Mädchen namens Ingela und jemand, den er nicht kannte.

«Was wolltest du mir zeigen?»

«Hier», sagte sie. «Komm.»

Er folgte ihr.

Sie zeigte auf eine Tür.

194

«Bitte schön», meinte sie. «Ein verschlossener Raum.» «Das Kinderzimmer?»

«Genau. Es ist keiner drin, und es ist von innen abgeschlossen.»

Er starrte sie an. Heute wirkte sie fröhlich. Und sehr gesund.

Sie fing an, heiser, aber herzlich zu lachen.

«Die Kinder haben einen Haken auf ihrer Seite», erläuterte sie.

«Ich habe ihn selbst angebracht. Sie sollen auch mal die Chance haben, in Ruhe gelassen zu werden, wenn sie es wollen.»

«Aber sie sind doch gar nicht zu Hause.»

«Ach was, Dummkopf», sagte sie. «Ich habe in Ihrem Zimmer staubgesaugt, und als ich fertig war, habe ich die Tür zugeknallt. Ein bisschen zu hart vielleicht. Der Haken ist von dem Schwung hochgeflogen und in die Ose gesprungen. Jetzt bekommt man sie nicht mehr auf.»

Er probierte es. Die Tür, die nach außen aufging, schien fest verschlossen zu sein.

«Der Haken sitzt auf der Tür und die ÖSENSCHRAUBE am Türpfosten», sagte sie. «Stabile Dinger.» «Wie bekommt man sie auf?» Sie zuckte mit den Schultern und sagte:

«Mit Gewalt, nehme ich an. Bitte schön. Für so was hat man schließlich einen Mann im Haus, heißt es doch immer.» Wahrscheinlich machte er ein ungewöhnlich dümmliches Gesicht, denn sie lachte wieder.

Anschließend strich sie ihm mit dem Handrücken flüchtig über die Wange und sagte: «Vergiss es. Ich schaffe das auch selbst. Aber es ist ein verschlossener Raum. Zu welcher Unterkategorie er gehört, weiß ich allerdings nicht.»

«Kann man nichts durch den Spalt stecken?»

«Da ist leider kein Spalt. Wie gesagt, ich habe den Haken selbst angebracht, das ist gute Arbeit.»

195

Sie hatte recht. Die Tür gab kaum mehr als ein, zwei Millimeter nach. Sie packte die Klinke, streifte ihre rechte Sandale ab und setzte den Fuß gegen den Türpfosten. «Nein, warte», meinte er. «Lass mich das machen.» «Okay», sagte sie und ging zu den anderen in die Küche.

Martin Beck betrachtete lange die Tür. Dann tat er das Gleiche wie sie. Setzte den Fuß gegen den Türpfosten und packte die Türklinke, die glücklicherweise alt und stabil zu sein schien. Es gab keinen anderen Weg. Es sei denn, man wollte die Splinte aus den Scharnieren schlagen. Beim ersten Mal setzte er noch nicht seine ganze Kraft ein, aber beim zweiten, trotzdem schaffte er es erst beim fünften Versuch. Die Schrauben wurden mit einem jammernden Laut aus dem Holz gezogen, und die Tür zum Kinderzimmer ging auf. Es waren die Schrauben des Hakens, die nachgegeben hatten. Die ÖSENSCHRAUBE saß noch immer fest verankert im Türpfosten. Sie war samt ihrer Bodenplatte mit vier Schraublöchern aus einem Stück gegossen.

Der Haken hing noch in der Öse. Auch er war breit und anscheinend unverbiegbar. Das Material war vermutlich Stahl. Martin Beck sah sich um. Das Kinderzimmer war leer und das Fenster geschlossen.

Damit die Schließvorrichtung wieder funktionierte, musste man Haken und Öse zwei Zentimeter versetzen. Um die alten Schraublöcher war das Holz aufgerissen.

Er ging in die Küche, in der sich alle gegenseitig ins Wort fielen. Man diskutierte den Völkermord in Vietnam.

«Rhea», sagte er. «Wo hast du Werkzeug?»

«In der Kiste dahinten.»

Sie zeigte mit dem Fuß darauf, da ihre Hände damit beschäftigt waren, den anderen ein Strickmuster zu zeigen.

195

Er holte Schraubenzieher und Schrauben, und sie sagte:

«Das eilt doch nicht. Nimm dir eine Tasse und setz dich. Anna hat gebacken. Es gibt Zimtschnecken.»

Er setzte sich und aß eine frische Zimtschnecke, folgte eine Weile zerstreut dem Gespräch, wandte sich dann jedoch etwas anderem zu. Saß still da und lauschte einer elf Tage alten Tonbandaufnahme seines Gedächtnisses.

Gespräch in einem Flur des Stockholmer Rathauses, geführt am Dienstag dem 4. Juli 1972.

Martin Beck: Als ihr die Splinte herausgeschlagen und die Tür aufgebrochen hattet, seid ihr in die Wohnung gegangen? Kenneth Kvastmo: Ja. Martin Beck: Wer ging als Erster?

Kenneth Kvastmo: Ich. Kristiansson war übel von dem Gestank. Martin Beck: Was genau hast du getan, als du hineingekommen bist? Kenneth Kvastmo: Es hat fürchterlich gestunken. Das Licht war schlecht, aber ich habe die Leiche auf dem Fußboden liegen sehen, zwei, drei Meter vom Fenster entfernt.

Martin Beck: Und dann? Versuch dich an jedes Detail zu erinnern.

Kenneth Kvastmo: Ich bin um die Leiche herum zum Fenster gegangen.

Martin Beck: War das Fenster zu ?

Kenneth Kvastmo: Ja. Und das Rollo war heruntergezogen. Ich habe versucht, es hochzulassen, doch das ging nicht. Die Feder war nicht gespannt. Aber ich fand trotzdem, dass wir das Fenster aufmachen mussten, um Luft zu bekommen.

Martin Beck: Was hast du dann gemacht?

Kenneth Kvastmo: Ich habe das Rollo zur Seite geschoben und das Fenster geöffnet. Dann haben wir das Rollo aufgerollt und die Feder gespannt. Aber das war später.

Martin Beck: Und vorher war das Fenster zu ?

196

Kenneth Kvastmo: Ja, zumindest der eine Haken saß fest. Ich habe ihn hochgeschoben und aufgemacht.

Martin Beck: Weißt du noch, ob es der obere oder der untere Haken war?

Kenneth Kvastmo: Da bin ich mir nicht ganz sicher. Der obere, glaube ich. Was mit dem unteren war, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, ich habe ihn auch aufgemacht, nein, ich bin mir nicht sicher.

Martin Beck: Aber du bist dir sicher, dass das Fenster von innen zugehakt war?

Kenneth Kvastmo: Ja, absolut. Da bin ich mir wirklich sicher.

Rhea trat ihn verspielt gegen das Bein.

«Jetzt nimm dir schon eine Zimtschnecke», sagte sie.

«Rhea», sagte er. «Hast du eine gute Taschenlampe?»

«Ja, klar. Sie hängt an einem Nagel im Besenschrank.»

«Darf ich sie mir mal leihen?»

«Natürlich darfst du.»

«Ich muss nochmal kurz weg. Ich komme sicher bald zurück, und dann kümmere ich mich um die Tür.» «Schön», sagte sie. «Tschüs.» «Tschüs», sagten auch die anderen. «Tschüs», erwiderte Martin Beck.

Er holte die Lampe, rief sich ein Taxi und fuhr zur Bergsgatan. Stand eine Weile auf dem Bürgersteig und blickte zu dem Fenster in dem Haus auf der anderen Straßenseite hinauf. Dann drehte er sich um. Hinter ihm

erhob sich der Kronobergspark, der Hang war steinig und steil und mit Sträuchern bewachsen.

Er kletterte hinauf, bis er eine Stelle direkt gegenüber dem Fenster erreicht hatte. Er war fast auf gleicher Höhe mit ihm und höchstens fünfundzwanzig Meter entfernt. Er holte seinen Kugelschreiber aus der Brusttasche und zielte damit auf

329

das dunkle Fensterrechteck. Das Rollo war heruntergelassen; dem Hausbesitzer war es zu seinem Arger verboten worden, die Wohnung zu vermieten, bis die Polizei sie freigab. Martin Beck wechselte die Position, bis er die absolut beste Stelle fand. Er war kein guter Schütze, aber wenn sein Kugelschreiber eine automatische Fünfundvierziger gewesen wäre, hätte er einen Menschen, der sich am Fenster zeigte, treffen können, da war er sicher.

An dieser Stelle stand er zudem gut versteckt. Die Vegetation war Mitte April natürlich längst noch nicht so üppig gewesen, aber auch damals hätte man sich hier bestimmt aufhalten können, ohne Aufsehen zu erregen. Wenn man sich ruhig verhielt. Jetzt war es taghell, aber auch spätabends hätte die Straßenbeleuchtung genug Licht gespendet.

Außerdem bot die Dunkelheit einer Person, die auf dem Hang stand, besseren Schutz. Dagegen würde es kaum jemand wagen, an diesem Ort ohne Schalldämpfer zu schießen.

Er überlegte sich noch einmal gründlich, welche Stelle am besten war. Anschließend machte er sich mit ihr als Ausgangspunkt auf die Suche. Unter ihm gingen nicht sonderlich viele Leute vorbei, aber alle, die vorbeikamen, blieben stehen, sobald sie ihn durchs Gebüsch streifen hörten.

Allerdings nur für einen kurzen Moment. Dann eilten sie nervös und voller Angst, in irgendetwas hineingezogen zu werden, weiter.

Er suchte systematisch. Begann rechts. Fast alle automatischen Pistolen warfen die leere Hülse nach rechts aus, Weite und Richtung variierten dagegen. Die Arbeit war eine Geduldsprobe. In Bodennähe war ihm die Taschenlampe eine große Hilfe. Martin Beck dachte nicht im Traum daran aufzugeben. Jedenfalls noch lange nicht.

330

Nach einer Stunde und vierzig Minuten fand er die Patronenhülse. Sie lag eingeklemmt zwischen zwei Steinen, war voller Erde und ramponiert.

Seit April hatte es viele Male geregnet. Hunde und andere Tiere waren hier herumgelaufen, sicher auch Menschen, zum Beispiel, wenn sie vorhatten, gegen das Gesetz zu verstößen, indem sie an einem öffentlichen Ort Bier tranken. Er ruckelte den kleinen Messingzylinder los, wickelte ihn in ein Taschentuch und steckte ihn in die Tasche. Dann ging er die Bergsgatan in östliche Richtung. Am Rathaus fand er ein Taxi und fuhr zum Kriminaltechnischen Labor. Um diese Uhrzeit war es eigentlich schon geschlossen, aber er rechnete damit, dass dort mittlerweile immer irgendwelche Leute Überstunden machten.

So war es auch, aber er musste lange diskutieren, bis sich jemand bereit erklärte, sein Fundstück auch nur anzunehmen. Am Ende gelang es ihm jedenfalls, die Patronenhülse abzugeben. Er legte sie in eine Plastikdose und schrieb sorgsam die nötigen Angaben auf eine Karteikarte.

«Und die Sache ist natürlich furchtbar wahnsinnig supereilig», bemerkte einer der Überstunden schiebenden Kriminaltechniker.

«Nicht besonders», sagte Martin Beck. «Eigentlich gar nicht. Ich bin schon froh, wenn ihr sie euch anseht, sobald ihr die Zeit dazu findet.»

Er betrachtete die Hülse. Sie machte nicht viel her, war verbeult, schmutzig und nicht sonderlich viel versprechend. «Nur, weil du das gesagt hast, werde ich sie so schnell ich kann untersuchen», erklärte der Techniker. «Man hat wirklich alle so dermaßen satt, die herkommen und einem erzählen, dass jede Sekunde zählt.»

Es war mittlerweile so spät, dass er es besser fand, Rhea anzurufen.

331

«Hallo», sagte sie. «Ich bin jetzt allein. Die Haustür ist abgeschlossen, aber ich werfe dir den Schlüssel runter.» «Ich werde die Tür in Ordnung bringen.» «Das habe ich schon selbst gemacht. Hast du erledigt, was du tun wolltest?» «Ja.»

«Gut. Dann bist du in einer halben Stunde hier?»

«So ungefähr.»

«Ruf mich von draußen.»

Er war kurz nach elf dort und pfiff auf dem Bürgersteig. Anfangs tat sich nichts.

Dann aber kam sie herunter und machte ihm auf, barfuß und inv ihrem roten Nachthemd. Oben in der Küche sagte sie: «Hat die Lampe dir was genützt?» «O ja. Und ob die mir was genützt hat.» «Sollen wir jetzt den Wein probieren? Hast du was gegessen?» «Nein.»

«Das geht doch nicht. Ich mache uns schnell was. Du bist ausgehungert. Völlig ausgehungert.» Ja, das war er vielleicht. «Wie läuft es mit Svärd?» «Die Sache scheint klarer zu werden.»

«Inwiefern? Erzähl. Ich bin so verdammt neugierig auf alles.»

Um ein Uhr war die Weinflasche leer. Sie gähnte.

«Morgen fahre ich übrigens weg», sagte sie. «Am Montag bin ich wieder zurück. Vielleicht auch erst am Dienstag.»

Er wollte sagen: Ich muss jetzt los.

«Du willst nicht nach Hause gehen», sagte sie.

332

«Nein.»

«Dann schlaf hier.» Er nickte. Sie sagte:

«Es ist allerdings kein Zuckerschlecken, sich mit mir die Koje zu teilen. Sogar im Schlaf rutsche ich noch ständig herum.»

Er zog sich aus und legte sich ins Bett.

«Möchtest du, dass ich mein liebreizendes Gewand ausziehe?», fragte sie.

«Ja.»

«Okay.»

Sie zog es aus und legte sich neben ihn. «Besser als so wird's nicht», erklärte sie.

Er dachte daran, dass es zwei Jahre her war, seit er mit einem anderen Menschen im selben Bett gelegen hatte. Martin Beck erwiderete nichts. Sie war warm und ganz nah. «Wir sind gar nicht dazu gekommen, das Puzzle anzufangen», sagte sie. «Das müssen wir wohl auf nächste Woche verschieben.»

Unmittelbar darauf schlief er ein.

29

Montagmorgen. Martin Beck traf leise vor sich hin summend in Västberga ein. Eine Sekretärin starrte ihn im Flur erstaunt an. Er hatte sich am Wochenende großartig gefühlt, obwohl er allein gewesen war. Tatsächlich konnte er sich kaum erinnern, wann er das letzte Mal so optimistisch gewesen war. Mittsommer 1968 war es ihm eigentlich ganz gut gegangen.

333

War er dabei, aus seinem eigenen verschlossenen Raum auszubrechen, während er gleichzeitig in Svärds einbrach? Er legte den Auszug aus den Lagerbüchern auf den Tisch, hakte die Namen ab, die zeitlich am ehesten in Frage zu kommen schienen, und stürzte sich aufs Telefon.

Versicherungen haben die aufreibende Aufgabe, möglichst viel Geld zu verdienen, und hetzen deshalb ihre Mitarbeiter durch die Gegend. Aus dem gleichen Grund halten sie jedoch auch Ordnung in ihren Akten, da sie in der ständigen Furcht leben, jemand könnte sie hereinlegen und ungestraft an ihrem Gewinn knabbern.

Hetze war mittlerweile oft eine Art Selbstzweck geworden. Unmöglich, wir haben keine Zeit.

Es gab unterschiedliche Formen von Gegenmaßnahmen, zum Beispiel die, zu der er bei seinem Kontakt mit den Kriminaltechnikern am Freitagabend gegriffen hatte. Eine andere war, zu versuchen, noch gehetzter zu wirken; sie funktionierte, wenn man eine staatliche Behörde repräsentierte. Als Polizist war es schwer, andere Polizisten das Fürchten zu lehren. In einer Reihe anderer Fälle funktionierte das dagegen ganz gut. Unmöglich, wir haben keine Zeit. Ist es dringend? Wahnsinnig dringend. Sie müssen es einfach schaffen. Wir haben keine Zeit. Wer ist ihr nächster Vorgesetzter? Und so weiter.

Nach und nach trafen die Antworten ein, und er machte sich Notizen auf seiner Liste. Schadensersatz ausgezahlt. Schadensfall abgeschlossen. Versicherungsnehmer verstorben, ehe der Schaden reguliert werden konnte.

Martin Beck telefonierte und kritzello weiter. Der Rand des Blattes war inzwischen richtig voll, auch wenn er natürlich nicht auf alles eine Antwort bekam.

334

Bei seinem achten Telefonat kam ihm eine Idee, und er fragte:

«Was passiert mit den beschädigten Gütern, wenn die Versicherung den Schaden bezahlt hat?»

«Sie werden inspiziert. Ist die Ware noch zu gebrauchen, dürfen unsere Angestellten sie zu einem Vorzugspreis erwerben.» Aha. Damit machte man natürlich auch noch ein bisschen Gewinn.

Plötzlich erinnerte er sich an eine eigene Erfahrung auf dem Gebiet. Als frisch Verheirateter vor fast zweiundzwanzig Jahren war er äußerst knapp bei Kasse gewesen. Bevor der Grund für seine Eheschließung geboren wurde, hatte seine Frau Inga bei einer Versicherung gearbeitet. Dort hatte sie zum Vorzugspreis eine große Zahl transportbeschädigter Konservendosen mit ungewöhnlich ekelhafter Bouillon kaufen dürfen. Sie hatten monatelang von ihnen gelebt. Seither konnte er keine Bouillon mehr sehen. Vielleicht war die widerliche Suppe damals schon von Kalle Svärd oder einem anderen Experten gekostet und als für die menschliche Ernährung nicht geeignet eingestuft worden.

Martin Beck kam nie dazu, sein neuntes Telefonat zu führen.

Das Telefon schrillte. Jemand wollte etwas von ihm.

Das konnte doch wohl nicht...

Keineswegs.

«Beck.»

«Mhmm, hier ist Hjelm.» «Hallo, nett, dass du anrufst.»

«Ja, das ist mal ein wahres Wort. Aber du scheinst dich hier draußen anständig benommen zu haben, und außerdem habe ich gedacht, ich tu dir einen letzten Gefallen.» «Einen letzten Gefallen?»

335

«Bevor du Kriminaldirektor wirst. Ich habe gesehen, dass du die Patronenhülse gefunden hast.» «Habt ihr sie euch vorgenommen?»

«Was meinst du wohl, warum ich dich anrufe», erwiderte Hjelm gereizt.

«Wir haben hier keine Zeit für unnötige Telefonate.»

Er muss was in der Hinterhand haben, dachte Martin Beck. Hjelm rief grundsätzlich nur an, um irgendwie zu triumphieren. Normalerweise hatte man gefälligst auf das schriftliche Gutachten zu warten. Laut sagte er: «Das ist wirklich nett von dir.»

«Das kann man wohl sagen», bekräftigte Hjelm. «Nun, die Patronenhülse hier sieht ja ziemlich traurig aus. Sehr schwierig, da etwas herauszuholen.» «Ich verstehe.»

«Das bezweifle ich. Du willst wissen, ob sie zu der Selbstmordkugel gehört, nehme ich an?» «Ja.» Stille.

«Ja», wiederholte Martin Beck. «Das würde ich wirklich gern erfahren.»

«Das tut sie», erwiderte Hjelm. «Sicher?»

«Habe ich nicht klar und deutlich und ein für alle Mal gesagt, dass wir uns hier nicht mit Vermutungen beschäftigen?» «Entschuldige. Sie gehören also zusammen.» «Ja. Du hast nicht zufällig auch die Pistole?»

«Nein. Ich weiß nicht, wo sie ist.»

«Aber ich», bemerkte Hjelm trocken. «Sie liegt in diesem Moment vor mir.»

Im Basislager der Sonderkommission in der Kungsholmsgatan gab es nichts, was auf Optimismus hindeutete. Bulldozer Olsson war zur Berichterstattung ins Reichspolizeiamt geeilt. Der Reichspolizeichef hatte verlautbaren lassen, nichts dürfe an die Öffentlichkeit dringen, und nun hatte er großes Interesse daran, zu erfahren, was denn nicht an die Öffentlichkeit dringen durfte.

Kollberg, Rönn und Gunvald Larsson saßen schweigend beisammen, in Posen, die an Parodien von Rodins «Der Denker» erinnerten.

Es klopfte an der Tür, und fast im gleichen Moment stand Martin Beck im Raum. «Hallo», sagte er. «Hallo», erwiderte Kollberg. Rönn nickte. Gunvald Larsson tat nicht einmal das. «Ihr seht ja nicht besonders fröhlich aus.» Kollberg musterte seinen alten Freund und meinte: «Das hat seine Gründe. Aber du siehst fit aus. Die reinste Metamorphose. Was hast du hier überhaupt zu suchen? Freiwillig kommt keiner hierher.»

«Doch, ich. Ihr habt einen Spaßvogel namens Mauritzon bei euch, wenn ich nicht falsch unterrichtet bin.» «Jau», sagte Rönn. «Den Mörder von der Hornsgatan.» «Was willst du von ihm?», erkundigte sich Kollberg misstrauisch.

«Ihn nur treffen.» «Und warum?»

«Ich möchte mich ein wenig mit ihm unterhalten, wenn sich das machen lässt.»

«Ziemlich aussichtslos», erklärte Kollberg. «Er ist zwar redselig, aber auf die falsche Art.» «Er leugnet?»

337

«Worauf du dich verlassen kannst. Aber er ist überführt. Wir haben die ganze Maskeradenausrüstung in dem Mietshaus gefunden, in dem er wohnt. Und die Mordwaffe. Und die Verbindung zur Waffe können wir ihm nachweisen.» «Wie?»

«Die Seriennummer auf der Pistole ist weggefeilt worden. Und die Markierungen im Guss stammen von einer Schleifmaschine, die nachweislich ihm gehört und die sich außerdem in der Schublade seines Nachttischs befand. Das Schleifmuster stimmt mit dem mikroskopischen Bild überein. Daran ist nicht zu rütteln. Trotzdem streitet er alles ab.» «Jau. Und die Zeugen haben ihn identifiziert», ergänzte Rönn. «Tja ...» Setzte Kollberg an, drückte dann ein paar Tasten auf der Sprechanlage und bekam sofort eine Verbindung. «Sie bringen ihn runter.» «Wo können wir sitzen?» «Nimm mein Büro», sagte Rönn.

«Pass gut auf das Aas auf», sagte Gunvald Larsson. «Er ist alles, was wir haben.»

Es dauerte nur fünf Minuten, bis Mauritzon erschien, angekettet an einen Wachmann in Zivil.

«Das da erscheint mir überflüssig», sagte Martin Beck. «Wir werden uns nur ein wenig unterhalten. Schließen Sie auf und warten Sie draußen.» Der Wachmann machte sich an den Handschellen zu schaffen. Mauritzon rieb sich gereizt das rechte Handgelenk.

«Bitte setzen Sie sich», sagte Martin Beck.

Mauritzon nahm ihm gegenüber auf der anderen Seite des Schreibtisches Platz.

Martin Beck hatte Mauritzon nie zuvor gesehen und bemerkte 338

ein wenig überrascht, dass der Mann psychisch aus dem Gleichgewicht und extrem nervös war, geradezu am Rande eines Nervenzusammenbruchs zu stehen schien. Vielleicht war er verprügelt worden. Vermutlich jedoch nicht. Es kam häufig vor, dass Totschläger und Mörder labil waren und durchdrehten, wenn sie gefasst wurden.

«Ich bin das Opfer eines teuflischen Komplotts», erklärte Mauritzon mit schriller Stimme. «Die Polizei oder sonst wer hat mir zu Hause jede Menge falscher Beweise untergejubelt. Ich war gar nicht in der Stadt, als die Bank überfallen wurde, aber nicht einmal mein Anwalt glaubt mir. Was zum Teufel soll ich nur tun?»

«Sind Sie Amerikaner schwedischer Abstammung?» «Nein. Wieso?»

«Sie haben (Beweise untergejubelt) gesagt. Das klingt nach amerikanischem Krimi.»

«Wie soll man das denn um Himmels willen sonst nennen, wenn die Polizei bei mir zu Hause einbricht und Perücken und eine Sonnenbrille und Pistolen und was noch alles dort hinlegt und dann so tut, als hätte sie die Sachen gefunden? Ich schwöre, dass ich keine Bank überfallen habe. Aber sogar mein Anwalt sagt, ich hätte keine Chance. Was erwarten Sie von mir? Dass ich einen Raubmord gestehe, mit dem ich nichts zu tun habe? Ich werde noch wahnsinnig.»

Martin Beck steckte die Hand unter den Schreibtisch und drückte auf einen Knopf. Rönns Schreibtisch war neu und listigerweise mit einem eingebauten Tonbandgerät ausgestattet. «Offen gesagt bin ich mit diesem Fall überhaupt nicht befasst», erklärte Martin Beck. «Nicht?»

«Nein. In keiner Weise.» «Was wollen Sie dann?»

202

«Über etwas anderes reden.» «Was denn?»

«Eine Geschichte, die Ihnen bekannt ist, wie ich glaube. Sie beginnt im März 1966. Mit einer Kiste spanischem Likör.» «Wie bitte?»

«Das meiste habe ich schwarz auf weiß. Sie haben völlig legal eine Kiste Likör importiert. Haben sie verzollt und die fälligen Gebühren bezahlt. Den Zoll, vor allem aber auch die Frachtkosten. Habe ich recht?»

Mauritzon antwortete nicht. Martin Beck blickte auf und sah, dass der Mann vor Staunen den Mund nicht mehr zubekam. «Mir liegt alles schwarz auf weiß vor», wiederholte Martin Beck. «Deshalb nehme ich an, es stimmt.»

«Ja», sagte Mauritzon schließlich. «Das könnte hinkommen.»

«Aber Sie haben die Sendung nie erhalten. Wenn ich richtig verstanden habe, ist die Kiste bei einem Unfall auf dem Transport zu Bruch gegangen.» «Ja, obwohl ich es nicht Unfall nennen würde.» «Nein, in dem Punkt haben Sie sicher recht. Ich persönlich glaube, dass ein

Lagerarbeiter namens Svärd die Kiste absichtlich fallen ließ, um an den Schnaps zu kommen.» «Da haben Sie verdammt recht. Genau das ist passiert.» «Mhmm», sagte Martin Beck. «Ich verstehne, dass Sie wegen der ganzen anderen Anschuldigungen erschöpft sind. Vielleicht möchten Sie lieber nicht über diese alte Geschichte reden.» Nach einiger Zeit sagte Mauritzon:

«Doch, warum eigentlich nicht? Es wird mir guttun, über etwas zu sprechen, das wirklich passiert ist. Sonst werde ich noch verrückt.»

«Wie Sie wollen», sagte Martin Beck. «Allerdings bin ich der Auffassung, dass diese Flaschen gar keinen Likör enthielten.»

203

«Sie haben immer noch recht.»

«Was Sie wirklich enthielten, können wir außer Acht lassen.» «Wenn es Sie interessiert, kann ich es Ihnen gerne erzählen. Die Flaschen wurden in Spanien präpariert. Sie sahen absolut echt aus, enthielten aber eine Mischlösung aus Morphiumbase und Amphetamin, die damals sehr geschätzt wurde. Die Partie war ziemlich wertvoll.»

«Nun ja, Ihr Schmuggelversuch, denn mehr als ein Versuch ist es ja nie gewesen, dürfte inzwischen verjährt sein.» «Da haben Sie recht», erwiderte Mauritzon, als wäre dies ein Aspekt, den er übersehen hatte.

«Weiter habe ich Grund zu der Annahme, dass Sie von diesem Mann namens Svärd erpresst worden sind.» Mauritzon antwortete nicht.

Martin Beck zuckte mit den Schultern und sagte:

«Wie gesagt, Sie müssen nicht antworten, wenn Sie nicht wollen.»

Mauritzon schien immer noch völlig aufgelöst zu sein. Er wechselte ständig die Sitzhaltung und konnte die Hände nicht still halten.

Den müssen sie ja wirklich fertiggemacht haben, dachte Martin Beck ein wenig erstaunt.

Er kannte Kollbergs Methoden und wusste, dass sie fast immer human waren.

«Ich werde antworten», sagte Mauritzon. «Hören Sie nicht auf.

Das bringt mich in die Wirklichkeit zurück.»

«Sie haben Svärd 750 Kronen im Monat gezahlt.»

«Er hat 1000 verlangt. Ich habe ihm 500 angeboten. Die 750 waren ein Kompromiss.»

«Warum erzählen Sie nicht von sich aus?», sagte Martin Beck. «Wenn es etwas gibt, was Sie nicht verstehen, können wir es gemeinsam rekonstruieren.»

341

«Glauben Sie wirklich?», sagte Mauritzon. Es zuckte in seinem Gesicht.

Er murmelte: «Ist das denkbar?»

«Bestimmt», antwortete Martin Beck.

«Glauben Sie eigentlich auch, dass ich geisteskrank bin?», fragte

Mauritzon unvermittelt. «Nein. Warum sollte ich?»

«Anscheinend denkt jeder hier, dass ich 'ne Meise habe. Ich glaube es ja fast schon selbst.»

«Erzählen Sie mir einfach, was passiert ist», sagte Martin Beck. «Es lässt sich alles erklären. Svärd hat also Geld von Ihnen erpresst.»

«Er war ein Blutsauger», erklärte Mauritzon. «Als die Sache damals passiert ist, konnte ich es mir nicht leisten, geschnappt zu werden. Ich hatte ein paarmal gesessen und zwei Haftstrafen auf Bewährung bekommen und wurde überwacht. Aber das wissen Sie natürlich alles.» Martin Beck sagte nichts. Er hatte Mauritzons Vorleben nicht so genau überprüft.

«Na ja», sagte Mauritzon. «750 Mäuse im Monat sind nicht die Welt. 9000 im Jahr. Allein die Kiste war schon viel mehr wert.»

Er unterbrach sich und sagte konsterniert:

«Ich begreife nicht, woher Sie das alles wissen können.»

«In einer Gesellschaft wie der unseren gibt es für fast alles Belege», erwiederte Martin Beck freundlich.

«Aber die alten Säcke haben doch bestimmt jede Woche Kisten kaputtgehen lassen», sagte Mauritzon.

«Ja, aber Sie waren der Einzige, der sich den Schaden nicht ersetzen lassen wollte.»

«Das ist wahr. Ich musste förmlich darum betteln, nicht diese verdammte Versicherungssumme zu bekommen. Sonst wären

342

die Inspekteure der Versicherung angerückt und hätten herumgeschnüffelt. Mir reichte schon Svärd.» «Ich verstehe. Sie haben also weiter bezahlt.» «Nach einem Jahr oder so habe ich versucht, die Zahlungen einzustellen, aber wenn ich nur ein oder zwei Tage über die Zeit war, fing der alte Knacker schon an, mir zu drohen. Und meine Aktivitäten vertrugen es nicht, unter die Lupe genommen zu werden.»

«Sie hätten Svärd wegen Erpressung anzeigen können.»

«Ja, ja. Und wäre dann selbst für ein paar Jahre in den Knast gegangen. Nein, ich konnte nur eins tan. Die Kohle abdrücken. Der Mistkerl hat aufgehört zu arbeiten und mich als eine Art Rentenkasse benutzt.»

«Aber am Ende waren sie es leid?»

«Ja.»

Mauritzon drehte nervös ein Taschentuch zwischen den Fingern.

«Mal unter uns», sagte er. «Wäre es Ihnen nicht genauso gegangen? Wissen Sie, wie viel ich dem Typen bezahlt habe?» «54000 Kronen.»

«Sie wissen wirklich alles», sagte Mauritzon. «Können Sie nicht den Bankraub von diesen Verrückten übernehmen?»

«Das dürfte schwierig werden», erwiederte Martin Beck. «Aber Sie haben nicht einfach stillschweigend gezahlt, nicht wahr? Ab und zu haben Sie ihm gedroht, stimmt's?»

«Woher wissen Sie das bloß alles? Ja, vor einem Jahr fing ich an, mir Gedanken darüber zu machen, wie viel Geld ich dem Schurken im Laufe der Jahre gegeben habe. Letzten Winter habe ich mich dann mit ihm in Verbindung gesetzt.»

«Wie?»

«Ich habe ihn in der Stadt abgepasst und ihm gesagt, er soll aufhören. Aber dieser geldgierige Mistkerl meinte nur, ich
3»

wisse ja, was passieren würde, wenn das Geld nicht wie gehabt kommt.»

«Was sollte denn dann passieren?»

«Dann würde er zur Polizei rennen. Das mit der Kiste war zwar kalter Kaffee, aber die Polizei würde trotzdem anfangen, in meinen Angelegenheiten herumzuschnüffeln. Ein Teil meiner Aktivitäten war nicht legal. Außerdem wäre es mir schwergefallen zu erklären, warum ich all die Jahre gelöhnt habe.» «Svärd hat Sie jedenfalls beruhigt. Er hat Ihnen gesagt, er werde bald sterben.»

Mauritzon schwieg lange. Dann sagte er:

«Hat Svärd Ihnen das alles erzählt? Oder gibt es das irgendwo schriftlich?»

«Nein.»

«Sind Sie eine Art Gedankenleser?» Martin Beck schüttelte den Kopf.

«Wie können Sie das dann alles so genau wissen? Er hat gesagt, er habe Krebs und werde höchstens noch ein halbes Jahr leben. Jedenfalls glaube ich, dass er ziemlichen Schiss gekriegt hat. Und ich dachte mir, wenn ich ihn sechs Jahre gepäppelt habe, spielt ein halbes Jahr mehr oder weniger auch keine Rolle mehr.»

«Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesprochen?» «Das war im Februar. Da hat er gejammert und sich bei mir beklagt, als wäre ich irgendein verdammtter Verwandter. Er meinte, er müsse ins Krankenhaus. Die Todesfabrik hat er es genannt. Die Strahlenklinik. Er schien völlig fertig zu sein. Auch gut, habe ich gedacht.»

«Aber Sie haben im Krankenhaus angerufen und nachgefragt?»

«Ja. Er war nicht da. Sie haben mir gesagt, dass er im Krankenhaus Söder liegt. Da schwante mir Übles.»

344

«Aha. Daraufhin haben Sie den behandelnden Arzt angerufen und ihm gesagt, Svärd wäre Ihr Onkel.»

«Es erscheint mir irgendwie völlig sinnlos, Ihnen was zu erzählen. Ich kann ja doch nichts sagen, was Sie nicht schon wissen.»

«O doch.» «Was denn?»

«Zum Beispiel, welchen Namen Sie angegeben haben.» «Svärd natürlich. Wie sollte ich denn der Neffe dieses Mistkerls sein, wenn ich nicht gesagt hätte, dass ich Svärd heiße? Haben Sie daran nicht gedacht?»

Mauritzon sah Martin Beck freudig überrascht an. «Nein, ehrlich gesagt nicht. Da können Sie mal sehen.» Allmählich entwickelte sich eine Art Beziehung zwischen ihnen.

«Der Arzt, mit dem ich geredet habe, meinte, dass der alte Knacker kerngesund ist und erst in zwanzig Jahren ins Gras beißen wird. Ich habe gedacht, dass ...»

Er verstummte. Martin Beck rechnete in Windeseile und sagte:

«Dass das noch einmal 180 000 Kronen bedeuten würde.» «Ja, ja, ich gebe auf. Sie sind zu viel für mich. Am gleichen Tag habe ich das Geld für März eingezahlt, damit der verdammte Bankbeleg auf ihn wartet, wenn er nach Hause kommt. Gleichzeitig ... tja, wissen Sie, was ich gleichzeitig gemacht habe?» «Sie haben beschlossen, dass dies das letzte Mal sein würde.» «Genau. Ich hatte erfahren, dass er Samstag entlassen werden sollte, und kaum hatte er seine Nase in den Lebensmittelladen gesteckt, um sein verdammtes Katzenfutter zu kaufen, hab ich ihn mir gekrallt und gesagt, jetzt ist Schluss. Aber er war genauso frech wie immer und hat gedroht, ich wüsste ja, was passiert, wenn er nicht spätestens am 20. des nächsten Monats den Beleg

206

von der Bank hat. Aber er hat richtig Schiss bekommen. Denn wissen Sie, was er gemacht hat?» «Er ist umgezogen.»

«Natürlich wissen Sie das. Wissen Sie denn auch, was ich als Nächstes gemacht habe?»

«Ja.»

Es wurde eine Weile still. Martin Beck dachte, dass das Tonbandgerät wirklich lautlos lief. Vor Mauritzons Besuch hatte er kontrolliert, dass der Apparat funktionierte, und ein neues Band eingelegt. Nun galt es, sich für eine Strategie zu entscheiden. Er sagte:

«Wie gesagt, das weiß ich. Im Großen und Ganzen können wir das Gespräch als beendet betrachten.»

Mauritzon reagierte spürbar aufgebracht.

«Moment mal», sagte er. «Wissen Sie es wirklich?»

«Ja.»

«Ich nämlich nicht. Ich weiß nicht mal, ob der alte Knacker tot ist oder noch lebt. Hier geht der Spuk nämlich los.» «Der Spuk?»

«Ja, seither ist alles wie ... ja, wie verflucht gewesen, oder wie man das nennen soll. Und in vierzehn Tagen bekomme ich lebenslänglich für etwas, was nur der Leibhaftige selbst gedreht haben kann. Dammich auch, das ist doch nicht normal.»

«Sie sind aus Småland.»

«Ja, haben Sie das erst jetzt gehört?»

«Ja.»

«Seltsam. Sie sind doch sonst so ein Schnellmerker. Also, was habe ich getan?»

«Als Erstes haben Sie ausspioniert, wo Svärd wohnt.» «Ja, das war nicht weiter schwer. Dann habe ich ihn ein paar Tage im Auge behalten, hab gecheckt, wann er das Haus verlässt und so. Das tat er nicht oft. Und das Rollo vor seinem Fenster

206

war die ganze Zeit heruntergelassen, sogar, wenn er abends gelüftet hat. Das habe ich auch gecheckt.» Checken war ein Modewort, das überall und dauernd benutzt wurde. Es hatte bei den Kindern angefangen und

sich seither bei fast allen verbreitet. Martin Beck benutzte es selbst gelegentlich, obwohl er sich bemühte, gepflegtes Schwedisch zu sprechen.
«Sie hatten vor, Svärd einen ordentlichen Schuss vor den Bug zu geben. Ihn schlimmstenfalls zu töten.»

«Ob das eine oder andere, hat mich nicht sonderlich interessiert. Aber man kam schwer an ihn heran. Also habe ich mir einen simplen Weg überlegt. Sie wissen natürlich schon, welchen ich meine?»

«Sie wollten ihn durchs Fenster erschießen, entweder, wenn er es aufmachte, um zu lüften, oder wenn er es wieder zumachte.»

«Da sehen Sie's. Das waren die einzigen Gelegenheiten, bei denen er sich zeigte. Und ich fand eine super Stelle. Sie kennen sie natürlich.» Martin Beck nickte.

«Hätte ich mir denken können. Es gibt nur eine Stelle, wenn man nicht ins Haus selbst gehen will. Der Hang zum Park hinauf auf der anderen Straßenseite. Jeden Abend um neun hat Svärd das Fenster auf- und um zehn wieder zugemacht. Also bin ich hingegangen, um dem Alten eine Kugel zu verpassen.»

«An welchem Tag?»

«Montag, den 17. Ich habe es sozusagen als Ersatz für meinen Gang zur Bank getan. Um zehn Uhr abends. Aber jetzt fängt der Spuk an. Sie glauben mir nicht? Mann, ich kann es beweisen. Lassen Sie mich erst nur noch eins checken. Wissen Sie, womit ich ihn abknallen wollte?»

207

«Ja. Mit einer automatischen Fünfundvierziger. Llama 9A heißt das Modell.»

Mauritzon stützte den Kopf in die Hände und sagte: «Sie machen also auch bei diesem Komplott mit. Das können Sie nämlich gar nicht wissen. Trotzdem tun Sie es. Das ist doch nicht normal.»

«Damit der Knall keine Leute anlockt, haben sie einen Schalldämpfer benutzt.» Mauritzon nickte verblüfft.

«Ich nehme an, dass Sie ihn selbst angefertigt haben. Den üblichen Typ, den man nur einmal benutzen kann.» «Ja, das stimmt», erklärte Mauritzon. «Das stimmt, das stimmt, das stimmt. Aber jetzt erzählen Sie mir, was passiert ist.» «Fangen Sie an», erwiederte Martin Beck. «Dann werde ich Ihnen den Rest erklären.»

«Ja, okay, ich bin also hingegangen. Das heißt, ich habe das Auto genommen, aber das spielt ja keine Rolle. Es war dunkel. Kein Schwein in der Nähe. In der Wohnung brannte kein Licht. Das Fenster stand offen. Das Rollo war heruntergezogen. Ich habe mich auf den Hang gestellt. Ein paar Minuten später habe ich auf die Uhr geschaut. Da war es zwei vor zehn. Alles läuft, wie ich es mir gedacht habe. Der alte Sack schiebt das Rollo zur Seite, taucht im Fenster auf und will es zumachen, denke ich mir. Jetzt war es aber so, dass ich mich noch nicht richtig entschieden hatte. Aber das wissen Sie bestimmt, nicht wahr?» «Sie hatten sich noch nicht entschieden, ob Sie Svärd erschießen oder ihn nur mit einer Kugel in den Arm oder den Fensterrahmen warnen sollten.»

«Natürlich», sagte Mauritzon resigniert. «Natürlich wissen Sie das. Das sind ja alles auch nur Dinge, über die ich mir den Kopf zerbrochen habe und die es nie woanders gegeben hat als hier.»

208

Er klopfte sich mit den Fingerknöcheln gegen die Stirn.

«Aber Sie haben sich blitzschnell entschieden.»

«Ja, als ich ihn da stehen sah, dachte ich, dass ich ihn genauso gut endgültig kaltmachen kann. Also habe ich geschossen.»

Er verstummte.

«Was ist passiert?»

«Tja, was ist dann passiert. Ich weiß es nicht. Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, dass ich vorbeigeschossen habe, aber im ersten Moment dachte ich es. Er verschwindet, und von dort, wo ich stehe, sieht es aus, als wäre das Fenster zugemacht worden. In Windeseile. Das Rollo hängt an seinem Platz. Es sieht wieder alles aus wie immer.» «Was haben Sie dann gemacht?»

«Ich bin nach Hause gefahren. Was sollte ich denn tun? Dann habe ich jeden Tag in die Zeitungen geschaut, aber da stand nichts davon drin. Das Ganze war völlig unbegreiflich, fand ich damals. Aber das ist noch gar nichts dagegen, wie ich es jetzt sehe.»

«Wie hat Svärd gestanden, als Sie geschossen haben?» «Etwas vorgebeugt, den rechten Arm angehoben. In der einen Hand hat er bestimmt den Fensterhaken gehalten, und mit der anderen hat er sich am Rahmen abgestützt.» «Woher hatten Sie die Pistole?»

«Bekannte von mir hatten im Ausland ein paar Waffen auf Exportlizenzen gekauft. Ich habe die Waffen dann ins Land geschafft. Gleichzeitig habe ich mir überlegt, dass es vielleicht ganz gut sein könnte, selbst auch eine Knarre zu haben. Also habe ich zusätzlich noch eine Pistole gekauft. So eine, wie die anderen auch hatten. Ich bin kein Waffenexperte, aber die gefiel mir.» «Sind Sie sicher, dass Sie Svärd getroffen haben?» «Ja. Alles andere ist völlig undenkbar. Aber den Rest kapiere ich nicht. Warum hat sich zum Beispiel nie jemand dafür interessiert?»

208

essiert? Ich bin oft an dem Haus vorbeigekommen und habe zu dem Fenster hinaufgeschaut. Es war immer zu und das Rollo immer heruntergezogen. Also habe ich mich gefragt, ob ich nicht doch vorbeigeschossen habe. Dann sind ständig die seltsamsten Dinge passiert. Mein Gott, was für ein Chaos. Ich begreife überhaupt nichts. Und dann kommen plötzlich Sie und wissen alles.»

«Einen Teil kann ich sicher erklären», sagte Martin Beck. «Darf ich zur Abwechslung Ihnen ein paar Fragen stellen?» «Aber natürlich.»

«Erstens: Habe ich den Alten getroffen?» «Ja. Er war auf der Stelle tot.»

«Immerhin. Ich dachte allmählich schon, er sitzt im Nebenzimmer, liest Zeitung und pisst sich vor Lachen in die Hose.» «Sie haben folglich einen Mord begangen», sagte Martin Beck ernst.

«Ach was», erwiederte Mauritzon ungerührt. «Das behaupten die anderen Schlaumeier auch. Mein Anwalt, um nur ein Beispiel zu nennen.» «Noch Fragen?»

«Warum hat sich keiner dafür interessiert, dass er tot war? Es hat nicht eine Zeile darüber in der Zeitung gestanden.»

«Svärd wurde erst viel später gefunden. Aufgrund diverser Zufälle glaubte man anfangs, er habe Selbstmord begangen.»

«Selbstmord?»

«Ja, selbst die Polizei arbeitet manchmal schlampig. Die Kugel hat ihn frontal getroffen, was sich dadurch erklären lässt, dass er sich in dem Moment, als er getroffen wurde, nach vorn lehnte. Und das Zimmer, in dem er lag, war von innen verschlossen, auch das Fenster war zu.»

«Aha. Dann hat er es sicher mitgezogen, als er umkippte, und dann ist der Haken in die Ose gefallen.»

209

«Zu diesem Schluss bin ich auch gekommen. In etwa jedenfalls. Wird eine Person von einem Projektil so großen Kalibers getroffen, wird sie mehrere Meter nach hinten geschleudert. Selbst wenn Svärd den Fensterhaken nicht direkt in der Hand gehalten hat, kann er durchaus an seinem Platz gelandet sein, als das Fenster zuschlug. Ich habe erst kürzlich ein ähnliches Phänomen gesehen.» Martin Beck lächelte in sich hinein.

«Damit wäre die Sache im Großen und Ganzen klar», sagte er.

«Im Großen und Ganzen klar? Woher haben Sie zum Beispiel gewusst, was ich kurz vor dem Schuss gedacht habe?» «Das ist, ehrlich gesagt, nur eine Vermutung gewesen», erwiederte Martin Beck. «Haben Sie sonst noch eine Frage?» «Noch eine? Nehmen Sie mich auf den Arm?» «Ganz und gar nicht.»

«Dann haben Sie doch bitte die Güte, mir Folgendes zu erklären. An dem Abend damals bin ich direkt nach Hause gefahren. Ich habe die Pistole in eine alte Tasche gelegt, die ich mit Steinen gefüllt hatte. Dann habe ich die Tasche verschnürt, und zwar ordentlich, und an einem sicheren Ort abgestellt. Aber vorher habe ich den Schalldämpfer abgenommen und ihn platt gehämmert. Es war tatsächlich so ein Einmalteil, aber ich habe ihn nicht selbst gebaut, wie Sie gesagt haben, sondern mit der Pistole gekauft. Am nächsten Morgen habe ich den Zug nach Södertälje genommen. Auf dem Weg zum Bahnhof bin ich in ein wildfremdes Haus gegangen und habe den Schalldämpfer in den Müllschlucker geworfen. Ich erinnere mich nicht mal genau, welches Haus es gewesen ist. In Södertälje habe ich mein Motorboot geholt, das dort lag, bin damit nach Stockholm hinaufgefahren und am Abend angekommen. Am nächsten Tag habe ich mir die Tasche mit der Pistole geschnappt, bin Rich

209

tung Vaxholm verdammt weit in die Schären hinausgefahren und habe sie mitten in der Fahrinne ins Meer geworfen.» Martin Beck runzelte die Stirn.

«Ich weiß also ganz genau, dass ich das alles getan habe», sagte Mauritzon erregt. «Niemand hat Zugang zu meiner Wohnung, während ich fort bin. Keiner hat jemals einen Schlüssel zu ihr gehabt. Den wenigen Bekannten, die überhaupt wissen, wo ich wohne, habe ich gesagt, dass ich an diesen Tagen, an denen ich meine Geschäfte mit Svärd zu einem Abschluss bringen wollte, in Spanien sein würde.» «Und?»

«Trotzdem sitzen Sie hier heute und wissen alles. Sie wissen alles über die Pistole, die nachweislich auf dem Meeresgrund liegt. Sie wussten das von dem Schalldämpfer. Hätten Sie die verdammte Güte, mir das zu erklären?» Martin Beck dachte nach. Schließlich sagte er: «Sie müssen sich irgendwie geirrt haben.» «Geirrt? Aber ich habe Ihnen doch jedes Detail erzählt. Zum Teufel, ich weiß ja wohl noch, was ich tue? Oder ...» Mauritzon lachte schrill, verstummte abrupt und sagte: «Sie sitzen auch nur da und legen mich herein. Glauben Sie ja nicht, dass ich das alles vor Gericht wiederholen werde.» Der Mann begann von neuem, unkontrolliert zu lachen. Martin Beck stand auf, öffnete die Tür, winkte den Wachmann zu sich und sagte:

«Ich bin fertig. Jedenfalls für den Moment.»

Mauritzon wurde abgeführt. Er lachte immer noch. Es klang schauerlich.

Martin Beck öffnete die Schreibtischschublade, spulte das Band bis ans Ende vor und ging damit zur Sonderkommission hinein, wo Rönn und Kollberg saßen.

«Und?», meinte Kollberg. «Hat Mauritzon dir gefallen?»

210

«Nicht besonders. Aber ich habe das nötige Beweismaterial für eine Mordanklage gegen ihn.»

«Wen hat er denn jetzt ermordet?»

«Svärd.»

«Tatsächlich?»

«Ganz sicher. Er hat es sogar gestanden.»

«Jau, das Band da», sagte Rönn. «Ist das aus meinem Gerät?»

«Ja.»

«Dann wirst du nicht viel Freude daran haben. Der Apparat funktioniert nicht.»

«Ich habe ihn ausprobiert.»

«Jau, er nimmt die ersten zwei Minuten auf. Dann hört man nichts mehr. Morgen soll ein Techniker kommen und ihn reparieren.» «Aha.»

Martin Beck betrachtete das Tonband und sagte: «Das macht nichts. Mauritzon ist durch die Indizienbeweise überführt. Wie Lennart schon gesagt hat, kann ihm der Besitz der Mordwaffe nachgewiesen werden. Hat Hjelm euch eigentlich gesagt, dass ein Schalldämpfer auf dem Lauf gesessen hat?» «Ja», antwortete Kollberg und gähnte. «Aber in der Bank hat er keinen Schalldämpfer benutzt. Warum guckst du so komisch?»

«Irgendwas ist merkwürdig an diesem Mauritzon», sagte Martin Beck.

«Es gibt da etwas, das ich nicht verstehe.» «Was verlangst du», erwiderte

Kollberg. «Vollen Einblick in die menschliche Psyche? Hast du vor, eine Abhandlung in Kriminologie zu schreiben?» «Tschüs», sagte Martin Beck. Und ging.

«Jau», meinte Rönn. «Zeit dazu hat er ja jetzt. Wo er doch Kriminaldirektor wird.»

211

30

Mauritzons Fall wurde am Stockholmer Amtsgericht verhandelt, und die Anklage lautete auf Mord, Totschlag und bewaffneten Raub sowie Drogenhandel und diverse andere Delikte. Er bestritt alles. Auf jede Frage antwortete er, dass er nichts wisse, dass die Polizei ihn zum Sündenbock machen wolle und die Beweise selbst arrangiert habe. Bulldozer Olsson war ganz in seinem Element und setzte den Angeklagten hart unter Druck. Der Staatsanwalt änderte sogar noch im Gerichtssaal die Anklage von Totschlag auf Mord.

Nach dreitägiger Verhandlung stand das Urteil fest. Mauritzon wurde für den Mord an Gärdon und den Raubüberfall in der Hornsgatan zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurteilt. Außerdem wurde er diverser anderer Vergehen schuldig gesprochen, unter anderem der Beihilfe an den Überfällen der Mohren-Bande.

Dagegen wurde die Anklage im Mordfall Karl Edvin Svärd fallengelassen. Der Verteidiger, der im ersten Teil des Prozesses apathisch agiert hatte, erwachte zum Leben und ging scharf gegen die technische Beweisführung an. Unter anderem hatte er eigene Experten vorladen lassen, die Zweifel an der ballistischen Untersuchung äußerten und berechtigterweise darauf hinwiesen, dass die Patronenhülse durch äußere Einwirkungen zu beschädigt war, um mit Sicherheit Mauritzons Pistole zugeordnet werden zu können.

Martin Beck trat als Zeuge auf, aber seine Aussage wurde als lückenhaft und zum Teil auf unlogischen Vermutungen basierend beurteilt.

211

Unter dem Blickwinkel der Gerechtigkeit spielte das jedoch im Grunde keine Rolle. Ob Mauritzon für einen oder zwei Morde verurteilt wurde, hatte keine Auswirkungen auf das Strafmaß. Lebenslänglich ist die schwerste Strafe, die das schwedische Recht kennt.

Mauritzon lauschte dem Urteil mit einem schiefen Lächeln. Überhaupt hatte er sich während der gesamten Gerichtsverhandlung ein wenig seltsam benommen. Als der Vorsitzende Richter den Angeklagten fragte, ob er das Urteil verstanden habe, schüttelte Mauritzon den Kopf. «Im Prinzip bedeutet es, dass Sie des Raubüberfalls in der Hornsgatan und des Mordes an Herrn Gärdon schuldig befunden wurden. Dagegen hat das Gericht Sie vom Vorwurf des Mordes an Karl Edvin Svärd freigesprochen. Insgesamt sind Sie zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Sie werden nun in Gewahrsam genommen, bis das Urteil rechtskräftig ist.»

Mauritzon lachte, als ihn die Wachen abführten; jeder, der dies sah, gewann den Eindruck, dass er ein ungewöhnlich verstockter Verbrecher war, der keine Reue und keinen Respekt vor dem Gesetz und dem Gericht zeigte.

Monita saß mit ihrem Italienisch-Lehrbuch aus der Abendschule auf dem Schoß in einer schattigen Ecke der Hotelterrasse. In dem kleinen Bambuswäldchen im Garten spielte Mona mit einem ihrer neuen Spielkameraden. Sie saßen auf der sonnengefleckten Erde zwischen den schlanken Bambusstämmen, und Monita hörte ihre hellen Stimmen und wunderte sich, wie leicht Kinder sich verständigen konnten, ohne ein Wort von der Sprache des anderen zu begreifen. Mona konnte im Übrigen bereits einige Worte, und Monita war überzeugt, dass ihre Tochter die fremde Sprache wesentlich schneller beherrschen

212

würde als sie selbst, die allmählich schon die Hoffnung verlor, sie jemals zu lernen.

Hier im Hotel kam sie mit Englisch und ein paar Brocken Deutsch zurecht, aber sie wollte sich auch mit anderen Menschen als dem Hotelpersonal unterhalten können. Deshalb hatte sie angefangen, Italienisch zu lernen, denn es schien bedeutend leichter zu sein als Slowenisch, und sie hoffte, sich damit fürs Erste in dieser Gegend nahe der italienischen Grenze verständigen zu können.

Es war unglaublich heiß, und die Hitze machte sie schlafelig, obwohl sie im Schatten saß und es erst eine Viertelstunde her war, dass sie oben auf ihrem Zimmer zum vierten Mal seit dem Morgen geduscht hatte. Sie schlug das Buch zu und steckte es in die Tasche, die neben ihrem Stuhl auf dem Steinfußboden stand.

Auf der Straße und dem Kai hinter dem Hotelgarten flanierten leichtbekleidete Touristen, darunter auch viele Schweden, zu viele, fand Monita. Die Einwohner der kleinen Stadt waren in dem Gewimmel leicht auszumachen, sie bewegten sich selbstsicher und zielstrebig, und viele von ihnen trugen unterschiedliche Dinge; Körbe mit Eiern oder Obst, große dunkle Brote aus der Bäckerei auf dem Kai, Angelzeug oder ihre Kinder, und vor kurzem war ein Mann mit einem frischgeschlachteten Schwein auf dem Kopf vorbeigekommen. Zumindest die älteren Leute waren außerdem fast ausnahmslos schwarz gekleidet. Sie rief nach Mona, die mit ihrem neuen Spielkameraden im Schlepptrai angelauften kam.

«Ich wollte einen Spaziergang machen», sagte Monita. «Nur bis zu Rozetas Haus und zurück. Willst du mitkommen?» «Muss ich?», fragte Mona.

«Nein, natürlich musst du nicht. Bleib hier und spiel, wenn du willst. Ich bin bald wieder zurück.»

212

Monita ging den Hügel hinter dem Hotel hinauf. Rozetas Haus lag eine Viertelstunde Fußweg vom Hotel entfernt auf dem Bergkamm. Es wurde immer noch so genannt, obwohl Rozeta seit fünf Jahren tot war und das

Haus inzwischen ihren drei Söhnen gehörte, die alle eigene Häuser unten in der Stadt hatten.

Schon in der ersten Woche hatte Monita den ältesten der Söhne kennengelernt, der im Hafen eine Bodega betrieb, und seine Tochter war es, mit der Mona am liebsten spielte. Mittlerweile kannte Monita seine ganze Familie, konnte sich jedoch nur mit dem Mann unterhalten, der Seemann gewesen war und gut Englisch sprach. Sie war froh, so schnell Freunde in der Stadt gefunden zu haben, aber das Beste von allem war, dass sie Rozetas Haus im Herbst würde mieten können, wenn der Amerikaner, der es während der Sommermonate bewohnte, heimgereist war. Und da es erst im nächsten Sommer wieder jemandem versprochen war, konnten sie und Mona dort den ganzen Winter wohnen.

Rozetas Haus war weiß getüncht, geräumig und gemütlich und lag in einem großen Garten mit einer phantastischen Aussicht auf Berge, Hafen und Bucht.

Monita ging manchmal hin, setzte sich eine Weile in den Garten und unterhielt sich mit dem Amerikaner, einem pensionierten Offizier, der sich in dem Haus niedergelassen hatte, um seine Memoiren zu schreiben. Auf dem Weg den steilen Hang hinauf dachte Monita wieder an die Ereignisse zurück, die sie hierhergeführt hatten. Wie oft sie das in den letzten drei Wochen getan hatte, wusste sie nicht zu sagen, und sie würde wahrscheinlich nie aufhören, sich zu wundern, dass alles so schnell und selbstverständlich passiert war, nachdem sie sich erst einmal zum Handeln entschlossen hatte. Außerdem würde sie nie wirklich darüber hinwegkommen,

213

dass sie getötet hatte, um ihr Ziel zu erreichen, aber vielleicht konnte sie sich im Laufe der Zeit doch mit der Erinnerung an jenen unabsichtlichen, aber definitiven Schuss versöhnen, der ihr in schlaflosen Nächten noch durch den Kopf hallte. Ihr Fund in Filip Mauritzons Küchenschränk war entscheidend gewesen. Im Grunde hatte sie bereits dort in seiner Küche ihren Entschluss gefasst, als sie plötzlich die Pistole in der Hand hielt. Anschließend hatte sie zweieinhalb Monate gebraucht, um ihren Plan zu schmieden und Mut zu sammeln. Zehn Wochen, in denen sie an nichts anderes gedacht hatte. Als sie schließlich zur Tat schritt, glaubte sie, alle möglichen Situationen durchdacht zu haben, die eintreten könnten, nicht zuletzt, während sie sich in der Bankfiliale aufhielt. Trotzdem hatte sie nie mit der Möglichkeit gerechnet, so überrumpelt zu werden, wie es ihr passiert war. Sie verstand nichts von Schusswaffen und hatte die Pistole nicht näher untersucht, da sie nur einschüchtern sollte, und sie hätte nie gedacht, dass man so einfach damit schießen könnte.

Als der Mann auf sie zukam, hatte sie die Pistole unwillkürlich fester gepackt und war völlig unvorbereitet, als der Schuss sich löste. Als sie den Mann dann fallen sah und ihr bewusst wurde, was sie getan hatte, war sie in Panik geraten. Es wunderte sie noch immer, dass sie danach

überhaupt fähig gewesen war, einigermaßen planvoll zu handeln; sie hatte sich durch den Schock innerlich wie gelähmt gefühlt.

Sie hatte die U-Bahn nach Hause genommen und den Beutel mit dem Geld in einem der Koffer, die sie bereits am Vortag gepackt hatte, zwischen Monas Kleider gelegt.

Danach hatte sie angefangen, irrational zu handeln.

Sie hatte sich ein Kleid und Sandalen angezogen und ein Taxi in die Armfelsgatan genommen. Das war nicht Teil ihres ursprünglichen Plans gewesen, aber sie hatte auf einmal das

214

Gefühl gehabt, Mauritzon treffe eine Teilschuld daran, dass der Mann in der Bank erschossen worden war, und sie wollte die Waffe dorthin zurücklegen, wo sie sie gefunden hatte. Als sie in Mauritzons Küche stand, erkannte sie, wie unvernünftig dieser Gedanke war, geriet plötzlich in Panik und lief davon. Im Erdgeschoss sah sie, dass die Kellertür offen stand. Sie ging in den Keller hinab und wollte gerade die Tür zum Müllraum öffnen, um die grüne Segeltuchtasche zwischen die Abfälle zu stopfen, als sie Stimmen hörte und begriff, dass die Müllabfuhr kam, um die Säcke zu leeren. Sie lief den Kellergang hinab, gelangte in eine Art Abstellkammer und versteckte die Tasche in einer Holzkiste, die dort in der Ecke stand. Anschließend wartete sie, bis die Tür hinter den Müllmännern wieder zugeschlagen war, und verließ danach sofort das Haus. Am nächsten Morgen verließ sie das Land. Monita hatte immer schon davon geträumt, Venedig zu sehen, und weniger als vierundzwanzig Stunden nach dem Bankraub war sie mit Mona dort. Sie blieben nur zwei Tage, da es sich schwierig gestaltete, ein Hotelzimmer zu finden, und die drückende Hitze in Verbindung mit dem Gestank aus den Kanälen beinahe unerträglich war. Außerdem konnten sie ja später noch einmal hinfahren, wenn die Touristensaison vorüber war. Sie fuhren mit dem Zug nach Triest und weiter zu der kleinen Stadt in Istrien, Jugoslawien, wo sie jetzt waren. In einem der Koffer, die im Kleiderschrank ihres Hotelzimmers standen, lag der schwarze Nylonbeutel mit 87000 Kronen in schwedischen Geldscheinen. Sie hatte sich schon des Öfteren überlegt, dass sie das Geld vielleicht an einem Ort deponieren sollte, der sicherer war. An einem der nächsten Tage würde sie nach Triest fahren und es zur Bank bringen. Der Amerikaner war nicht zu Hause, aber Monita ging in den Garten und setzte sich mit dem Rücken an einen Baum, der

214

wahrscheinlich eine Pinie war. Sie zog die Beine an, legte das Kinn auf die Knie und blickte auf die Adria hinaus. Es herrschte ungewöhnlich klare Sicht, und sie konnte die Linie des Horizonts und ein kleines weißes Passagierschiff sehen, das auf den Hafen zuhielt.

Die Felsen am Ufer, der weiße Strand und die funkelnd blaue Bucht sahen in der Mittagshitze ausgesprochen verlockend aus. Sie würde nachher hinuntersteigen und schwimmen gehen.

Der Reichspolizeichef hatte Kriminaldirektor Stig Malm in sein großes, helles Eckbüro im ältesten Gebäudeteil des Polizeihauptquartiers gebeten. Die Sonne warf ein rautenförmiges Viereck aus Licht auf den himbeerroten Teppich, und durch die geschlossenen Fenster hörte man gedämpfte Laute vom U-Bahn-Bau.

Anlass ihres Gesprächs war Martin Beck. «Du bist ihm, als er krankgeschrieben war und in den beiden Wochen, die er jetzt wieder im Dienst ist, doch wesentlich öfter begegnet als ich», sagte der Reichspolizeichef. «Welchen Eindruck macht er auf dich?»

«Das kommt ganz darauf an, was du meinst», antwortete Malm. «Meinst du seinen Gesundheitszustand?» «Seinen körperlichen Zustand können die Ärzte sicher am besten beurteilen. Mir scheint er jedenfalls wieder völlig gesund zu sein. Ich meinte eher, welchen Eindruck du von seiner psychischen Verfassung hast.»

Kriminaldirektor Malm strich sich über seine sorgsam gepflegten Locken. «Tja», sagte er. «Das ist natürlich schwer zu sagen ...» Es wurde still im Raum, und der Reichspolizeichef wartete eine Weile auf eine Fortsetzung, ehe er selbst mit leicht gereizter Stimme sagte:

215

«Ich meine nicht, dass du hier eine ausführliche psychologische Analyse durchführen sollst. Ich dachte nur, du könntest mir sagen, welchen Eindruck er im Moment auf dich macht.» «So oft bin ich ihm nun auch wieder nicht begegnet», erwiederte Malm ausweichend.

«Aber du hast mehr mit ihm zu tun gehabt als ich», sagte der Reichspolizeichef. «Ist er wieder ganz der Alte?» «Du meinst, verglichen damit, wie er war, bevor er angeschossen wurde? Nein, das vielleicht nicht. Nun war er natürlich auch lange krank und nicht im Dienst und braucht vielleicht noch etwas Zeit, um sich wieder einzugewöhnen.» «In welcher Hinsicht hat er sich deiner Meinung nach verändert?»

Malm sah seinen Chef unsicher an und sagte:

«Naja, zum Besseren jedenfalls nicht. Er ist ja schon immer ein wenig seltsam und undurchschaubar gewesen. Und im Dienst hat er oft ein bisschen sehr eigenmächtig gehandelt.»

Der Reichspolizeichef beugte sich vor und runzelte die Stirn.

«Findest du? Tja, das ist sicherlich richtig, aber früher hat er mit seiner Arbeit immer gute Ergebnisse erzielt. Du meinst also, er ist noch eigenwilliger geworden?»

«Ach, ich weiß nicht. Er ist ja erst seit vierzehn Tagen wieder im Dienst...»

«Ich habe den Eindruck, dass er unkonzentriert ist», sagte der Reichspolizeichef. «Dass er nicht mehr den richtigen Biss hat. Sieh dir doch nur die Ermittlungen zu dem Todesfall in der Bergsgatan an.»

«Ja», stimmte Malm zu. «Die hat er schlecht geführt.» «Skandalös. Und nicht nur das. Das Ganze kommt einem doch total wirr vor. Man kann

nur froh sein, dass sich die Presse nicht für den Fall interessiert hat.
Dafür ist es allerdings noch nicht zu

361

spät, die ganze Sache könnte immer noch herauskommen, was nicht gut für uns wäre, am allerwenigsten für Beck.» «Was soll man dazu sagen. Ich weiß auch nicht», sagte Malm. «Manche Dinge in dieser Ermittlung scheinen reine Hirngespinste zu sein. Und dann dieses angebliche Geständnis ... tja, man weiß nicht recht, was man davon halten soll.» Der Reichspolizeichef stand auf, ging zum Fenster und blickte auf die Agnegatan und das Rathaus gegenüber hinaus. Nach einigen Minuten kehrte er zu seinem Stuhl zurück, legte die Handflächen auf die Tischplatte, musterte seine Fingernägel und sagte:

«Ich habe über die Sache mit Beck lange nachgedacht. Und wie du siehst, hat sie mir nicht zuletzt angesichts unseres früheren Beschlusses, ihn zum Kriminaldirektor zu befördern, Sorgen gemacht.»

Er legte eine Pause ein, und Malm wartete gespannt. «Nun sehe ich die Sache so», fuhr der Reichspolizeichef fort. «Die Art und Weise, in der Beck sich um den Fall Sköld gekümmert hat ...»

«Svärd», unterbrach ihn Malm. «Der Mann hieß Svärd.» «Wie? Ach so, dann eben Svärd. Becks Auftreten deutet darauf hin, dass er labil ist, meinst du nicht?»

«In einem gewissen Sinn scheint er völlig verrückt zu sein, finde ich», sagte Malm.

«Nun ja, wir wollen hoffen, dass es dann doch nicht so schlimm ist. Aber er ist psychisch alles andere als gefestigt, und ich denke, man sollte abwarten und beobachten, ob das ein permanenter Zustand ist oder nur eine vorübergehende Folge seiner Erkrankung.»

Der Reichspolizeichef hob die Hände etwa zehn Zentimeter über die Tischplatte und ließ sie wieder fallen.

«Ich bin mit anderen Worten der Auffassung», sagte er, «dass es

362

ein bisschen zu gewagt wäre, ihn jetzt zum Kriminaldirektor zu befördern. Er sollte auf seiner jetzigen Stelle bleiben, dann werden wir weitersehen. Seine Beförderung ist ja bis jetzt nur eine Erwägung gewesen und noch nicht offiziell beschlossen worden, weshalb ich vorschlagen würde, wir vergessen das Ganze einfach und lassen die Sache vorläufig auf sich beruhen. Ich habe noch andere geeignete Kandidaten, die ich für den Posten vorschlagen kann, und Beck wird nie erfahren, dass er in Betracht gezogen wurde, sodass kein Schaden entstanden ist. Sollen wir es so machen?»

«Ja», antwortete Malm. «Das ist sicher eine vernünftige Entscheidung.» Der Reichspolizeichef erhob sich, ging zur Tür und hielt sie Malm auf, der aus seinem Stuhl aufsprang. «Das will ich wohl meinen», sagte der Reichspolizeichef und schloss die Tür hinter Malm. «Eine sehr vernünftige Entscheidung.»

Als die abgeblasene Beförderung zwei Stunden später Martin Beck zu Ohren kam, musste er ausnahmsweise einmal einer Äußerung des Reichspolizeichefs zustimmen. Es war ohne jeden Zweifel eine selten vernünftige Entscheidung, die sein Chef getroffen hatte.

Filip Trofast Mauritzon ging in seiner Zelle auf und ab. Er war ununterbrochen in Bewegung und auch seine Gedanken ruhten nie. Im Laufe der Zeit waren sie jedoch immer simpler geworden und beschränkten sich mittlerweile auf wenige Fragen.

Was war eigentlich geschehen? Wie war es passiert?

Er konnte keine von ihnen beantworten.

Die Wärter, die ihn im Auge behielten, hatten bereits mit dem

363

Gefängnispsychologen gesprochen. In der kommenden Woche würden sie auch dem Geistlichen Bescheid sagen. Mauritzon wiederholte immer wieder, er wolle Erklärungen haben; der Priester war gut in Erklärungen und konnte sich vielleicht nützlich machen.

Der Gefangene lag regungslos im Dunkeln. Er konnte nicht schlafen.

Er dachte:

Was zum Teufel ist eigentlich geschehen? Wie ist es passiert?

Irgendjemand musste es wissen. Wer?